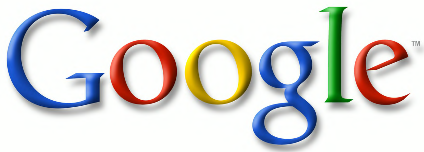
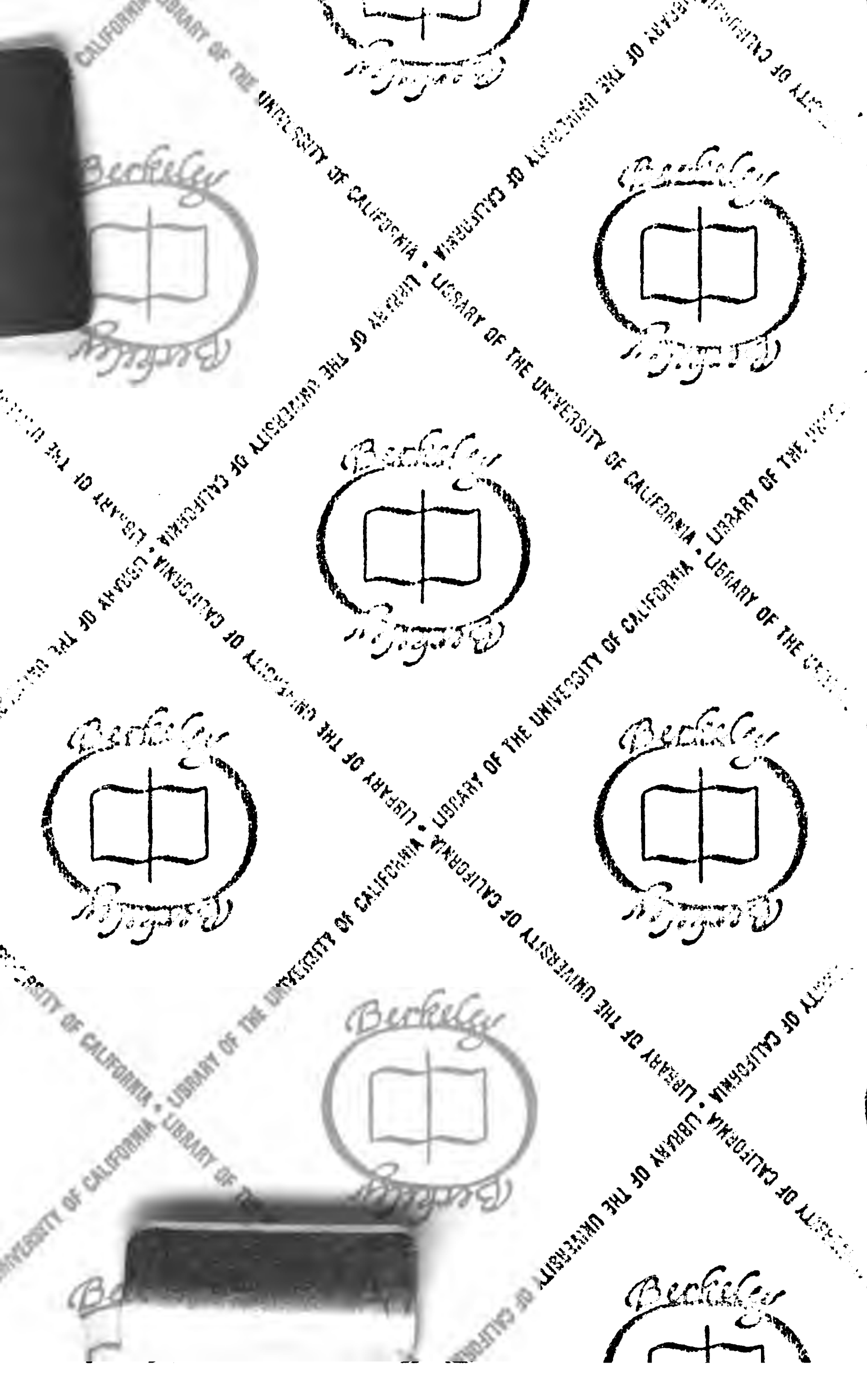
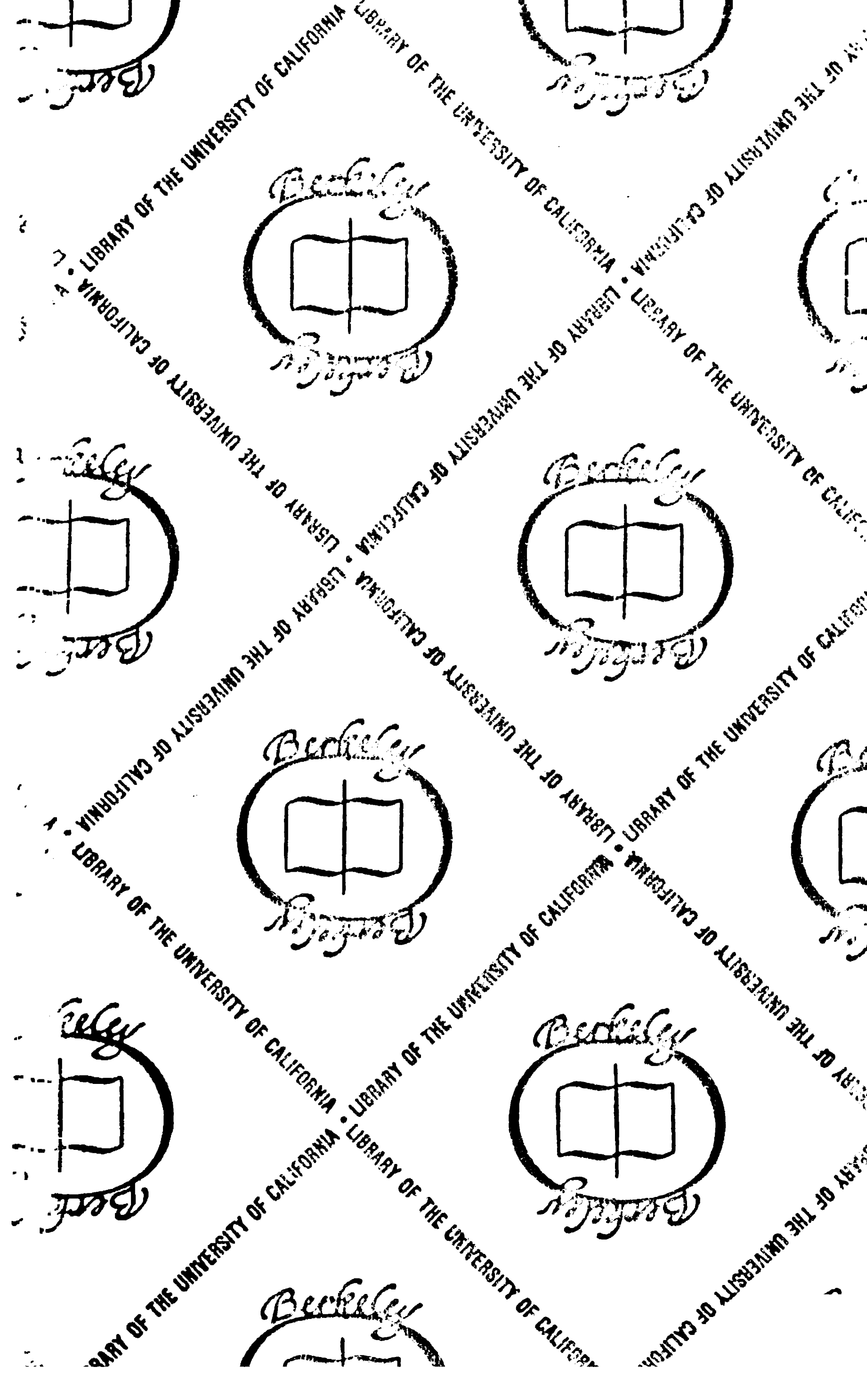



LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Berkeley


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Berkeley

Hüter der Schwelle

Hüter der Schwelle

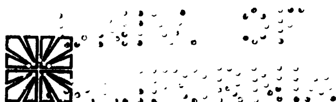
Roman

von

Frieda Freiin v. Bülow

> Wir, wir leben, unser sind die Stunden,
> Und der Lebende hat recht.
>
> Schiller.

Zweite Auflage.



Dresden
Verlag von Carl Reißner
1907.

Hüter der Schwelle

Roman

von

Frieda Freiin v. Bülow

Wir, wir leben, unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht.

Schiller.

Zweite Auflage.

Dresden
Verlag von Carl Reißner
1907.

Hüter der Schwelle

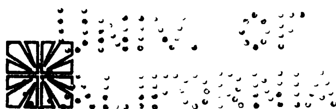
Roman

von

Frieda Freiin v. Bülow

Wir, wir leben, unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht.
Schiller.

Zweite Auflage.



Dresden
Verlag von Carl Reißner
1907.

Druck von Petzschke & Gretschel, Dresden-A. 27.

I.

An einem Frühlingstage war's und im zerfallenden Rittersaal der Rudelsburg.

Zwei niedliche Backfische standen an einem der Fenster und blickten nach Saaleck hinüber.

Dieta sagte: „Nun denken wir uns Burg Saaleck noch bewohnt wie einst und die Rudelsburg auch. Die Rudelsburg bewohne ich und Saaleck Du. Oder möchtest Du lieber die Rudelsburg haben?"

„O nein. Saaleck gefällt mir."

„Weißt Du: wir sind die Frauen der Ritter, denen die Burgen gehören."

„Ja. Wir sitzen also meistens mit dem weiblichen Hausgesinde in der Frauenkemnate und weben und spinnen, während unsere Eheherren das Land nach Abenteuern durchreiten."

„Aber da wir Schwestern sind und Nachbarinnen, besuchen wir einander."

„Na, nicht oft, glaube ich! Du mußt bedenken, daß da unten das Land unsicher ist von fahrendem Volk, fremden Landsknechten und so. Unsre Gebieter werden uns nicht ohne Waffengeleit außerhalb der Burgmauern gehen lassen."

„Das ist schlimm. — Dann stehe ich bei Sonnenuntergang hier am Fenster und schaue auf die goldglühende Saale hinunter und hinüber nach Deinen zwei trutzigen Türmen und sehne mich nach Dir."

Gertrud, die andere, entgegnete: „Ich sehne mich aber nach dem weiten Land draußen und nach der Freiheit, — halb zu Tode! Meine Burgmauern sind mir zu eng."

„Ja, dafür sind wir Edelfrauen. Noblesse oblige."

„Trotzdem. Ich kann mich nicht einsperren lassen. Ich tue eines Tages etwas Fürchterliches, laufe mit einem Spielmann fort oder verfalle auf so unerlaubte Gedanken, daß man mich für eine Hexe hält und verbrennt. Denn das ist zeitgemäß, mußt Du wissen."

Dieta schüttelte in lebhaftem Verneinen den Kopf. „So etwas kannst Du nicht tun, weil Du eine aus dem Hause Vetzra bist. In unserer Familiengeschichte steht geschrieben: Die Männer dieses edlen Geschlechts sind immer tapfer gewesen und die Frauen immer tugendhaft. Du kannst davon keine Ausnahme machen, Trude!"

„Ich bin im tiefsten Herzen sehr edel und tugendhaft", behauptete Gertrud, „und werde doch für eine Hexe gehalten, weil ich meine Art für mich habe. Das genügt, denn unsere Pfaffen und Juristen sind gerade vom Hexenwahnsinn besessen. Ob es sehr lange weh tut, lebendig verbrannt zu werden?"

„Ich glaube, es ist entsetzlich! Warum denkst Du Dir so gräßliche Dinge?!"

„Weil ich es mir vorstellen muß."

Von unten rief es: „Dieta! Trude! Wo bleibt Ihr?"

Die Ritterfrauen verließen schnell den romantischen Saal und wurden wieder Backfische in Lodenanzügen und Matrosenhüten.

Unten warteten die Eltern und die dicke, grob aussehende Tante Charlotte.

Beide jungen Mädchen freuten sich immer von neuem, daß sie mit den Eltern nach Berlin reisten und nicht wieder mit der Tante zurück in die Herrnhuter-Kolonie.

Die Eltern sahen vornehm und nach der großen Welt aus, von der sie sich phantastische, aus Romanen geschöpfte Vorstellungen machten. Aber die Tante war plump und häßlich und puritanisch gekleidet. So verschieden wie der Anblick der Eltern von dem der Tante, dünkte ihnen, müsse das Leben sein, das vor ihnen lag

im Sonnenflimmer von zehntausend phantastischen Möglichkeiten, von dem, welches sie nun endlich hinter sich hatten.

„Die schönsten Jugendjahre“, sagte die fünfzehnjährige Dieta, „haben wir nun hinter den düsteren Klostermauern Gnadendorfs bei Tante Charlotte vertrauern müssen!“ Sie wanderten in einiger Entfernung vor den „Erwachsenen“ den Weg nach Kösen zu.

„Ich freue mich ganz schrecklich auf Berlin“, sagte Gertrud heute wohl zum zehnten Mal. „Denke nur, wie viel interessante Menschen dort aus aller Welt zusammenströmen! Man sitzt, so zu sagen, an der Quelle der Zeitgeschichte.“

„Ich bin gern bei den Eltern“, meinte Dieta, „und darum gern in Berlin. Aber ein altes Schloß auf dem Land wäre mir doch noch lieber. Alles höchst feudal: Burgfried, Zinnen, Zugbrücke und so. Dort würde ich mich erst richtig zu Hause fühlen.“

„Nein, es kommt mehr auf die Menschen an als auf das Haus“, entgegnete Gertrud in ihrer siebzehnjährigen Weisheit.

„Ja, die Menschen müssen natürlich zum Schloß passen“, erklärte Dieta unbeirrt. „Ich weiß, wen ich am liebsten heiraten würde: den ältesten Sohn des Grafen Beßra auf Donarsbrunn. Denn Beßra ist der schönste Name und Donarsbrunn muß ein himmlisches altes Schloß sein!“

„Ich für mein Teil werde, — wenn überhaupt, — einen klugen, freidenkenden Bürgerlichen heiraten und mit ihm in der bewußten kleinsten Hütte leben. Wenn Du Frau Gräfin geworden bist und ich etwa Frau Schulze, erlaube ich Dir, mich zu verleugnen.“ Darüber lachte Dieta sehr.

Aber es kam ein Tag, an dem sie sich dieser kindischen Luftbauten erinnern sollte.

* * *

Den Vater hatten beide Töchter mehr als die Mutter geliebt, und nun war er so früh gestorben. „Die Sorge um das elende Geld hat ihn aufgerieben", pflegte Gertrud kummervoll zu sagen.

Mutter und Tochter wohnten in einer neuen, noch einreihigen Straße im äußersten Westen Berlins. Die Straße bestand aus vierstöckigen Mietshäusern, eines dicht am andern klebend, ohne Vorgärten, aber mit vorstädtischen Verkaufsläden zu ebener Erde.

Und doch besaß die Straße einen seltenen Vorzug: sie lag unmittelbar am freien Feld, so daß man aus allen Fenstern übers weite Land sah.

Dort hatte die Baronin Adelgunde Beßra ein drittes Stockwerk inne.

Spärliches Novemberlicht drang durch die sahnenfarbenen Mullvorhänge des großen Fensters, ohne das tiefe, geräumige Zimmer ganz zu erhellen, obschon es noch früh am Nachmittag war.

Nahe dem weißen Kachelofen saß auf wappengeschnitztem Eichenstuhl die Baronin, die eine geborene Freiin von Rotendorff war, und spann. Diese Arbeit war in ihrem ländlichen Elternhaus noch allgemeine Sitte gewesen, und sie hatte die Gewohnheit behalten. Der silberne Netzbecher blinkte, und um den Flachs des bauschigen Rockens war ein buntes seidenes Bauernband gewunden. Das Rad war ein zierlich eng und hoch gebautes Stockrädchen braun poliert, eingelegt und fein gedrechselt. Als Zier hingen Elfenbeinglöckchen daran, welche geräuschlos pendelten, so lang der fleißig tretende Fuß der Dame Adelgunde das Rad in Schwung hielt.

Die Schnauze auf den ausgestreckten wolligen Pfoten, lag Ponto, der schwarze Pudel, schlafend zu der Baronin Füßen.

Manchmal, wenn das Herbstgewölk draußen sich ein wenig lichtete, fiel ein Schimmer auf die aristokratischen Züge der Spinnerin, auf ihre Adlernase, den schmalen

Mund, die grauen Augen, deren hellblonde Wimpern und Brauen kaum sichtbar wurden.

Der Eßtisch, der die Mitte des großen Zimmers einnahm, war gedeckt. Es lagen Kuverts für vier Personen.

In einem Ledersessel, gerade gegen die helle Fläche des Fensters, wie ein goldumrandeter Schattenriß anzuschauen, saß Gertrud. Und vor ihr stand, die Hände auf der Lehne eines Stuhls, den er spielend wippen ließ, ein junger blonder Mann.

Zwischen den beiden war ein lebhaftes Gespräch in Gang. Der junge Mann, — er hieß Jakob Karlsen und hatte National-Ökonomie studiert, — warf seine Worte in überstürzter Hast hervor, als liefen ihm die Gedanken davon und er müsse ihnen nachjagen, um sie mit dem schwerfälligen Werkzeug der Sprache festzustellen. Er sowie Gertrud Beßra waren in freudigem Eifer. Während sie die weltbewegenden Einbrüche eines Ibsen, eines Nietzsche in die festumhegte Hürde der Tradition erörterten, meinten sie die Morgenröte einer geistig freieren, wahrhafteren und mutvolleren Zeit am Himmel aufsteigen zu sehen. Das begeisterte sie.

Der Baronin Adelgunde war der Faden gerissen. Wenn sie sich über die Spule neigte, um mit dem silbernen Haken den verlorenen Faden zu suchen, stand das Rädchen still. Sobald das gleichmäßige Schnurren verstummte, erwachte Ponto und hob fragend den Kopf. Und der Wassersturz eifernder Rede der Jugend am Fenster stockte.

„Ihr sprecht mir zu klug", bemerkte die Baronin; „der liebe Gott hat immer dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen."

Gertrud und Karlsen wandten die Gesichter der Baronin zu, Gertrud nachdenklich, gleichsam die Fenster ihrer Seele verhängend; Karlsen mit einem nichtssagenden Höflichkeitslächeln.

Beide waren aus der Stimmung gekommen und schwiegen.

„Ich habe Hunger!“ beschwerte sich die Baronin; „es ist schon Gott weiß wie spät. Wo bleibt nur die Dieta?!“

„Mohrenthal wird sie noch aufgehalten haben“, entschuldigte Gertrud. „Mir ist, als wäre heute ihr monatliches Honorar fällig.“

Die Baronin seufzte.

Es war ihr leid genug, daß die hübsche Dieta nach des Vaters Tod im allerschönsten Jugendalter zwei Jahre das greuliche Seminar besucht und dann das Lehrerinnen-Examen gemacht hatte. Aber daß sie jetzt die Kinder des reichen Juden unterrichtete und dafür monatlich bezahlt wurde wie irgend ein Dienstmädchen, das verletzte den Adelsstolz doch zu empfindlich.

Aber die Töchter taten, was sie wollten, und fragten nicht viel nach ihren, der Mutter Gefühlen! —

Ernsthaft hatte die Baronin freilich nie etwas einzuwenden gewagt, weder gegen Gertruds schriftstellerische, noch gegen Dietas Lehrtätigkeit. Denn es war alles so sündhaft teuer in diesem Babylon an der Spree, daß es ihr nur zu willkommen war, wenn die Töchter für ihr Taschengeld selbst sorgten.

Also mußte man schweigen und seufzend beklagen, daß die Mädchen lieber in Berlin erwerben wollten, als in der ländlichen Stille in Gnadendorf, wohin es die Baronin so sehr zog, ein geruhsames, idyllisches und standeswürdiges Dasein zu führen.

* * *

Dieta von Vetzra stand in Hut und Jäckchen vor dem Professor Doktor Moritz Mohrenthal, dem berühmten Spezialisten für Nervenerkrankungen, in dessen Salon.

„Ich möchte Sie nicht verletzen, liebes Fräulein“,

sagte Mohrenthal und neigte sich so zu Dieta hin, daß sein schwarzer Vollbart beinahe ihre Stirn berührte, „verstehen Sie mich, bitte, nicht falsch, — ich lege dieser Formalität gar keinen Wert bei. Verstehen Sie mich?“

„Nein, ich verstehe Sie wirklich nicht“, sagte Dieta ein wenig ärgerlich.

Er hatte es an sich, fast zu allem, was er sagen wollte, vorsichtig vorbereitende Einleitungen zu machen. Sein: „Mißverstehen Sie mich nicht“ oder „Ich möchte nicht taktlos erscheinen“, das klang immer, als müsse man sich auf irgend etwas Peinliches gefaßt machen. Es erregte Unbehagen und ganz zwecklos.

„Ich verstehe Sie gar nicht.“

Er kniete mit einem Bein auf einem Stuhl und bog den Stuhl und sich selbst ihr immer näher, ihre etwas gereizte Einwendung nicht beachtend und ebenso wenig bemerkend, daß sie vor seiner körperlichen Nähe zurückwich.

„Sie müssen mir erlauben, ganz einfach als alter Freund zu Ihnen zu sprechen“, fuhr er fort.

„Aber bitte!“

Des Pudels Kern war, daß er ihr, wie er meinte, mit größter Zartheit, in Wahrheit aber viel zu gewunden, eine Aufbesserung ihres Gehalts anbot.

Dieta geriet nun doch in Verlegenheit. Ihre Haltung wurde unsicher, ihr Blick scheu. Sie kämpfte mit sich selbst. Etwas Zulage wäre ihr äußerst erwünscht gewesen, — man brauchte immer so manches — aber seiner gönnerhaften Art gegenüber konnte sie sich nicht dazu bringen, „ja“ zu sagen und „ich danke Ihnen“.

„Ich brauche nicht mehr, als was ich immer bekomme“, sagte sie, das Kinn erhebend und über ihn fort sehend. Es klang unbekümmert. Immer wieder trieb es sie, das Geld, dessen Besitz ihr angenehm gewesen wäre, in Aristokratenmanier recht von oben her als „quantité négligeable“ zu behandeln. Ja, es war ihr in diesem Augenblick das, was man „ein unabweisbares

Bedürfnis" nennt. Zu gleicher Zeit jedoch schämte sie sich ein wenig ihres Tics.

Mohrenthal sah den Zwiespalt nicht. Er sah nur das wunderschöne „bettelarme" Fräulein, das aus seinem adeligen Empfinden heraus eine ihm angetragene Vergünstigung mit beneidenswerter Nichtachtung ausschlug.

Und warum? So ganz vernunftlos. Aber wie prächtig stand ihr dieser adelige Leichtsinn! Dieser Stolz, der instinktiv „nein!" ruft, wenn es sich um Geldannehmen handelt. Das berührte ihn stark, weil es ihm fremd war. Der Mensch von logischem Verstand nimmt, was er kriegen kann. Hier aber herrschte etwas anderes als Verstand, etwas ganz Phantastisches ..... und dazu dies Äußere!

Seine schwarzen Augen blickten erst sinnend, dann feurig.

„Sie sind wirklich ein herrliches Mädchen", sagte er halblaut, wie zu sich selbst.

Seine Begeisterung schmeichelte ihr. Ein „herrliches Mädchen" hörte sie sich gern nennen, um so mehr, als sie eine solche Sprache wenig kennen gelernt hatte.

Es war auch im Salon des Professors Mohrenthal Dämmerungslicht, weil die Novemberwolken ihre regenschweren Bäuche tief herniederhängen ließen. Und er war mit diesem stolzen, reizenden Kind allein!

Das flutete ihm in heißen Wellen zu Kopfe, regte ihn auf. Er atmete tief und vernehmlich.

„Dieta!" sagte er leise und mit verhaltener Wärme; „liebe, kleine Dieta!"

Sie erschrak und sagte sich, daß diese Sprache und Manier beleidigend sei, ohne jedoch die Beleidigung schmerzlich zu empfinden. Was sie empfand, war vielmehr Evas-Neugier und ein wenig ängstliche Spannung. Obwohl sie schön war und jung, hatte ihr noch kein Mann eine Liebeserklärung gemacht, und sie dachte: „Wie das wohl ist?!"

Er ahnte nicht im entferntesten, daß er dieser kleinen Lebensnovize eben ein Gegenstand neugieriger Beobachtung war.

Die Männer ihrer Rasse und Klasse gaben sich so ganz anders. Sie trugen stets um ihr persönliches Wesen sieben feste Panzer von Form und sprödem Stolz. Das eigentliche Gefühl schaute bei denen höchstens mal durch die kleinen Schießscharten der ummauerten Burg, in der sie sich trotzig und schamhaft empfindlich abschlossen. Südländer und Orientalen dagegen gingen, wenn sie nicht Feinden gegenüber standen, gleichsam im leichten Hausröckchen und trugen all ihr Empfinden freimütig zur Schau. Darum konnte man da hören und sehen, was man von Männern des eigenen Stammes nicht leicht zu hören und zu sehen bekam, was man nach ihrer Auffassung überhaupt nicht hören und sehen sollte, außer einmal in einem einzigen Fall, der aber vielleicht niemals eintrat.

Dieta fühlte, daß sie, als sie ihn „Dieta" sagen hörte und die Verwandlung in seinen Zügen sah, ohne Wort und ohne Zögern aus dem Zimmer hätte gehen müssen.

Allein die Evas-Neugier hielt sie im Bann. Was konnte er ihr denn anhaben? Sicherlich nichts, was sie nicht leiden wollte.

Sie sah ihn aus ruhigen Augen aufmerksam an.

„Dieta! Sie wissen wohl nicht, wie gefährlich Sie sind?"

„Wem sollte ich wohl gefährlich sein?" fragte sie ein wenig kokett.

„Jedem armen Narren, den Sie anschauen."

„Ach, Unsinn!"

„Unsinn ist oft der einzige Sinn des Daseins. Seien Sie einmal aufrichtig: Fühlen Sie in diesem Augenblick gar nichts?"

„Gar nichts."

„Mein Gott, Mädchen! Sind Sie ein Fisch?"

Sie lachte: „Wieso ein Fisch?"

„Jetzt sind Sie nicht wahr“, erklärte er mit einer sie verblüffenden Überzeugtheit.

In ihre Augen kam etwas Unsicheres, Scheues.

Da atmete er so schwer, daß es wie ein Seufzen war, und dann, ehe sie sich noch wehren konnte, ehe sie nur begriff, was er wollte, hatte er sie umfaßt und wild auf den Mund geküßt.

Sie riß sich los, stieß ihn fort, rannte davon, vor Schreck und Scham ganz außer sich.

Wie verfolgt lief sie die Tiergartenstraße entlang und wagte gar nicht aufzublicken. Sie fühlte sich durch den gierigen Kuß des ihr gleichgültigen Mannes mit unauslöschlicher Schmach beladen. O, warum war sie nicht beizeiten fortgegangen!

Nun mußte sie ihre verlorene Reinheit ewig beweinen. Wenn Männer so küßten, das war ja gräßlich! Nein, davor graute ihr. Da wollte sie lieber nie etwas mit ihnen zu tun haben.

Sie machte einen Umweg, um nur erst etwas ruhig zu werden, ehe sie zu Hause ankam. Als sie in die Straße einbog, in der ihre Wohnung lag, hatten sich die Wolken im Westen mit sanftem Rot geschmückt, und der rote Schein blinkte in den Fenstern und lag wie lächelndes Erröten auf allen Dingen. Hinter dem Ackerland am Horizont streckte eine lange Zeile kahler Chausseebäumchen ihre schwarzen, windgebogenen Stämmchen und das kahle Gezweig tapfer und charaktervoll gegen den Himmel. Das erinnerte an weite, einsame Wege in abendliche Fernen.

Da sanken die Wogen der Erregung in Dietas Gemüt und glätteten sich. Sie wurde froh.

O, dies wonnige Nachhausekommen! So oft sie, aus der Stadt zurückkehrend, hier um die Straßenecke bog und das weite Land und den großen Himmel sah und die Fenster des geliebten Heims, überkam sie dies warme, frohe Glücksgefühl — sogar heute!

* * *

Nicht die Magd Therese öffnete auf Dietas Klingeln, sondern Gertrud.

„Ist Besuch da?“ fragte Dieta halblaut, denn sie hörte nebenan im blauen Zimmer, welches den Salon vorstellte, sprechen.

„Ja“, antwortete Gertrud ebenso und zog die Schwester rasch mit sich in das gemeinsame Schlafzimmer.

Hier erst berichtete sie.

„Denke Dir, ein Graf Vezra von Donarsbrunn!“ In höchstem Erstaunen sank Dieta auf den nächsten Stuhl.

„Nu brat' mir aber einer 'nen Storch!“ berlinerte sie. „Wie kommt denn dieser Glanz in unsere niedere Hütte?!“ Es lag eine halb instinktive Absicht darin, daß sie diesen scherzenden Ton anschlug in ihrem Erstaunen. Er sollte das Erschrecken und die Verlegenheit, in die dieser Name sie versetzt hatte, bemänteln.

Die jungen Grafen Vezra von Donarsbrunn! Die Erben und Stammhalter des stolzesten Zweiges des edlen, freiherrlichen und gräflichen Hauses Vezra. Es gab ihrer zwei: einen Philipp und einen Lothar. Und da Lothar der Jüngere, wie sie wußte, bei der Marine war, mußte der Besucher wohl Philipp sein, derselbe Majoratserbe, dessen Name sie von Kind auf begeistert hatte, mit dem sie sich in ihren luftigen Mädchenträumen so gern verheiratet gesehen hatte.

„Ist es der Marine-Offizier?“ fragte sie.

„Nein, er trägt die Uniform der Garde-Ulanen. Er sei zu einer Übung nach Berlin kommandiert, sagte er. Aber die Mama hat Hunger, und es ist ohnehin Essenszeit vorüber. Wenn er nicht bald geht, wird sie ihn zu Tisch auffordern, und wir haben nur Rindfleisch mit Petersiliensauce nach der Suppe!“

„Er wird nicht bleiben.“

„Hoffentlich nicht!“ sagte Gertrud innig.

„Hoffentlich!“ wünschte heimlich Dieta.

„Ich hab' auf alle Fälle die Therese nach Wein geschickt, und zum Nachtisch soll sie Äpfel und Apfelsinen bringen. Wenn er wirklich bleiben sollte, muß er's nehmen, wie er's trifft."

Gertrud machte eine ausdrucksvolle Bewegung mit den Schultern, die besagte: „Ich kann's nicht ändern und frage auch nicht viel danach."

Aber Dieta mit ihrer Passion für das „Hochfeudale" litt etwas. Es ging doch auch gar zu bürgerlich bei ihnen zu, seit Papa nicht mehr lebte. Damals war wenigstens immer ein Diener in Hauslivree neben der Therese dagewesen. Aber jetzt? Wenn die Therese „einholen" ging und es klingelte, mußten sie selbst die Tür aufmachen.

Dabei lauschte sie immer angstvoll nach dem Korridor hin, ob er sich etwa schon verabschiedete. Sie hätte ihr unbekanntes Jugendideal gar zu gern einmal gesehen, selbst auf die Gefahr hin, eine lächerliche Enttäuschung zu erleben.

„Kann ich mich so denn sehen lassen?" fragte sie, nachdem sie Hut und Mantel abgelegt hatte.

„Selbstverständlich — steck' übrigens Deine rosa Halsschleife vor, wenn Du nett aussehen willst. Die steht Dir gut und hebt das Graugrün von Deinem Kleide."

„Hast Du ihn schon gesehen?" fragte Dieta, während sie am Toilettentischchen vorm Spiegel der Schwester Rat befolgte.

„Ja, einen Moment. Nachher hab' ich ihn Mama und Karlsen überlassen müssen, um nach dem Essen zu sehen."

„Wie kommt er nur dazu, uns aufzusuchen?! Die Donarsbrunner haben sich bis jetzt doch nie um uns gekümmert."

„Ebenso wenig wie wir uns um sie", sagte Gertrud stolz. Sie band sich dabei die Wirtschaftsschürze ab und wusch sich die Hände.

„Wir konnten nicht“, entgegnete Dieta ebenso stolz; „weil wir arm sind und die Donarsbrunner reich und angesehen; sie hätten gekonnt.“

„Papa hat zuerst mit ihnen gebrochen, — weil er über alle wichtigen Lebensfragen zu anders dachte als die feudale Sippe. Sie nannten ihn den Revolutionär. — Wenn doch Therese käme! Die Mama wird ganz zappelig vor Hunger und Warten.“

Dieta schämte sich ihrer Mädchengedanken in Betreff des jungen Grafen. Sie hatte im Ernst nie daran geglaubt, ihrem Märchenprinzen wirklich zu begegnen, und hoffte, daß Gertrud jene Albernheiten vergessen haben möchte. Ach, sie war sich des Unterschieds zwischen seiner Lebensstellung und der ihren heute mehr denn je bewußt! Für den Majoratserben von Donarsbrunn konnte eine arme, kleine Lehrerin nie in Betracht kommen, wenn sie auch zehnmal Dietlinde Vezra hieß!

„Du siehst so erhitzt aus, Dieta! Bist Du gelaufen?“

„Ja — weil ich mich schon verspätet hatte.“

Ärgerlich besah sich Dieta im Spiegel. Sie wollte durchaus nicht rot und aufgeregt aussehen. Nein, die rosa Schleife mußte fort. Seufzend entnahm sie dem Fach ein breites Halsband von schwarzem Sammet mit Jet und legte es an.

„Aber warum?“ bedauerte Gertrud, „Du weißt nicht, was Dir kleidet! — der Vetter scheint wahrhaftig zu bleiben! Ha, — da ist Therese.“

* * *

Gertrud und Dieta standen im Eßzimmer hinter ihren Stühlen, als der Gast, die Mama am Arm führend, eintrat.

Dieta erschrak geradezu. Nein! So durfte er nicht aussehen! So sehr ihrem Ideal des vornehm schönen Vezra hätte er nicht gleichen dürfen! Wie sollte sie sich denn retten? In diesen mußte sie sich doch ganz einfach sofort verlieben!

Die Mama stellte vor: „Dies ist meine jüngste Tochter, Dieta — eigentlich Dietlinde, aber wir nennen sie Dieta.“

Er grüßte stumm und ernst.

„Die verkörperte Vornehmheit!“ dachte Dieta.

Während man die Stühle rückte und sich setzte, zögerte er ein paar Augenblicke hinter seinem Stuhl, den Blick gesenkt, die Hände leicht gefaltet.

Er tat es sehr diskret, aber Dieta hatte es wohl beachtet. Es erschien ihr mit einem Mal als ein beschämendes Zeichen von Heruntergekommensein, daß sie die alte Sitte des Tischgebetes nicht festgehalten hatten. Aber daran war Gertrud schuld. Sie haßte alles Formenwesen.

„A la fortune du pot“, sagte die Mama mit der großartigen Miene, die ihr angeboren war.

Philipp Beßra schien dem Essen keine Beachtung zu schenken. Er sprach mit sanfter, leiser Stimme, einer Stimme, die etwas müde klang, über den Namen Dietlinde als eines häufig wiederkehrenden Beßraschen Familiennamens.

„Im Ahnensaal in Donarsbrunn hängt das Bild einer Dietlinde aus unserem Hause, die an einen Freiherrn Aldringen vermählt war, von den Rauelager Aldringens, Sie wissen, gnädigste Cousine? . . .“

„Jawohl“, sagte die Mama, obwohl die Verbindung der Namen Aldringen und Rauelage ihr ein ziemlich nebelhafter Begriff war.

„Ja, dieser Berndt Elias Aldringen heiratete die Dietlinde, als sie kaum sechszehn Jahre zählte.“

„Meine Großmutter“, beeiferte sich die Baronin zu berichten, „war noch nicht fünfzehn, als sie heiratete, und ich selbst hatte, als ich so alt wie Dieta war, schon mein kleines Trudchen. Aber heutzutage heiraten die Mädchen erst, wenn sie schon beinahe Großmütter sein könnten. Sehr merkwürdig, nicht wahr?“

Dieta fand die Wendung peinlich.

Graf Vetzra schien jedoch kaum hingehört zu haben. Er fuhr genau da zu sprechen fort, wo er aufgehört hatte. „Sie starb 35 Jahre alt, und ihr Bild ist meine Jugendschwärmerei gewesen. Sie muß ebenso vortrefflich wie schön gewesen sein."

Gertrud, welche die Brühsuppe aufgefüllt hatte, dachte: „Wie sie nebeneinander herreden, statt miteinander!"

„Die Familienbildnisse", mischte sich Jakob Karlsen in die Unterhaltung, „sind ein ganz unschätzbarer Besitz und nicht nur für die betreffenden Familien selbst. Eine Menge interessante Einzelheiten sind durch sie der Vergessenheit entgangen."

Karlsen bekannte sich zu Lagarde, den er den Propheten Preußens nannte. Wie sein Meister, war auch er von der hohen Kulturmission, die der deutsche Adel erfüllt hatte, durchdrungen.

„Das Merkwürdige ist", fuhr Graf Vetzra fort, „daß die Cousine Dieta dem Bild der Frau v. Aldringen gleicht."

„Ja, bestimmte Familientypen", sagte Karlsen, „ich möchte sagen, zu einer gewissen Vollendung gekommene Rassen-Physiognomien, überschlagen zuweilen eine, auch wohl zwei, drei Generationen, um dann mit fabelhafter Genauigkeit wieder aufzutauchen. Ein solches ausgeprägtes Rassengesicht verrät oft die Blutsverwandtschaft zwischen Geschlechtern, die dem Namen nach völlig auseinandergekommen sind. Alles dies ist kolossal interessant und instruktiv. Die Gelehrten haben dies Kapitel noch lang nicht ausgeschöpft."

Karlsen sprach in seiner hastigen, vorwärts stürzenden Manier. „Wie ein durchgehendes Pferd", dachte Dieta.

Sie saß mit gesenktem Blick, verwirrt, erregt, glückstrunken und schmerzvoll, kurz und gut: verliebt. Das sanfte Licht der Hängelampe beleuchtete sie von oben, so daß ihre langen, hellbraunen Wimpern Schatten warfen.

Sie wußte nicht, wie schön sie war, aber Mohrenthal hatte ihr heute bewiesen, daß sie „gefährlich" sein konnte, und dieser anbetungswürdige Graf fand, daß sie dem schönen Bild glich, für welches er geschwärmt hatte.

Sie erlebte ihren ersten Triumph in demselben Moment, da sie zum erstenmal liebte. Und der Rausch dieser zweifachen Lust durchglühte sie und verlieh ihrer Schönheit etwas Leuchtendes.

In die Unterhaltung mischte sie sich nicht. Diese drehte sich ausschließlich um Familienthemata. Man sprach von Vetzraschen Ahnen, die sich im Krieg oder im Staatsdienst hervorgetan hatten, von Vetzraschen Erbgütern und Schlössern, von Vetzraschen Wappensagen, Familienlegenden, Eigenschaften und Eigentümlichkeiten.

„Man könnte meinen", dachte die sarkastische Gertrud, „die Welt bestände aus Vetzras und Plebs."

Nach Tisch begab man sich in das blaue Zimmer, welches die Mama „Salon" nannte, und nahm ein Täßchen Mokka. Dazu bot die Baronin Zigaretten an, allein der Graf erklärte, er rauche nicht.

„Das ist auch eine Erbeigentümlichkeit der Vetzras", bemerkte er lächelnd. „Wir rauchen alle nicht."

„Mein Mann hat aber geraucht."

Philipp Vetzra hob ein wenig die Brauen; dann sah er streng aus, fand Dieta.

„Das hat sich der Onkel Joachim wohl erst später angewöhnt", sagte er.

Und Gertrud ergänzte in Gedanken höhnend: „als er das echte Vetzratum abgeschüttelt hatte, um ein Mensch zu sein."

Als der erlauchte Gast sich verabschiedete, sagte die Baronin: „Ich habe mich herzlich gefreut, daß Sie die leider so lange unterbrochenen verwandtschaftlichen Beziehungen wieder angeknüpft haben, lieber Vetter! Nun müssen Sie aber, so lange die Pflicht Sie in Berlin festhält, unser Haus als das Ihre betrachten."

Dieta berichtigte in Gedanken: „unsere Mietsetage!“ Und sie seufzte.

Philipp Veßra dankte in verbindlichsten Ausdrücken.

Karlsen ging mit ihm.

* * *

Nun waren sie fort.

Gertrud fegte mit der Krümelbürste die türkische Decke des Sofatisches ab; Dieta stellte Täßchen, Sahnengießer u. s. w. auf das silberne Cabaret, in dessen Mitte das Veßra-Wappen eingraviert war.

Die Mutter seufzte.

„Nun habt Ihr doch einmal einen Mann aus Eurer Sphäre zu sehen bekommen, ihr armen Dinger! Das ist freilich ein anderes Kaliber als diese Karlsen und Konsorten, die hier Euren Verkehr bilden.“

„Natürlich ist Graf Veßra anders als Karlsen“, entgegnete Gertrud; „denn Karlsen ist ein ostfriesischer Landpastorensohn und der Graf ein fränkischer Majoratserbe. Nichtsdestoweniger ist mir Karlsen lieber.“

Das verdroß die Baronin. „Meinetwegen heirate doch Deinen Karlsen und sieh, ob Ihr von Eurer Gescheitheit leben könnt.“

„Meinst Du etwa, wir könnten Deinen Philipp Veßra heiraten?“ entgegnete Gertrud gereizt.

Diese brutal deutliche Bemerkung war der Mama sehr fatal. Denn, gleich ihrer Tochter Dieta, wiegte sie sich gern in anmutigen Phantasien und Wünschen, ohne den Dingen auf den Grund zu gehen. Nichts war ihr verhaßter als die Nötigung, sich über irgend eine unangenehme Wirklichkeit klar zu werden. Wozu sich im Voraus grämen? fand sie. Es kam ja doch, wie der liebe Gott wollte, und dann war immer noch Zeit, sich in seinen Willen zu ergeben.

Da sie eine Erörterung über geträumte Möglichkeiten zu vermeiden wünschte, verließ sie das Zimmer.

Sie wußte nicht, wie schön sie war, aber Mohrenthal hatte ihr heute bewiesen, daß sie „gefährlich" sein konnte, und dieser anbetungswürdige Graf fand, daß sie dem schönen Bild glich, für welches er geschwärmt hatte.

Sie erlebte ihren ersten Triumph in demselben Moment, da sie zum erstenmal liebte. Und der Rausch dieser zweifachen Lust durchglühte sie und verlieh ihrer Schönheit etwas Leuchtendes.

In die Unterhaltung mischte sie sich nicht. Diese drehte sich ausschließlich um Familienthemata. Man sprach von Veßraschen Ahnen, die sich im Krieg oder im Staatsdienst hervorgetan hatten, von Veßraschen Erbgütern und Schlössern, von Veßraschen Wappensagen, Familienlegenden, Eigenschaften und Eigentümlichkeiten.

„Man könnte meinen", dachte die sarkastische Gertrud, „die Welt bestände aus Veßras und Plebs."

Nach Tisch begab man sich in das blaue Zimmer, welches die Mama „Salon" nannte, und nahm ein Täßchen Mokka. Dazu bot die Baronin Zigaretten an, allein der Graf erklärte, er rauche nicht.

„Das ist auch eine Erbeigentümlichkeit der Veßras", bemerkte er lächelnd. „Wir rauchen alle nicht."

„Mein Mann hat aber geraucht."

Philipp Veßra hob ein wenig die Brauen; dann sah er streng aus, fand Dieta.

„Das hat sich der Onkel Joachim wohl erst später angewöhnt", sagte er.

Und Gertrud ergänzte in Gedanken höhnend: „als er das echte Veßratum abgeschüttelt hatte, um ein Mensch zu sein."

Als der erlauchte Gast sich verabschiedete, sagte die Baronin: „Ich habe mich herzlich gefreut, daß Sie die leider so lange unterbrochenen verwandtschaftlichen Beziehungen wieder angeknüpft haben, lieber Vetter! Nun müssen Sie aber, so lange die Pflicht Sie in Berlin festhält, unser Haus als das Ihre betrachten."

Dieta berichtigte in Gedanken: „unsere Mietsetage!“ Und sie seufzte.

Philipp Vetzra dankte in verbindlichsten Ausdrücken. Karlsen ging mit ihm.

* * *

Nun waren sie fort.

Gertrud fegte mit der Krümelbürste die türkische Decke des Sofatisches ab; Dieta stellte Täßchen, Sahnengießer u. s. w. auf das silberne Cabaret, in dessen Mitte das Vetzra-Wappen eingraviert war.

Die Mutter seufzte.

„Nun habt Ihr doch einmal einen Mann aus Eurer Sphäre zu sehen bekommen, ihr armen Dinger! Das ist freilich ein anderes Kaliber als diese Karlsen und Konsorten, die hier Euren Verkehr bilden.“

„Natürlich ist Graf Vetzra anders als Karlsen“, entgegnete Gertrud; „denn Karlsen ist ein ostfriesischer Landpastorensohn und der Graf ein fränkischer Majoratserbe. Nichtsdestoweniger ist mir Karlsen lieber.“

Das verdroß die Baronin. „Meinetwegen heirate doch Deinen Karlsen und sieh, ob Ihr von Eurer Gescheitheit leben könnt.“

„Meinst Du etwa, wir könnten Deinen Philipp Vetzra heiraten?“ entgegnete Gertrud gereizt.

Diese brutal deutliche Bemerkung war der Mama sehr fatal. Denn, gleich ihrer Tochter Dieta, wiegte sie sich gern in anmutigen Phantasien und Wünschen, ohne den Dingen auf den Grund zu gehen. Nichts war ihr verhaßter als die Nötigung, sich über irgend eine unangenehme Wirklichkeit klar zu werden. Wozu sich im Voraus grämen? fand sie. Es kam ja doch, wie der liebe Gott wollte, und dann war immer noch Zeit, sich in seinen Willen zu ergeben.

Da sie eine Erörterung über geträumte Möglichkeiten zu vermeiden wünschte, verließ sie das Zimmer.

Sie wußte nicht, wie schön sie war, aber Mohrenthal hatte ihr heute bewiesen, daß sie „gefährlich“ sein konnte, und dieser anbetungswürdige Graf fand, daß sie dem schönen Bild glich, für welches er geschwärmt hatte.

Sie erlebte ihren ersten Triumph in demselben Moment, da sie zum erstenmal liebte. Und der Rausch dieser zweifachen Lust durchglühte sie und verlieh ihrer Schönheit etwas Leuchtendes.

In die Unterhaltung mischte sie sich nicht. Diese drehte sich ausschließlich um Familienthemata. Man sprach von Veßraschen Ahnen, die sich im Krieg oder im Staatsdienst hervorgetan hatten, von Veßraschen Erbgütern und Schlössern, von Veßraschen Wappensagen, Familienlegenden, Eigenschaften und Eigentümlichkeiten.

„Man könnte meinen“, dachte die sarkastische Gertrud, „die Welt bestände aus Veßras und Plebs.“

Nach Tisch begab man sich in das blaue Zimmer, welches die Mama „Salon“ nannte, und nahm ein Täßchen Mokka. Dazu bot die Baronin Zigaretten an, allein der Graf erklärte, er rauche nicht.

„Das ist auch eine Erbeigentümlichkeit der Veßras“, bemerkte er lächelnd. „Wir rauchen alle nicht.“

„Mein Mann hat aber geraucht.“

Philipp Veßra hob ein wenig die Brauen; dann sah er streng aus, fand Dieta.

„Das hat sich der Onkel Joachim wohl erst später angewöhnt“, sagte er.

Und Gertrud ergänzte in Gedanken höhnend: „als er das echte Veßratum abgeschüttelt hatte, um ein Mensch zu sein.“

Als der erlauchte Gast sich verabschiedete, sagte die Baronin: „Ich habe mich herzlich gefreut, daß Sie die leider so lange unterbrochenen verwandtschaftlichen Beziehungen wieder angeknüpft haben, lieber Vetter! Nun müssen Sie aber, so lange die Pflicht Sie in Berlin festhält, unser Haus als das Ihre betrachten.“

Dieta berichtigte in Gedanken: „unsere Mietsetage!“ Und sie seufzte.

Philipp Vetzra dankte in verbindlichsten Ausdrücken.

Karlsen ging mit ihm.

* * *

Nun waren sie fort.

Gertrud fegte mit der Krümelbürste die türkische Decke des Sofatisches ab; Dieta stellte Täßchen, Sahnengießer u. s. w. auf das silberne Cabaret, in dessen Mitte das Vetzra-Wappen eingraviert war.

Die Mutter seufzte.

„Nun habt Ihr doch einmal einen Mann aus Eurer Sphäre zu sehen bekommen, ihr armen Dinger! Das ist freilich ein anderes Kaliber als diese Karlsen und Konsorten, die hier Euren Verkehr bilden.“

„Natürlich ist Graf Vetzra anders als Karlsen“, entgegnete Gertrud; „denn Karlsen ist ein ostfriesischer Landpastorensohn und der Graf ein fränkischer Majoratserbe. Nichtsdestoweniger ist mir Karlsen lieber.“

Das verdroß die Baronin. „Meinetwegen heirate doch Deinen Karlsen und sieh, ob Ihr von Eurer Gescheitheit leben könnt.“

„Meinst Du etwa, wir könnten Deinen Philipp Vetzra heiraten?“ entgegnete Gertrud gereizt.

Diese brutal deutliche Bemerkung war der Mama sehr fatal. Denn, gleich ihrer Tochter Dieta, wiegte sie sich gern in anmutigen Phantasien und Wünschen, ohne den Dingen auf den Grund zu gehen. Nichts war ihr verhaßter als die Nötigung, sich über irgend eine unangenehme Wirklichkeit klar zu werden. Wozu sich im Voraus grämen? fand sie. Es kam ja doch, wie der liebe Gott wollte, und dann war immer noch Zeit, sich in seinen Willen zu ergeben.

Da sie eine Erörterung über geträumte Möglichkeiten zu vermeiden wünschte, verließ sie das Zimmer.

Dieta, die das Kaffeebrett hinauszutragen im Begriff war, stellte es noch einmal hin.

„Was sagst Du zu ihm, Trude?"

„Er sieht sehr anständig aus. Wie man sich einen Prinzen vorstellt, sieht er aus; sehr zart und sehr stolz."

„Ja, das find' ich auch! Ich finde ihn . . . entzückend."

„Aber er ist dumm."

„Dumm?!"

„Ja, und langweilig."

„Langweilig?!"

Dieta begriff die Schwester nicht. Wie konnte die solche Worte in den Mund nehmen, wenn sie von einem so idealen Menschen sprach. Das war einfach lästerlich!

„Du bist so anspruchsvoll geworden", sagte Dieta tadelnd, „daß Dir alle dumm und langweilig vorkommen, die nicht so scharf denken wie Du selbst, und nicht so redegewandt sind wie Jakob Karlsen."

Gertrud warf ein wenig den Mund auf, schwieg aber.

Dieta stand und träumte.

Plötzlich sagte sie: „Ich möchte wissen . . . ."

„Was möchtest Du wissen?"

„Ob Du ihn nehmen würdest, wenn er Dich haben wollte?"

„Er würde mich nie haben wollen."

„Aber ich meine nur: Wenn! Nimm es einmal an. Würdest Du ja sagen?"

Gertrud überlegte. Sie war zu sehr matter of fact-Mensch, um das Glänzende einer solchen Verbindung zu übersehen.

„Nein, — ich glaube, ich täte es nicht", entschied sie nach einigem Besinnen.

„Warum nicht?"

„Weil er mich zu Tode langweilen würde, ganz einfach."

„Nein, das ist mir unbegreiflich! Ein Mann wie der Graf Philipp Vetzra-Donarsbrunn ist doch allein

schon interessant durch das, was er von Geburt an ist. Und dazu noch schön und ernst und sanft und einfach . . . . ."

Gertrud machte auf einmal große, entsetzte Augen.

„Aber Dieta! Du schwärmst ja!"

Freudig bekannte Dieta: „Ja, ich schwärme allerdings für ihn. Siehst Du: der ist mein Geschmack."

„Um Gotteswillen, Dieta, nimm Dich in acht. Du darfst Dich nicht in ihn verlieben! Nicht ernsthaft wenigstens! Bedenke seine Stellung in der Gesellschaft, die sich die große Welt nennt, — und unsere. So einer denkt auch nicht im Traum daran, eine arme Lehrerin zu heiraten. Er hat ja die Wahl unter den Stolzesten."

„Das weiß ich ja alles", wehrte Dieta, die dem Weinen nahe war. „Und ich will ihn doch auch nicht heiraten. Aber darf ich ihn darum, weil er für mich nicht zum Heiraten ist, nicht ideal finden? Das wäre doch mehr als kläglich."

Gertrud seufzte. „Du hast ganz recht, Dieta. Schwärme ihn an, so viel Du magst, — nur ohne Verlangen. Das schadet nichts. Mir wurde nur eben gräßlich angst um Dich."

Dieta lächelte gerührt. Sie war zu einem Wandtischchen gegangen, auf dessen marmorner Platte das in roten Sammet gebundene Familienbuch derer von Vezra lag.

Darin blätterte sie.

„Also gerade dreißig!"

„Dreißig, was?"

„Jahre ist er alt."

„Und Karlsen fünfundzwanzig", bemerkte Gertrud.

Es kratzte energisch außen an der Tür.

„Ponto!"

Sie liefen beide, dem zottigen Freund zu öffnen. Ponto hatte, während der fremde Gast hier war, in der Küche bleiben müssen, und nun warf er vor Wiedersehensfreude seine geliebten Herrinnen beinahe um.

Die Mama schaute herein.

„Macht die Lampen aus, Kinder, und kommt!"

* * *

Als Dieta am nächsten Morgen aus gesundem Schlaf erwachte, fiel ihr gleich zweierlei ein: 1) daß sie jetzt eine unglückliche Liebe hatte; das war romantisch und schön! 2) daß sie ihre Stunden bei Mohrenthals aufgeben mußte, und das war sehr traurig, denn sie verlor damit ihre sichere Einnahme. Sie mußte gleich ein Absagebriefchen an den Medizinalrat schreiben und sich heute noch nach einer neuen Anstellung umtun. Ach, wie unangenehm das war! dies Anfragen, auf Anzeigen sich melden und abgewiesen werden, war schrecklich. Wie ihr davor graute!

Seufzend erhob sie sich.

Gertrud war schon aufgestanden und fort. Sie pflegte bei Morgengrauen mit Jakob Karlsen, der sie unten vor der Haustür erwartete, spazieren zu gehen, wobei er sie mündlich im Griechischen unterwies. Weder Sturm, noch Regen, noch Schnee hielt diese Eifrigen zurück.

„Ich fürchte, Philipp Vezra würde solche Promenaden mit einem jungen Mann sehr wenig schicklich finden", dachte Dieta, während sie sich ankleidete. Dann begab sie sich in die Küche, wo Therese die Stiefel putzte, und bereitete den Morgenkaffee. Dabei zog sie die Stirn kraus vor lauter Sorgen. Sie brauchte neue Handschuhe. Immer rissen die Nähte an den Fingerspitzen, und wenn man diese „Rosenknöspchen" noch so sorgfältig ausbesserte, sahen die geflickten Handschuhe doch nicht mehr „anständig" aus.

Therese hielt ihr ein Lederstiefelchen auf der Hand entgegen und zeigte die durchgegangene Sohle.

„Soll der nicht besohlt werden, Fräulein Dieta?"

Dieta schüttelte seufzend den Kopf. „Noch nicht. Sonst hab' ich keine anzuziehen."

„Aber so können Fräulein Dieta die Schuhe doch nicht mehr tragen. Da kommt ja alle Nässe durch."

„Ich zieh' die Gummischuhe darüber. Hab' in diesem Monat kein Geld, neue zu kaufen."

Die Mama rief vom großen Berliner Zimmer aus: „Guten Morgen, Herzenskind! Ist der Kaffee noch nicht fertig?"

„Gleich, Mama. Das Wasser läuft heute mal wieder so langsam durch den Trichter."

Der Postbote klingelte. Man kannte sein Klingeln, und immer erregte es Freude, besonders in dieser Morgenstunde.

Er brachte gewöhnlich allerlei Drucksachen und Redaktionsbriefe für Gertrud, die sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte.

Als Dieta jetzt mit Kaffee- und Milchkanne am Frühstückstisch erschien, fand sie auch auf ihrem Platz ein Briefchen.

Erfreut und neugierig nahm sie es auf, um erst etwas an der Adresse herumzuraten. Das war so amüsant! Allein sie kannte die Handschrift gar nicht.

Seit gestern war ihr immer, als müsse sich etwas ganz Außerordentliches mit ihr begeben.

Die Mama war in einen Brief der Tante Charlotte vertieft, ohne dabei das feine, weiße Strickzeug mit den Elfenbeinnadeln aus den Händen zu lassen.

Dieta schenkte erst Kaffee ein, dann öffnete sie den Brief des geheimnisvollen Unbekannten mit dem Stiel ihres Kaffeelöffelchens, entnahm dem Umschlag eine stark getönte Briefkarte und las:

„Liebes Fräulein,

ich habe Sie gestern erschreckt, — leider auch wohl erzürnt. Ich möchte wie ein unartig gewesener Junge die Hände vor Ihnen aufheben und sagen: Bitte, bitte, wieder gut sein, ich will's auch wirklich niemals wieder tun! — So, sind Sie nun mit mir zufrieden, Sie scheues,

wildes . . . . ‚Kind‘ möchte ich sagen; aber das darf ich wohl nicht, — na also: ‚Fräulein‘? Wenn Sie heute nicht kommen, um der Elsa und der Lolo ihre Tagesration Weisheit einzulöffeln, so treffen Sie einen armen Reumütigen da, wo er am verwundbarsten ist: in seinen schuldlosen Kindern. Sagen Sie selbst, verehrtes Fräulein, wäre das eine edle Rache für ein Vergehen, an dem Sie doch ein ganz kleines Teil Schuld mit tragen? Gelt, Sie tun mir das nicht an! Ich bitte schön, seien Sie, was Sie doch heißen wollen, ein ‚gnädiges‘ Fräulein

Ihrem bußfertigen
Prof. Dr. Moritz Mohrenthal,
Geh. Medizinalrat.“

Dieta war über dem Lesen rot geworden. Nun sah sie scheu zu der Mama hinüber. Die war einmal wieder wie Julius Cäsar mit viererlei gleichzeitig beschäftigt: Lesen, Trinken, Essen und Stricken. Für Dieta blieb dabei an Aufmerksamkeit doch nichts mehr übrig.

Mohrenthals Reue und Besserungsgelöbnis stimmte sie versöhnlich, obwohl sie der künstlich einfältige Ton des Briefes, als eine falsche Note, abstieß. Denn der Medizinalrat war alles andere als kindlich oder naiv oder einfach.

Gutmütig aber war er wirklich. Auch wußte sie, daß er Wert darauf legte, seine abgöttisch geliebten kleinen Mädchen, die so altklug und vorwitzig waren, gerade von ihr unterrichten zu lassen.

Sie dachte an die zerrissenen Stiefel und die abgetragenen Handschuhe. Zu gern hätte sie sich recht gut angezogen, — gerade jetzt. Immer dachte sie an ein nahes Wiedersehen mit dem Grafen Vetzra, vielleicht begegnete man ihm einmal auf der Straße . . . Sie vergegenwärtigte sich sein Gesicht, seinen Gang . . .

„Nein!“ sagte sie plötzlich laut und ließ das Butter-

brötchen, das sie eben zum Munde hatte führen wollen, sinken, als habe ihr Arm alle Kraft verloren.

„Was?“ fragte die Baronin aufschauend.

„Ach nichts, — mir ging nur was durch den Kopf.“

Die Mama kehrte zu der Chronik von Gnadendorf, die ihr Charlottens Briefe so interessant machte, zurück. Diese Herrnhuterkolonie Gnadendorf war der Ort ihrer Träume seit Jahren.

Dieta seufzte. Sie sah die Aussicht auf neue Handschuhe und Stiefel schwinden. Da mußte schon weiter ausgebessert werden, denn das wußte sie plötzlich: sie konnte nicht an Philipp Vetzra denken und bei einem Manne, der sie abgeküßt hatte wie ein kleines Stubenmädel noch weiter gegen Bezahlung Stunden geben.

Sie war nicht mehr böse auf Mohrenthal, aber das konnte nicht wieder sein. Unmöglich!

Gertrud kam, frisch von der freien, kalten Luft, die Augen und die Stirn voll Gedanken.

Als aber die Mama Gnadendorfer Personalia mit behaglicher Breite zum Besten gab und hin und her besprochen haben wollte, wurde Gertrud bald so offenkundig unaufmerksam, daß die Baronin heimlich seufzend aufstand und fortging.

Nun war es ganz still. Gertrud las und Dieta stichelte an ihren Handschuhfingern.

Vom Hofe herauf tönte der Gesang: Prees-Kohl'n, Prees-Kohl'n, hundert Stück 'ne Mark! verstummte dann wieder. Nun fing unten jemand an, mit gewaltig dröhnenden Streichen einen Teppich auszuklopfen.

Plötzlich fuhr Gertrud erschrocken auf: „Mußt Du nicht gehen?!“

„Ich gehe nicht mehr.“

„Wie?!“

Dieta berichtete kurz ihr gestriges Erlebnis. Sie unterschlug das Neugiergefühl, welches sie bewogen hatte, zu bleiben, als sie hätte gehen müssen, und sagte nur: „Er gab mir einen Kuß, und das war gräßlich.“

„O, diese Männer!“ seufzte Gertrud, aber in ihren Augen saß der Schelm, sie kannte etwas mehr von den Männern als die Dieta, und die zu täppische Unbehilflichkeit dieser Starken, sobald gewisse Empfindungen in ihnen die Herrschaft erlangten, reizte sie zum Lachen.

Aber Dieta sah desto bekümmerter aus.

„Er hat sich brieflich entschuldigt“, sagte sie.

„So?“

Dieta reichte Mohrenthals Karte.

Gertrud lächelte beim Lesen. Die Ausdrucksweise gefiel ihr ganz gut.

„So nett, einfach und natürlich“, lobte sie. „Der gute Mann scheint nicht ohne Geist zu sein.“

„Er ist nicht einfach und natürlich“, widersprach Dieta; „nicht natürlicher als die Kindlichkeit der Naiven vom Theater! Alles Kunst!“

„Na, Kunst ist immerhin auch etwas. Übrigens: warum sagt er, Du seist selbst mit schuldig?“

Dieta wurde rot. „Das ist einfach unverschämt.“

„Trotz alledem würde ich verzeihen. Du kannst ja die Bedingung machen, daß Du ihn in Zukunft nur in Anwesenheit der Kinder sehen wirst, nachdem er sich Deines Vertrauens unwert gemacht hat.“

„Nein“, sagte Dieta kurz.

„Arme, kleine Dieta!“ seufzte Gertrud zärtlich. „Du könntest gut etwas weniger hübsch sein. — Was wirst Du nun anfangen?“

„Ich muß sehen, daß ich Stunden in einer Töchterschule bekomme. In Privathäuser will ich nicht wieder. Ach, wie ist das Leben schwer!“

Gertrud lächelte. „Heute!“

Nun lächelte auch Dieta. „Ich möchte eine große Dame sein und auf dem Lande leben; dann würde ich vollkommen glücklich sein.“

„Und einen schönen reichen Mann haben von uraltem Adel und ein Schloß und Wagen und Pferde und Dienerschaft usw. Aber weißt Du, was ich weiß? Daß

Du nicht um ein Haar glücklicher sein würdest als hier. Geht es uns denn hier nicht gut?"

„Ach ja, Trude! Ich freu' mich ja immer wie ein König, wenn ich nach Hause komme zu Dir und Mama und Ponto. Ich liebe Euch unbändig. Aber das Bedürfnis nach einem Leben von großem Zuschnitt liegt mir einmal im Blut."

* * *

Ein paar Tage später kam Dieta ganz glücklich von einem ihrer Schulvorsteherinnenbesuche zurück.

„Hurra! ich bin fest angestellt mit 50 Mark im Monat als Anfangsgehalt."

Die Mama und Gertrud gratulierten hocherfreut.

„Dies Fräulein Haas", erzählte Dieta, „ist ein Original! Sie sagte: ‚ich habe zwar keine Vakanz, aber Ihretwegen werde ich eine neue Stelle kreieren. Sie gefallen mir, liebes Kind. Sehen Sie, ich bin eine Künstlernatur, und da ist es mir geradezu Bedürfnis, unter meinem Lehrpersonal einige dekorative Erscheinungen zu haben.' Also, sie hat mich engagiert als dekorative Erscheinung!"

Dieta lachte übermütig. Auch die Baronin war erbaut.

„Mit so einem Gesichtchen hat man eben überall Glück!" sagte sie so stolz, als habe sie selbst das Verdienst an der Schönheit der Tochter, doch fügte sie hinzu: „So auszusehen, ist eine Gnade, deren man sich würdig zu erweisen hat."

* * *

„Wir müssen den Vetter Beßra zum Diner oder zum Souper einladen" sagte die Baronin.

Sie stand in dem dunklen Gang, der das große „Berliner" Zimmer von der Küche trennte. Von hier aus konnte sie beide Töchter sehen. Gertrud saß im Zimmer am Fenstertisch und schrieb. Dieta stand in der Küche am Herd und buk einen Schmarren, der, während er in

der runden Pfanne zischte, kräftig nach gebratenem Speck roch. Dieta, die eine große, blaue Küchenschürze trug, goß eben die dickflüssige Klare in das prazelnde Fett und sah mit Vergnügen, wie sie sich über dem Feuer rasch in eine konsistente Eierkuchenmasse verwandelte.

Bei den Worten der Mutter horchte sie hoch auf und wandte den Kopf.

Dann beugte sie sich tiefer über die Pfanne und zerstocherte den Schmarren mit einer vierzinkigen silbernen Gabel. Sie schwieg.

Gertrud dagegen legte die Feder hin, stützte den Kopf auf die Hand, den Ellbogen auf den Tisch und machte sich klar zum Gefecht.

Die Baronin war darauf vorbereitet. Sie lag in beständiger Fehde mit der ältesten Tochter um das, was sie „die geselligen Verpflichtungen" nannte. Ihr war es Bedürfnis, die in der Gesellschaft üblichen Formen zu wahren, auf empfangene Visiten in richtig bemessener Zeit eine Einladung ergehen zu lassen, u. s. w.

Gertrud fand dagegen, daß für sie, da sie ganz zurückgezogen lebten und leben mußten, dergleichen Verpflichtungen nicht existierten.

„Warum müssen wir ihn einladen?" entgegnete sie; „ich sehe das „Muß" nicht ein."

„Das tust Du nie", warf die Baronin etwas gereizt hin.

„O doch, Mama. Aber in einem solchen Fall? nein."

„Ich wünsche nicht, daß Philipp Veßra denkt, wir wüßten nicht mehr, was sich gehört."

„Aber ich sehe nicht ein und werde niemals einsehen, warum wir uns von irgendeiner Clique, und wenn sie hundertmal die gute Gesellschaft heißt, etwas aufnötigen lassen sollen, was mit unserem eigenen Empfinden nicht stimmt. Meine Hausgesetze will ich mir selbst machen. Ich kann nur das vertreten, was aus mir selbst kommt. Wenn die ganze Gesellschaft mir vorhält: das

und das ist anständig oder guter Ton, und ich kann es nicht als richtig und gut erkennen, so frag' ich den Kuckuck danach!"

Die Baronin seufzte tief. Daß dies nie aufhörte! Ihre ganze Ehe hatte es verbittert, daß sie nie mit ihrer Meinung, welche die Meinung aller verständigen Leute war, gegen die trotzige Wunderlichkeit ihres Gatten hatte durchdringen können, und nun machten es ihr die Töchter gerade so, besonders Gertrud, gegen deren starken Willen der ihre nicht aufkam. Wie sehnte sie sich oft danach, unter Menschen zu leben, die keine eigenen Ideen hatten, sondern dachten und fühlten wie alle Welt, das heißt, die Welt der Normalen und allgemein Anerkannten.

„Wenn Du doch nicht immer nur daran denken wolltest, was mit Deinen eigenen Ansichten übereinstimmt", klagte sie, „sondern daß ein junges Mädchen vor allem Rücksichten auf die Wünsche anderer zu nehmen hat."

„Aber ich wette, daß Graf Vetzra alles andere mehr wünscht, als zu uns eingeladen zu werden."

„Warum soll er das nicht wünschen?"

„Weil er sich vermutlich vor geselligen Anforderungen gar nicht zu retten weiß. Du mußt bedenken, daß er in den Familien als gute Partie für die zu verheiratenden Töchter angesehen und grenzenlos hofiert werden wird. Laß ihn doch kommen, wann er mag, und wegbleiben, wann er mag."

Dieta vergaß, auf ihren Schmarren acht zu geben. Mit verhaltener Aufregung war sie dem Wortwechsel gefolgt.

Jetzt mischte sie sich ein.

„Mir scheint, das kann er auch tun, wenn Mama ihn einlädt. Einen Vorwand, abzusagen, wird er leicht finden, und der Form ist genügt worden."

„Das läßt sich doch hören!" lobte die Mama.

Gertrud zog ihre gradlinigen Brauen zusammen und dachte nach.

„Ja“, meinte sie endlich zögernd. „Aber wir wollen ihm das Absagen möglichst leicht machen.“

„Wie denn?“ fragte die Mama.

„Du schreibst ihm die Einladung nur einen Tag vorher. Dann hat er den nächsten wahrscheinlich nicht mehr frei.“

Die treue Therese ging, den Eßtisch deckend, leise hin und her. Sie war ein guter und stiller Hausgeist, der gar nicht den Eindruck erweckte, als sei eine Person anwesend. Sie wurde von Mutter und Töchtern nicht als Störung empfunden.

Dieta schüttelte eilig ihren etwas zu stark gebräunten Schmarren auf die Schüssel und meldete, daß das Abendbrot fertig sei. Sie war zufrieden mit dem Ergebnis der Beratung.

* * *

Das Einladungsbriefchen, welches Gertrud redigiert und, für das Empfinden der Baronin, viel zu kühl abgefaßt hatte, wurde von Graf Philipp umgehend mit einer dankenden Zusage beantwortet.

Die Mutter las sie triumphierend vor.

„Siehst Du nun, Du Neunmalkluge?“ sagte sie zu Gertrud. „Es gibt zum Glück immer noch Menschen, die nicht ein Rechenexempel an Stelle des Herzens haben.“

Gertrud wunderte sich wirklich. „Er scheint etwas Familiensimpel zu sein“, sagte sie.

„O Du unverbesserliche Skeptikerin!“ rief die Mama.

Dieta saß schon zwei Stunden an ihrem alten Mahagoni-Sekretärchen und korrigierte Schülerinnen-Aufsätze. Ein mächtiger Stoß blauer Hefte lag neben ihr. Jetzt hielt sie die Feder in der Hand und überlas immer wieder den einen Satz, in dem sie vorher irgend etwas zum Verbessern gefunden hatte. Sie fand es heute über die Maßen schwer, die Gedanken bei diesen dreißig kindlichen Prosa-Wiedergaben der „Gottesmauer“ fest zu halten.

„Hast Du's vernommen?" rief Gertrud. „Er kommt."

Dieta wurde rot.

„Wer?"

Sie heuchelte, denn sie hatte jedes Wort gehört und begierig aufgenommen. Sie heuchelte aus Befangenheit und aus Angst, Gertrud könne diese Befangenheit bemerken und deuten.

* * *

Kurz nachdem Philipp Beßra bei den Verwandten zum zweiten Mal diniert hatte, machte er einen zweiten Besuch, und dann schickte er mit sehr verbindlichen Zeilen Billette fürs Opernhaus, die er selbst geschenkt bekommen habe.

„Es ist ‚Zar und Zimmermann'", sagte Gertrud. „Ich habe Lust, zu gehen. Kannst Du heute?"

Sekundenlang besann sich Dieta. Sie hatte in den letzten Tagen ihre Schulstunden recht schlecht gegeben, das wußte sie und schämte sich dessen. Den heutigen Abend hatte sie nun ausschließlich der Vorbereitung auf die morgigen Lektionen widmen wollen. Nachmittags war man so kopfmüde und die Zeit auch so kurz, wenn man sich noch umkleiden mußte für die Oper. Um die Oper selbst war es ihr auch nicht zu tun; Gertrud, die Theaterkritiken für eine Zeitung schrieb, bekam häufig Freibilletts, so daß Theatergenuß auch für sie nichts Seltenes war, aber die Aussicht, Philipp Beßra zu treffen! . . . .

„Glaubst Du, daß er selbst dort sein wird?" fragte sie.

„Kaum; sonst hätte er wohl nicht drei Plätze zu vergeben gehabt."

„Ich habe leider für morgen zu arbeiten."

„Dann begleite ich Mama. Sie wäre unglücklich, wenn wir die Billette nicht benutzten."

Dieta saß noch spät in der Nacht über ihren Büchern, als Mutter und Schwester nach Hause kamen.

Blaß, mit schattenumrandeten Augen, kopfmatt und müde begrüßte sie die Heimkehrenden, deren Gesichter in den Theaterhüllen von Kälte und Vergnügen glänzten.

„War es schön?"

„Reizend!" Gertrud legte Theaterzettel und Opernglas fort, und während sie sich aus den warmen Hüllen schälte, summte sie die Melodie des Abschiedslieds des Zaren.

Dieta half der Mama.

„Der Vetter erkundigte sich sehr nach Deinem Verbleiben", berichtete die Mama. „Er ist einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich kenne."

„Also war er doch da!" entschlüpfte es Dieta im Ton einer Enttäuschung.

„Freilich. Und er läßt Dich grüßen und schickt Dir ein paar Bonbons."

„Das heißt", verbesserte Gertrud lachend, „er läßt sich Dir empfehlen und bittet Dich ergebenst, das bißchen Konfekt in Gnaden annehmen zu wollen. Wir sind ja so korrekt, wir vom gräflichen Hause Veßra-Donarsbrunn."

Am Nachmittag des folgenden Tages saß Dieta allein im Berliner Zimmer an Gertruds mit grünem Fries überzogenem Schreibtisch und nähte sich in den Kleiderrock, den sie beim Ausgehen zu tragen pflegte, einen neuen Stoß. Gertruds Bücher und Papiere und Nippes, die immer so hübsch geordnet waren, mußten sich mit schwarzer Steifgaze, Schere, Zwirn und Nähkörbchen einmal vertragen.

Dieta mußte die Zeit gut benutzen, denn abermals waren Übersetzungen zu korrigieren, und morgen früh zur Schule wollte sie den grauen Rock wieder anziehen. Sie war ganz allein zu Hause. Die Baronin machte Besuche, Gertrud sah mit Karlsen ausgestellte Gemälde an, Therese machte Kücheneinkäufe und hatte den Ponto mitgenommen.

In der Stille, die sie umgab, wurden allerhand in-

time Geräusche hörbar, Stimmen des Hauses. Die Wanduhren tickten vernehmlich, der Deckel des Wasserkesselchens auf dem Herd klapperte, manchmal krachte es geheimnisvoll in einem Holzmöbel, und aus dem Stockwerk unter dem Beßraschen flötete ein fremdländischer Vogel in drei weichen, langgezogenen, seltsamen Noten. Dieta liebte diese drei Töne, die nur dieser eine Vogel sang und die sein einziges Lied waren.

Da ging die Wohnungsklingel.

Ärgerlich über den Zeitverlust, stand Dieta auf, um zu öffnen, und dann wurde sie rot und blaß, und es durchzuckte sie etwas wie jähes Erschrecken. Vor ihr stand Graf Philipp.

„Ich bin ganz allein zu Hause!" sagte sie entschuldigend. Er mußte es ja gräßlich finden, daß sie selbst jedem Beliebigen öffnete, und sie hätte es wohl auch nicht tun sollen! Aber nun war es geschehen.

Er kam nur, um zu fragen, wie den Damen der gestrige Abend bekommen sei. „Sehr gut", versicherte Dieta.

Sie bat ihn nicht, einzutreten, weil sie glaubte, er könne es unpassend finden, und auch, weil im Besuchszimmer keine Lampe brannte.

So stand er vor ihr im Treppenhaus und sah sie aus seinen ernsten blauen Augen an, ohne sich zu verabschieden. Das brachte sie etwas in Verwirrung. Was erwartete er? Endlich sagte sie schüchtern: „Ich kann Sie wohl nicht auffordern, einzutreten."

Er antwortete: „Ein wenig möchte ich wohl auf die gnädigste Cousine warten."

Dieta hätte sagen können: die Mama bleibt noch eine Stunde mindestens aus; aber es war ihr in diesem Augenblick völlig klar, daß es ihm nicht um die Mama zu tun war. Sie wurde plötzlich ganz kühn.

„Ich sitze bei einer Ausbesserei, die fertig werden muß", sagte sie.

„Gestatten Sie mir, Ihnen dabei Gesellschaft zu

leisten, Cousinchen Dieta“, sagte er in seinem ruhigen und etwas matten Ton.

Darauf trat er in den Flur, legte Mütze und Pelz ab und folgte ihr in das große Familienzimmer.

„Warum kamen Sie gestern abend nicht in die Oper?“ fragte Graf Philipp in vorwurfsvollem Ton.

„Weil ich für die Schule zu arbeiten hatte.“

„Ach diese Schule! Sie gehören gar nicht in eine Schule, Cousine Dieta. Ich wollte, Sie gäben das auf.“

„Das kann ich nicht . . . es ist mein Beruf. Ich würde der Mama eine Last sein, wenn ich mir nicht mein Toilettengeld wenigstens verdiente.“

Er seufzte und setzte einen Fuß auf den andern, bewegte überhaupt seine Gliedmaßen, wie ein Mensch, der zu nervös ist, um lange dieselbe Stellung behalten zu können.

„Mir war der Abend verdorben“, sagte er.

Sie schwieg, stichelte hastig, wagte nicht aufzusehen. Ihr Herz schlug heftig.

Da sagte er noch einmal: „Mir war der Abend verdorben.“

Was kommt nun? dachte sie in äußerster Spannung. Aber es kam weiter nichts.

Er saß einfach da und gab nur kurze Antworten auf das, was sie vorbrachte. Zuweilen blickte sie rasch auf, dann sah sie den feinen Umriß seines gesenkten Kopfes im Profil, die etwas schmächtige und blasse Wange, das kurze Kinn, von dem seidigen Schnurrbart beschattet, den fast weiblich zarten Mund, das kleine Ohr, die edle Linie vom Hals zu den Schultern.

Oder sie sah nur auf seine langen schmalen Hände, auf deren Rücken das blaue Adergeflecht nicht nur schimmerte, sondern hervortrat. Auch die Hände sahen edel aus, aber sonderbarerweise erschienen sie alt.

Und Dieta fand ihn schön und liebenswert über alle Maßen.

Erst als Gertrud und Karlsen mit Ponto kamen,

den sie der Therese abgenommen hatten, stand Philipp Vetzra auf und verabschiedete sich.

Dieta kniete am Boden und hakte dem Ponto mit einiger Umständlichkeit seinen Maulkorb ab. Es schien ihr eben unmöglich, Gertrud und Karlsen anzusehen oder sich von ihnen ansehen zu lassen.

„Was für eine auffallend aristokratische Erscheinung Ihr Vetter ist", bemerkte Karlsen. „Wirklich ein schöner Typus des deutschen Edelmannes."

„Zu schlaff", entgegnete Gertrud. „Ihm fehlt ja alle Federkraft. Der Edelmann soll eine Klinge von Stahl in einer Scheide von Sammet sein. Dieser aber scheint mir den Stahl außen und den Sammet innen zu haben. — Hast Du Dich denn mit ihm unterhalten können, Dieta?"

„Sehr gut", sagte Dieta, während sie den Ponto streichelte. Und dann legte sie das heiße Gesichtchen an seinen schneenassen Zottelpelz und dachte: „wenn sie ahnten!"

* * *

Es hatte im Haas'schen Institut Schulschluß geläutet. Dieta kam mit rotem Kopf aus ihrem Klassenzimmer, sie hatte so viel schelten müssen heute. Alles ging nicht, wie es sollte, es war kein rechter Zug in ihrem Unterricht. Und sie fühlte wohl, warum: weil sie nur halb bei der Sache war.

Mit gesenktem Kopf, einen Stoß blauer Hefte im Arm, ging sie betrübt den Korridor entlang zu den Hut- und Mantelständern.

Da legte sich die fette Grübchenhand der Institutsvorsteherin auf ihre Schulter. Mit ihrer in Fett erstickenden Stimme sagte die Dame: „So ernst, kleine Schönheit?"

„Ach, ich bin so untüchtig!"

„Unsinn, Kind! Sie sind eine Anfängerin, voilà. Als Meister fällt keiner vom Himmel. Ich will keine

Wolken auf dieser Stirn und in diesen sonnigen Augen sehen. Hören Sie, Kleine. An Ihnen freuen will man sich."

Ohne Gegenrede abzuwarten, nach ihrer Fürstinnenmanier, trippelte die kugelrunde Dame weiter.

Dieta fühlte sich nicht getröstet. Immer nur zu hören, daß man hübsch sei, war doch gar nicht erhebend! Auf diese Weise züchtete man aus hübschen Mädchen Nullen. Und eines Tages, wenn das Leben noch nicht zur Hälfte gelebt war, war's mit der Schönheit am Ende, und die unglückliche Null blieb übrig.

Sie zog ihr abgetragenes Pelzjäckchen an, und ein Knopf, der schon seit Tagen lose an einem bischen Zwirn gebaumelt, blieb ihr in der Hand. Das gab ihrer Verstimmung den Rest. Auch noch unordentlich wurde sie über dieser phantastischen Liebesromanze. Vor lauter An-ihn-denken und Auf-ihn-warten vernachlässigte sie jetzt bereits alles.

Wenn er doch nur erst fort wäre, daß sie wieder zu sich selbst kommen könnte. Denn heiraten tat er sie ja doch nicht.

Und wieder dachte sie an ihn. Wie mochte diese Liebe ihn quälen! Er war ein musterhafter Sohn, und seine Eltern wünschten eine ganz andere Heirat für ihn. Das hatte er selbst neulich angedeutet. Er hatte strenge Grundsätze und nahm die Sohnespflichten „höllisch" ernst; aber auch eine Herzensneigung war für ihn eine große Angelegenheit! — Er kam nun so oft, daß es auffallend war, und letzthin hatte sie ihn gequält, indem sie wegwerfend über Männer von schwächlichen und halben Empfindungen gesprochen hatte.

Sie war richtig grausam gewesen, denn sie sah, daß ihre Worte ihm weh taten, und hatte sich an seiner Pein gefreut.

Aber es reizte sie, ihn dafür zu strafen, daß er sie nicht hoch genug bewertete, um ihretwegen alle, alle Rücksichten fahren zu lassen. Ach, das wäre ein Sieg gewesen!

Nun, die Wirklichkeit hatte eben ein Alltagsgesicht, und sie wollte endlich aus ihrem Mädchentraum aufwachen und ein ernsthafter, vernünftiger Mensch werden wie Gertrud. Vielleicht fand sie dann auch einmal einen Karlsen, mit dem sie in aller Seelenruhe Freundschaft halten konnte.

Als Dieta in den Flur der heimatlichen Wohnung trat, öffnete sich die Tür des Besuchszimmers; die Baronin erschien auf der Schwelle.

„Bist Du's, Dieta?"

„Jawohl, Mama."

„Komm doch einen Augenblick hier herein."

Ob Besuch da sei? fragte Dieta flüsternd, erhielt jedoch keine Antwort.

Sie legte rasch ab und begab sich, wie ihr geheißen, in den Salon, fand aber dort ihre Mutter ganz allein.

Die Baronin saß auf dem kleinen Divan unter dem Ölporträt ihres Mannes und schneuzte sich. Dieta sah mit Schrecken, daß sie geweint hatte.

„Mama! Was ist denn? Warum bist Du so betrübt?"

„Warum ich betrübt bin? Weil ich meine kleine Dieta hergeben soll."

Dieta erstarrte, verbot sich, zu denken.

„Ja, mein liebes Kind", fuhr die Baronin in rührseligem Tone fort, „es hat eben jemand bei mir um Dich angehalten, von dem ich innig wünsche, daß Du ihn nicht ausschlägst. Du rätst wohl, wer es ist?"

Blaß, wie um Erbarmen flehend, sah Dieta die Mutter an, unfähig, ein Wort zu sagen, die Erregung überwältigte sie.

Die Baronin lächelte. „So schwer zu raten ist es doch wohl nicht! Philipp Vetzra natürlich. Er liebt Dich innig, und er ist ein so lieber, vortrefflicher Mensch. Eine schönere Aufgabe, als einen solchen Mann glücklich zu machen, gibt es gar nicht für ein Mädchen. Er sprach

so reizend mit mir, so recht wie ein Sohn. Und er hat nie eine andere liebgehabt, sagte er."

Dieta fiel der Mutter in die Arme. „O Mama, ich bin so glücklich! Mama, ich liebe ihn ja! Ich habe ihn geliebt vom ersten Augenblick an, da ich ihn gesehn hab'."

* * *

Philipp Beßra kam noch an demselben Tage, um sich Dietas Antwort zu holen. Er wurde in den Salon geführt, und die Baronin schickte Dieta zu ihm hinein.

Er kam auf sie zu, streckte ihr die Hände hin, und sie legte zitternd die ihren hinein. Da zog er sie sanft an sich und gab ihr einen sehr zarten Kuß.

„Hast Du mich auch lieb, Dieta?"

„Ja. Sehr."

Er küßte sie immer wieder, und ihr vergingen fast die Sinne unter diesen Küssen.

Leider — beide bedauerten es heimlich — kam bald die Mutter und dann auch Gertrud.

* * *

„Du mußt aber morgen schon Deine Schule aufgeben", sagte Philipp, als die Familie zusammen beim Abendessen saß.

„Warum?" meinte Dieta; „wenn wir doch erst im Frühjahr heiraten und Du fort bist? Ich möchte mein gutes Fräulein Haas nicht in Verlegenheit bringen."

„Nein, ich bitte Dich, gib es gleich auf. Eine Vertreterin wird sich doch alle Tage finden lassen."

„Für mich? Weil ich so wenig leiste, meinst Du?"

„Nein, das meine ich gar nicht; ich finde nur, daß meine Braut nicht dazu da ist, Berliner Kaufmanns- und Beamtentöchtern gegen Bezahlung Unterricht zu geben."

Gertrud horchte auf.

„Findest Du es wirklich ehrender, die Hände in den Schoß zu legen, als sich durch Arbeit Geld zu verdienen?" fragte sie.

„Keineswegs, liebe Cousine. Es ist sehr achtungswert, aber es gehört sich einmal nicht für uns."

„Für wen nicht?"

„Für den Adel. Wir dürfen, ohne unserem Stand etwas zu vergeben, nur dem König und allenfalls dem Staat dienen. Von Privatpersonen nimmt ein Edelmann von rechter Art Bezahlung nicht an, und am allerwenigsten erlaubt er das den Damen seines Hauses."

Gertrud machte ein sehr nachdenkliches Gesicht, schwieg aber. Sie nahm dem Schwager gegenüber mehr Rücksicht, als sonst in ihrer Natur lag.

Philipp reiste kurz nach der Verlobung ab. Aber von Donarsbrunn aus besuchte er seine Braut beinahe jede Woche, obschon er von dort bis Berlin neun Stunden Eisenbahnfahrt im Schnellzug hatte. Er trug jetzt Zivil, und das enttäuschte Dieta anfangs ein wenig, aber sie gewöhnte sich rasch genug an die dunkle Farbe und fand ihn nur noch schöner und feiner. Sie erwartete seine Besuche ohne Ungeduld, kaum, daß sie sich darauf freute; kam er dann aber und zog sie an seine Brust und küßte sie, so überfiel sie ein solcher Rausch von Verliebtheit, daß sie nichts mehr denken und sprechen konnte. Nur ihn küssen — sich von ihm küssen lassen! Alles andere war nichts.

In Gegenwart anderer saß sie, vor Glück stumm, neben ihm, ganz weich und still. Sie sah hold aus, aber sie sprach nicht. Er mußte sich mit der Baronin oder mit Gertrud und Karlsen unterhalten. Dabei trug es sich zu, daß Karlsen mit dem Grafen in Meinungsverschiedenheit geriet, und dann zeigte sich des jungen Gelehrten Verstandesüberlegenheit so sehr, daß es allen peinlich war. Wenn Philipp Vezra die Argumente Karlsens nicht widerlegen konnte, verlor er seinen Gleichmut und sagte törichte Dinge in hitzigem Ton.

„Wenn er doch nicht streiten wollte!" dachte Dieta in solchen Momenten. „Er ist einmal nicht redegewandt, und das Schweigen steht ihm am besten. Ein schweig-

samer Mann gefällt mir übrigens besser als ein Schwätzer."

Es gab viel zu tun mit dem Beschaffen der Ausstattung, und das war gut für Dieta, denn sie fing an, sich vor dem lebenslangen Zusammensein mit Philipp etwas zu grauen.

Er hatte ihre Phantasie gefangen genommen mit seiner Erscheinung und seinem Namen, und er beherrschte jetzt ihre durch ihn erweckte Sinnlichkeit. Aber ihr Gemüt wollte sich nicht recht erwärmen, und ihrem Geist bot er gar nichts. „Wie soll das werden?" fühlte sie oft mit Bangen. „Die rechte Liebe kann es doch wohl nicht sein." Aber sie hätte sich nie getraut, irgend einen Menschen etwas von diesen beängstigenden Zweifeln merken zu lassen. Sie hatte gewählt und entschieden: nun mußte eben alles seinen Weg nehmen, und sie wollte nach Kräften tun, was ihre Pflicht war.

Eines Tages begegnete sie auf der Straße dem Medizinalrat Mohrenthal.

Mit vorgeneigtem Kopf und ausgestreckten Händen kam er auf sie zu.

„Sehen Sie, das freut mich!" rief er in seiner Bonhomie-Art, „das freut mich nun wirklich." Und als habe sie einen Zweifel an seiner Freude verraten, fügte er mit noch mehr Nachdruck hinzu: „Nein, wirklich."

Wie gewöhnlich fühlte sie sich zugleich angezogen und abgestoßen durch ihn. Was sie immer zurückstieß, war seine Kordialität, sein Begönnern. Und das zog sie an: daß sie bei ihm stets erwarten konnte, irgend etwas zu hören, was andere Menschen ihr nicht sagen würden.

Sie sah ihn mit erhobenem Kopfe an. „Was freut Sie?"

(Er hatte durch sie selbst eine der lithographierten Verlobungsanzeigen bekommen.)

„Wozu die Komödie?" fragte er mit neckischem Augenzwinkern.

Sie lächelte besiegt. „Nun ja. Aber bitte, warum freut Sie meine Verlobung?"

„Weil ich annehme, daß Sie dadurch sehr glücklich geworden sind. Oder sollte ich mich irren?"

Ein forschender und lauernder Blick senkte sich in den ihren.

Dieta errötete ein wenig.

„Selbstverständlich macht es mich glücklich! Würde ich es denn sonst getan haben?"

Er drückte die Augen zusammen, daß die Pupillen wie schwarzes Feuer aus zwei Schlitzen funkelten.

„Na, na ... unter aufrichtigen Seelen darf man wohl zugeben, daß bei einer so glänzenden Heirat gewisse an sich durchaus berechtigte Überlegungen Ausschlag geben können ...."

Sie entriß ihm ihre Hand, die er in der Wärme seiner Mitfreude bis jetzt festgehalten hatte.

„Herr Medizinalrat!"

Es klang tief entrüstet.

„Bitte sehr, liebes Fräulein, — mißverstehen Sie mich nicht. Nichts liegt mir, weiß Gott! ferner, als irgendwelchen Zweifel an der absoluten Vornehmheit Ihrer Gesinnung zu hegen. Die Reflexion war durchaus allgemeiner Natur. Aber Sie werden zugeben: allein der Name ‚Gräfin Dietlinde von Veßra' klingt so wunderschön, daß es genügte ... nein, ich schweige. Sie furchen ja schon wieder die Stirn. Erlauben Sie nur, daß ich ganz g'rad' heraus eine Frage an Sie richte. Sie müssen es aber nicht unzart finden. Erlauben Sie?"

Sie senkte zustimmend den Kopf, empfand jedoch dabei das leise, nörgelnde Unbehagen, das ihr die entschuldigenden Einleitungen Mohrenthals immer verursacht hatten.

„Lieben Sie diesen Grafen?"

„Aber natürlich!" rief Dieta beinahe hastig. „Wie können Sie das noch fragen!"

„Wirklich?“ beharrte er. Sein Blick tauchte wieder tief in den ihren.

Dieta nahm sich zusammen.

„Ich liebe ihn sehr, was Sie gar nicht bezweifeln durften. Und nun ist es genug, bitte. Sind Sie etwa mein Beichtvater?“

Ein vages Lächeln umspielte seine starken Lippen. Er sah sie ganz verliebt an, brachte sein Gesicht dem ihren so nahe als möglich und raunte ihr zu: „Wie ich den Kerl beneide!“

Sie tat, als habe sie das nicht gehört. Lächelnd und grüßend ging sie rasch ihres Weges weiter.

II.

Dieta war sehr in ihren Mann verliebt; aber wenn er sie küßte, mochte sie ihn am liebsten nicht ansehen. Denn etwas Sonderbares war ihr aufgefallen: sah sie ihm einmal ins Gesicht, während er sie leidenschaftlich liebkoste, so fand sie die edlen Züge ins Unedle hin verändert. Seine ernsten, stolz und ruhig blickenden Augen hatten sich zusammengezogen, waren ganz klein geworden, und ihr gewöhnlicher Ausdruck schien in sein Gegenteil verwandelt, so daß sie sich davor entsetzte. Er sah lüstern aus und zugleich wie einer, der etwas genießt, dessen er sich schämt.

Als sie dies zuerst entdeckte, stimmte es sie sehr nachdenklich.

Bei aller Glut fühlte sie sich in ihrem jungen Liebesglück vollkommen unschuldig und rein, so ganz und gar eines Sinnes mit Natur und Gott und über die Maßen froh. Wie kam er zu diesem nach Sünde und schlechtem Gewissen aussehenden Blick? Konnte ihm die Liebeslust minder rein sein als ihr?

Sie begann ihn auszuforschen: „Was fühlst Du jetzt eben?" oder: „Wie denkst du über dies und das?" Solchen Intimstes berührenden Fragen wich er jedoch aus. „Laß das doch. Über solche Dinge muß man nicht reden."

Er war sinnlich und schämte sich dessen. Diese Wahrnehmung erfüllte Dieta mit Mißtrauen, und sie mußte eifrig darüber nachdenken.

Irgendwo hatte sie das Wort gelesen:

„Man darf es nicht vor keuschen Ohren nennen,
was keusche Herzen nicht entbehren können!"

Waren das denn aber wirklich „keusche“ Herzen, die sich der allernatürlichsten Lebensregungen vor sich selber schämten? Oder war nicht vielmehr diese unbesiegbare Prüderie das Symptom tiefinnerer Unkeuschheit?

Indessen verscheuchte sie solche Gedanken, so gut sie konnte.

Am schönsten fand sie ihn, wenn er schlief. Sein Gesicht war dann ganz wie aus Marmor gemeißelt, so edel, streng und ruhig. Wenn sie ihn aber dann mit Küssen weckte, zog er die Stirn kraus und bat: „Laß mich in Ruhe, ja?“

Er war so oft matt und abgespannt wie ein Morphiumsüchtiger, bei dem die Wirkung des Morphiums zu versagen anfängt, während in ihr alles wach war und glühte und ihr ein Gefühl des Überlebendigseins gab, eine Fülle von Kraft und Freude, die sie ohne sein Mittun gar nicht unterzubringen wußte. In solchen Stunden glückseligen Rausches war es ihr, als habe sie unbeschränkte Schätze an Freude und Glück und Leben zu verschenken, aber auf einmal war keiner mehr da, der von ihren Reichtümern haben wollte. Sie mußte so viel, so viel Allerseligstes und Schönstes für sich behalten, weil es ihm an Kraft zu genießen fehlte.

* * *

Seit vier Tagen waren sie auf der Hochzeitsreise: Nürnberg, München, Innsbruck — jetzt in Bozen. Das Hotel, in dem sie wohnten, stand am großen Platz der Kathedrale, den Walter von der Vogelweides schönes Standbild aber noch nicht schmückte.

Es war Morgen. Philipp schlief noch. Dieta kleidete sich leise an und ging hinunter, ins Freie, wo sie in stummem Staunen tief atmend zu den hohen, himmelhohen Felsbergen aufschaute. Das war so herrlich, wie sie sich kaum je etwas vorgestellt hatte.

Es war in den ersten Tagen des März. Deutschland hatte, als sie es vor acht Tagen verlassen, noch unter

Schnee gelegen. Hier strahlte die Sonne auf grüne Matten und duftblaue Hänge, und die ganze Luft roch nach Blüten.

Dieta war nun schon eine Woche lang Philipps Frau, und ihr schien, als habe sie damit erst zu leben angefangen. Jede Stunde dieser acht Tage war schwer und voll von neuem Erleben! Was vor diesem neuen Abschnitt lag, kam ihr jetzt vor wie ein dumpfes Hinträumen. Wie kindisch war es gewesen, sich in einen klingenden Namen zu verlieben! In einen Titel! Was bedeutete ihr jetzt der erträumte Name „Gräfin Vezra-Donarsbrunn"? Nichts. Die Liebe ihres Gatten, die Zusammengehörigkeit und die Vertrautheit mit ihm, das war das Glück.

Einstweilen äußerte sich diese Liebe beinahe ausschließlich in Liebkosungen, doch das schien ihr das Natürliche. Und ihr Verlangen nach seinen Liebkosungen war heiß und unersättlich. Je mehr sie bekam, desto mehr wollte sie haben.

Sie ging in der Sonne auf und nieder, den rotseidenen Sonnenschirm aufgespannt, und dachte, daß das Leben nunmehr eine unausschöpfbare Quelle des Genusses sein werde.

Endlich kam auch Philipp. Er sah nicht frisch aus wie sie, sondern etwas verschlafen und abgespannt, wie gewöhnlich am Morgen.

„Laß uns hier außen frühstücken", bat sie, auf die am Platz gedeckten Tischchen weisend, „ja?"

Er sah sich blinzelnd um.

„Die Sonne blendet hier und es zieht. Komm lieber mit ins Zimmer."

Sie folgte ihm ins Hotel.

Das Frühstück wurde in dem kleinen Salon serviert, den sie neben dem Schlafzimmer bewohnten.

Dieta saß auf dem Sofa, während der Kellner deckte, und folgte mit den Augen den Bewegungen Philipps, der sich an seinem Koffer und im Kommodenfach zu schaffen machte, hin und her ging und ihr meist den

Rücken kehrte. Sie wußte schon, er war förmlich und kühl mit ihr in Gegenwart anderer und erwartete die gleiche Zurückhaltung von ihr. Das gefiel ihr auch sehr gut, doch beeilte sie sich gewöhnlich, sowie das störende Element fort war, sich und ihn zu entschädigen.

Auch jetzt, sowie der Kellner die Tür hinter sich schloß, rief sie ihn in zärtlichem Ton zu sich.

„Philipp!"

Er kam auch, aber lässig, und als sie sich liebkosend ihm anschmiegte, blieb er kühl, beinahe abwehrend.

Sie empfand mit staunendem Entsetzen, daß ihre Zärtlichkeit ihn eben nicht entzückte, sondern belästigte.

Sowie sie das ihr schwer Begreifliche begriffen, wurde sie selbst ganz konventionell.

Aber nun wußte sie wenig mit ihm zu reden. Seit sie als Ehepaar reisten, hatten sie selten etwas anderes als Liebesworte ausgetauscht oder ganz äußerliche Dinge besprochen, wie das Reiseleben sie mit sich brachte. Dieta hatte das auf ihre eigene Benommenheit geschoben. Alle ruhigen und vernünftigen Gedanken waren wie fortgeblasen, so stark erregte er jetzt ihre Sinne. Und er selbst sprach ja überhaupt sehr wenig, wenn er nicht gerade irgend eine Sehenswürdigkeit erklärte; doch dann, wenn er dozierte, langweilte er sie ein wenig.

Und so geschah es am achten Tag ihrer Ehe, daß sie neben ihm saß und sich allein fühlte. Sie hätte Gertrud hier haben mögen oder irgend einen unterhaltenden, temperamentvollen Kameraden, und wenn es Karlsen gewesen wäre!

* * *

Dann reisten sie nach Venedig. Die traumhafte Märchenstimmung der Lagunenstadt nahm Dieta ganz gefangen. Sie wäre am liebsten Tag und Nacht in den offenen Gondeln über die atlasglatten Wasser der Kanäle geglitten. Aber Philipp mochte die Gondeln nur als Droschken benutzen, um zu bestimmten Zielen zu gelangen.

Sie lernte ihn hier von einer neuen Seite kennen. Er schwärmte für Venedigs Geschichte, für altvenetianische Kunst. Das Venedig der Gegenwart war ihm nichts als eine verödete, verrohte Trümmerstätte einer stolzen Vergangenheit. Über die kleinen Dampfer, die den Canale Grande befahren, ärgerte er sich alle Tage von neuem. Sie waren ihm ein Greuel. Er führte Dieta durch jede Kirche und zu jedem anerkannten Kunstwerk. Jedes alte Gemälde, jede Schnitzerei, jede Bildhauerarbeit mußte sie bewundern.

Philipp kannte alles dieses schon vom Sehen und hatte viel darüber gelesen, so daß er wirklich damit vertraut war. Nur hatte er keine lebendige Art zu interpretieren. Er machte sich nicht klar, daß die Aufnahmefähigkeit auch des begabtesten Menschen Grenzen hat, die nicht ungestraft überschritten werden dürfen, und daß diese Grenzen um so schneller erreicht werden, je lebhafter die Eindrücke sind.

Er begriff gar nicht die nervöse Abspannung, die sich bald bei Dieta fühlbar machte.

Dieta wurde von einem Übel befallen, das den übereifrigen Galerie- und Kirchenbesucher packt wie den Seefahrer die Seekrankheit. Ihr schauderte vor den dumpfen kalten Räumen. Das Wenden des Kopfes nach oben, nach allen Seiten verursachte ihr Schwindel. Die Erläuterungen in Philipps monotoner Redeweise mochte sie bald nicht mehr hören. Auf seine hundertmal am Tag wiederholte Frage: „Ist das nicht sehr schön?“, auf die er Äußerungen der Begeisterung erwartete, antwortete sie nur noch mit schwachem Kopfnicken. Trat sie aber endlich wieder aus einer der Kirchen oder Galerien oder einem der Paläste hinaus, wo die Wasser leise schluchzend gegen die sich wiegende Gondel anschlugen und der Tag auf Kanälen und Marmorwänden silbern blinkte und die weiche Luft von melodischen Menschenstimmen tönte, dann atmete sie neu belebt mit Entzücken.

Eines Tages antwortete sie auf Philipps bewundern-

des: „Ist das nun nicht schön?“ ganz kurz und schroff: „Nein; es ist häßlich.“

Sie standen in der Kirche S. S. Giovanni e Paolo vor dem Grabdenkmal des Andrea Vendromin.

Philipp Vetzra wandte sich nach seiner Frau um. Trieb sie Possen? Hier in der Kirche? Und vor einem der schönsten Kunstdenkmäler? Er traute seinen Ohren nicht.

„Was sagst Du?!“

Äußerstes Befremden tönte aus seiner Stimme.

„Philipp, ich kann nicht mehr!“ rief sie ganz verzweifelt. „Ich wollte, ein Orkan fegte alle alten Kunstwerke vom Erdboden, damit ich nie mehr etwas davon zu sehen brauchte!“

Sie erschien ihm geistesgestört. Aber mehr fast als dies ihn beunruhigte, empörte ihn der Vandalismus ihrer Bemerkung.

„Ich verstehe nicht, wie Du so etwas auch nur im Scherz sagen kannst!“

Sie hatte sich in einen der Kirchenstühle gesetzt, die Arme vor sich auf das Betpult gelegt, das Gesicht auf die Arme, entschlossen, nichts mehr zu sehen.

„Ich kann nicht länger ‚ja‘ sagen und bewundern“, erklärte sie mit halb erstickter Stimme, „ich bin vollständig krank davon. Wenn Du mich noch weiter von einer ‚Sehenswürdigkeit‘ zur andern schleppst, sage ich nur noch ‚häßlich!‘ und ‚nein.‘ Es ist mir Bedürfnis.“

„Das ist aber doch sehr schade!“ bedauerte er.

Sie schwieg.

Er stand ratlos vor ihr und dachte an das Programm des Tages, das er so wohlbedacht entworfen hatte und dessen Durchführung nun an einer Frauenlaune scheitern sollte. Keine seiner Schwestern würde sich doch je etwas derartiges einfallen lassen! Marotten hatte er im Elternhause nicht kennen gelernt und war nicht auf solche gefaßt gewesen. Daß Dieta ernsthaft leide, schien ihm ganz unmöglich.

„Ruh’ Dich ein wenig aus“, sagte er zuredend, „dann

geht es schon wieder. S. Maria dei Miracoli und den Conegliano in S. Giovanni in Bragora müssen wir heute Vormittag noch abmachen."

Sie fuhr auf. „Müssen?! Warum?"

„Weil wir nicht in alle Ewigkeit hier bleiben können, und weil es unverzeihlich wäre, hier gewesen zu sein, ohne wenigstens die berühmtesten Kunstschätze gesehen zu haben."

„Sieh Dir an, was Du willst. Ich kann nicht mehr."

Ihr Eigensinn erzürnte ihn ernstlich.

„Also Du kannst Dich nicht ein wenig überwinden Deinem armen Mann zuliebe?"

„Jetzt nicht länger."

Auch sie zitterte vor Empörung, so daß sie ihn beinahe zu hassen meinte. Warum fühlte er nicht, daß sie am Ende ihrer Kraft war? Ihr so entschieden geäußerter Wunsch hätte ihn sofort bestimmen müssen, denn sie hatte ihm keinen Anlaß gegeben, sie für kindisch, launisch und eigensinnig zu halten. Aber er zog vor, ihrer dringenden, wiederholten Versicherung einfach Unglauben entgegenzusetzen, weil es ihm nicht in seinen Plan paßte. Ein Stock war er! ein Pedant!

Sie rührte sich nicht.

Eine Weile stand er überlegend neben ihr. Mit einer ihm eigenen matten Bewegung der rotbehandschuhten Hand strich er sich über den Schädel. Daß Frauen unberechenbar sind, hatte er tausendmal gehört und gelesen, jetzt erlebte er es. Es schien ihm durchaus notwendig, in dieser ersten Krisis fest zu bleiben. Es handelte sich möglicherweise um seine eheliche Autorität. Sie mußte ein für allemal begreifen, daß er in dem, was er einmal für richtig hielt, nicht zu beugen war.

„Ich überlasse Dich also auf ein Viertelstündchen Deinen Gedanken", sagte er ruhig. „Bis dahin wirst Du diese momentane Schwäche überwunden haben. Bleibe so lange nur ganz ruhig sitzen. Niemand wird Dich belästigen."

Sein Schritt entfernte sich, auf dem Marmorboden

hallend, seine vornehme Gestalt verlor sich in den Dämmerungen seitlicher Kapellen.

Dieta sah auf. Sie war grünlich blaß, und in ihren dunklen Augen loderte ein böser Glanz. Leise erhob sie sich — leise ging sie nach dem Ausgangsportal.

Dort stand der Türhüter am wattierten Vorhang. Sie bat ihn, dem Signore zu sagen, die Signora sei nach dem Hotel zurückgefahren, würde die Gondel aber gleich wieder schicken.

Draußen wiegte sich die Hotelgondel, die sie hergebracht hatte, im Sonnengeflimmer.

Als sie dann allein auf dem sanften Wasser dahinglitt, das nur das Stoßen der Lenkstange leise und plätschernd bewegte, erfaßte sie ein ungeheures Sehnen, ins offene Meer hinauszufahren, an Bord des riesigen Indiendampfers, der hier vor Anker lag, zu steigen und in die weite, weite Welt jenseits der Ozeane zu fliehen, die ihr die Freiheit dünkte.

Zum erstenmale bedrückte sie ihre Unfreiheit. Fürs ganze Leben angekettet zu sein an einen andern Menschen, dem man gehorchen mußte, das war doch eigentlich etwas Furchtbares! —

So ungestüm war ihre Empörung über seine starrsinnige, stumpfe Verständnislosigkeit, daß ihr nichts wünschenswerter schien, als sich von ihm loszumachen. Sie meinte ihn zu hassen.

Leider besaß sie gar kein Geld, nicht einen Pfennig, seit sie Gräfin Philipp Veßra war. Sie hatte es auch bis heute nicht entbehrt. Philipp bezahlte alles, und sie war noch kaum eine halbe Stunde von ihm getrennt gewesen.

„Ein paar tausend Mark müßte ich haben“, dachte sie, „und dann, was würde ich jetzt tun? — Rasch, in fliegender Hast meine Sachen in den Koffer werfen, eine fremde Gondel rufen, — ‚Gondoliere, nach dem Indien-Steamer, der heute ausfährt!‘ — An Bord geh ich zum Kapitän und stelle mich unter seinen Schutz: ‚Mein Mann

mißhandelt mich. Nehmen Sie mich mit.' Kapitäne sollen galant und mit Damen sehr freundlich sein. Im Hotel ahnt niemand, wo ich bin. Ich bezahle meinen Schiffsplatz und fahre in die blaue Unendlichkeit hinaus. Und Philipp sucht und sucht und ist ganz verzweifelt! — Ja, ganz verzweifelt . . . ."

Sie sah sein schmales, blasses Gesicht mit dem Ausdruck hilfloser Trauer deutlich vor sich. Und darüber verwandelte sich plötzlich ihr Zorn in heftiges Mitleid. Sie sehnte sich auf einmal nur noch danach, ihn zu herzen und zu küssen und mit verdoppelter Zärtlichkeit gut zu machen, was sie in Gedanken an ihm gesündigt.

Im Hotel angelangt, fühlte sie quälenden Kopfschmerz. Sie legte sich zu Bett.

Dann wartete sie ungeduldig auf Philipp. Er hätte längst zurück sein können.

Als die Glocke zur Table d'hote rief, schellte sie nach der Cameriera und bestellte sich etwas Suppe und Brot und Wein.

Ob der Signor Conte noch nicht nach Hause gekommen sei? fragte sie.

Die Cameriera frug den Kellner, der den Portier. Endlich kam die Antwort, der Herr Graf sei dagewesen, aber gleich wieder fortgefahren.

Dieta ließ fragen, ob er mit an der Wirtstafel esse. Nein, — er habe sich abgemeldet. — Ob er nicht nach ihr gefragt habe? Ja, man habe ihm gesagt, die Frau Gräfin hätten befohlen, auf dem Zimmer zu speisen.

In den Augen der Italienerin funkelte es von neugierigem Erratenwollen. Dieta stellte sich möglichst gleichgültig. Sie gähnte.

Dann, als sie allein war, überlegte sie.

Er schien ernsthaft böse auf sie zu sein. Nun ja! Sie konnte daran nichts ändern. Wenn er nicht besser für seine Frau zu sorgen verstand, mußte sie sich eben helfen, wie es ging. Allein unausgesetzt mußte sie sich in Gedanken mit ihm beschäftigen. Wie er wohl seinen

einsamen Tag verbrachte, — wie ihm wohl zu Mute war!! —

Es dämmerte schon, als sie endlich seinen Schritt hörte. Ihr Herz klopfte laut.

Er trat nicht ein, sondern machte sich im Salon nebenan zu schaffen. Zürnte er ihr denn noch immer? Fiel es ihm so schwer, ein versöhnendes Wort zu sprechen? — Dann wollte sie es tun.

Sie kam sich so verlassen und bedauernswert vor, daß ihre Augen sich mit Tränen füllten.

„Philipp!“ rief sie kläglich.

Da kam er.

Auch er hatte Tränen in den Augen. Sie sagten beide kein Wort, sondern küßten und herzten sich, als seien sie Jahre getrennt gewesen. — Ein wildes Auflodern der Liebesleidenschaft war der Rückschlag ihres ersten Zerwürfnisses.

* * *

Am nächsten Morgen war Dieta ungewöhnlich sanft und weich. Selbst durch ihn gequält zu werden, schien ihr heute süß; das Glück, das sie wieder in seinen Armen gefunden, machte sie fanatisch dankbar und ergeben — an diesem Morgen. —

Er dagegen war müde, nervös, reizbar und niedergeschlagen. Die Aufregung und auch die ungewohnte Lebensweise des vorigen Tages war ihm schlecht bekommen. Auf ihren Vorschlag, den heutigen Tag einfach zu „verbummeln“ und auszuruhen, ging er ohne weiteres ein.

Sie saßen nach Tisch auf dem Markusplatz an einem der weißen Marmortischchen, tranken schwarzen Kaffee und aßen „Gelato“ dazu. Die weißen Tauben spazierten zwischen den Menschen, und die Musikkapelle spielte neapolitanische Piedigrotta-Lieder.

Dietas demütig weiche Stimmung vom Morgen, mit der Philipp nichts anzufangen gewußt hatte, war zer-

ronnen, wie romantische Träume vor der harten Gegenständlichkeit des Alltags zerrinnen.

Sie hatte nachgedacht. Und das Ergebnis ihres Nachdenkens war, daß es zwischen ihr und ihrem Mann so nicht fortgehen dürfe wie bisher. Sie mußten einander endlich auch geistig näher kommen. Bis jetzt kannten und liebten sie sich doch wirklich nur physisch. Die Seelen? Das eigentliche innere Leben? — Was wußte sie da von ihm, — was er von ihr?!

Und wenn sie auch ferner jedes Mißverstehen hernach mit doppelt heißen Küssen gutmachen wollten, die Ursachen schafften sie dadurch nicht aus der Welt. Es war durchaus notwendig, daß sie sich einmal gründlich aussprachen, meinte sie, und darum hatte sie sich vorgenommen, den gestrigen Vorfall mit ihm durchzusprechen.

Nur wußte sie nicht recht, wie sie anfangen sollte, und verfiel darüber in Schweigen. Und weil er gewohnt war, sich von ihrem Geplauder unterhalten zu lassen, störte ihn ihre Geistesabwesenheit.

„Woran denkst Du?“ fragte er in seinem matten Ton.

Da antwortete sie entschlossen: „An gestern.“

„Laß uns daran lieber nicht mehr denken.“

„Doch, doch! Ich hab' Dich gar nicht begreifen können gestern, und ich muß Dich doch begreifen. Du mußt versuchen, Dich mir deutlich zu machen, sonst kommen wir nie dazu, uns richtig zu verstehen!“

„Ich denke, wir verstehen uns doch fast immer?“

„Nein. Es scheint nur so.“

Er lächelte etwas gezwungen.

„Jetzt möcht' ich wissen, was für Gespenster Deine lebhafte Phantasie Dir wieder mal vormacht.“

Sie nickte ernst. „Ja, wirklich: Gespenster. Du weißt aber doch, daß klares Tageslicht Gespenster vertreibt. Laß uns Klarheit schaffen.“

Er zog die Stirn, die gerade und ziemlich niedrig war, in Falten und sah unbehaglich aus.

„Tu mir den Gefallen: keine nachträglichen Erörte-

rungen! Wir haben eine Meinungsdifferenz gehabt, das soll in den glücklichsten Ehen gelegentlich vorkommen. Ich wollte hü, Du wolltest hott. Man gibt sich einen Kuß und spricht nicht mehr davon. — Möchtest Du noch Eis, Liebchen?"

„Nein; aber bitte, sage mir nur das eine: hast Du mir gestern nicht geglaubt?"

„Was nicht geglaubt?"

„Daß ich wirklich nicht mehr konnte?"

Ihre Hartnäckigkeit reizte ihn. Er sah sie nicht an, als er jetzt sprach, und seine Stimme war noch leiser als gewöhnlich.

„Ich habe eben gesagt, daß ich diese dumme Geschichte nicht wieder aufgewärmt haben will. Es kommt tatsächlich nichts dabei heraus. — Wenn Du nichts mehr genießen willst, laß uns ein wenig auf die Piazetta gehen."

Er stand auf und bot ihr mit dem edlen Anstand, der seine Bewegungen auszeichnete, den Arm.

Schweigend gingen sie über den Platz.

Dieta war tief traurig. Sie sah auf einmal die Sonne über ihrem Zukunftsweg verblassen. Sollten sie, die so eng verbunden waren, einander innerlich fremd bleiben? Mußte sie seiner Reizbarkeit und Begriffsstutzigkeit wegen ihre Worte auf die Wagschale legen und Rücksicht über Rücksicht nehmen und sich von vornherein ihm unterwerfen und ihm anpassen, statt zu einer guten, innerlichen Gemeinschaft zu kommen? — Wenn das so kam, dann war sie ja, obwohl an ihn gebunden und an seiner Seite, allein! — Allein mußte sie dann ihr Leben leben!

Oder mußte sie zur List greifen, um ihn zu veranlassen, sich ihr zu erschließen? Man redete so viel von Weiberlist und Weiberkünsten. „Ihr zwingt uns ganz einfach dazu, ihr verbohrten, begriffsstutzigen Männer", dachte sie bitter.

Später war es ihr oft, als habe ihr der Himmel in der Person dessen, der in diesem Augenblicke auf sie und Philipp zukam, eine lächelnde Entgegnung auf ihre ketze-

rischen Gedanken über männliche Schwerfälligkeit geben wollen.

Mit einem Ausruf lebhafter Überraschung näherte sich dieser Fremde.

„Madonna mia!! — Hier?!“ Dann mit einer Wendung gegen Dieta: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung.“

Er war mit der etwas stutzerhaften Eleganz des weltmännischen Italieners gekleidet, sprach aber deutsch. Dieta erriet schon, ehe Philipp vorstellte, wer dieser Mann war: ein rechter Vetter Philipps, der Sohn eines Marchese Adriani und einer Gräfin Vezra. Das Gut und Schloß der Adrianis lag im Süden Italiens, Silvio, dieser Vetter, lebte jedoch meist in Rom. In Rom hatte Philipp ihn aufsuchen wollen, nun traf man ihn zufällig hier.

Silvio Adriani war ein schöner Mann. Er hatte die hochsattelige, fast gerade Nase, den feinen Mund und die edel geschnittenen Augen der Rasse-Italiener. Sein Haar und Schnurrbart waren braun, die Augen blau. Seine Gestalt stand an Höhe der Philipps kaum nach, doch war sie plastischer und biegsamer, schlank ohne Magerkeit. Philipp sah neben dem anderen steif aus, beinahe hölzern.

Silvio sprach fließend deutsch; nur ein leichter Akzent verriet den Italiener, und in der Lebhaftigkeit entschlüpfte ihm bisweilen ein italienisches Wort. Neben Philipp mußte seine Lebhaftigkeit auffallen. Was er sagte, begleitete er mit ausdrucksvollen Mienen und Gesten, seine ganze Gestalt schien zu reden. Und über diesem allen lag eine bestechende Natürlichkeit und Grazie.

Besonders gefiel Dieta sein Tonfall und die Modulation seiner Stimme. Er war für sie etwas ganz Neues.

Die Unterhaltung bewegte sich fast durchweg zwischen Dieta und Silvio, weil das Tempo dieser zwei viel besser miteinander harmonierte als mit dem Philipps. Ehe Philipp sich auf eine Entgegnung besann, waren die anderen längst mit Rede und Antwort vorausgeeilt.

Auch kam es dem Italiener natürlich an, seine Aufmerksamkeit der Dame zu widmen. Er hüllte sie ein in seine Komplimente und achtungsvolle Huldigung. Das war sehr angenehm! Wie ein federnder Boden dem Fuß, gab es der Stimmung Leichtigkeit und Schwungkraft. Die Schwere, die sie noch eben herabgedrückt hatte, war fort, wie durch einen Zauber.

Sie lustwandelten zu dreien auf der Riva degli Schiavoni, und die Zeit verstrich wie im Fluge.

Silvio begleitete das Paar nach dem Hotel zurück, nachdem er sie überredet hatte, in der Oper wieder mit ihm zusammenzutreffen. Er wollte eine Loge besorgen.

Dieta blieb heiter angeregt.

„Dein Vetter gefällt mir sehr gut", sagte sie zu Philipp.

„Er ist ein lieber und ein ausgezeichneter Junge", stimmte Philipp bei in dem parteinehmenden Ton, den er anzuschlagen pflegte, wenn er von Familienmitgliedern sprach. Nachdenklich setzte er hinzu: „Er hat die Veßrasche Statur und die Veßraschen Augen. Sonst ist er mehr in die Adrianische Familie geschlagen. Mich stört immer die Hampelei dieser Romanen."

„Mich nicht, wenn sie graziös ist."

„Bei Männern? nein. Es tut der Würde entschieden Abbruch."

„Ich weiß nicht ...."

Sie wußte nur, daß er ihr sympathisch gewesen war und daß er sie wunderbar erfrischt hatte. Sie freute sich auf den Abend.

„Was soll ich anziehen?"

„Möglichst unbemerklich. Die vornehmen Damen tragen hier meist schwarz, wenn sie sich im großen Publikum zeigen. Was durch glänzende Toiletten auffällt, ist nicht bon genre."

Philipp stand an dem bis zum Fußboden reichenden Fenster; sie konnte gerade den strengen Umriß seines Profils sehen.

„Er hat etwas an sich, was ich fürchten könnte", fühlte sie; „etwas Starres, Schroffes, Nichtzuüberwindendes hinter seiner müden Sanftheit."

Aus dieser Betrachtung heraus fragte sie: „Wie bist Du eigentlich darauf gekommen, gerade mich zu heiraten?"

Er wandte sich lächelnd um. „Sehr einfach: Weil ich mich gerade in Dich verliebt habe. — Übrigens: Weißt Du, wie es kam, daß ich Euch aufsuchte? Der Vetter Aribert, weißt Du, der Sohn vom Wiesensteiner, von den Hannöverschen Veßras, der Euch mal irgendwo gesehen hatte, erzählt mir eines Tages ganz beiläufig, Du habest eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Bild der Tante Aldringen, das im Donarsbrunner Ahnensaal hängt. Und weil ich immer eine Schwärmerei für dieses Bild gehabt, regte sich in mir der lebhafte Wunsch, ihr verjüngtes, lebendes Ebenbild kennen zu lernen. Und da kam ich eben."

„Und warst etwas enttäuscht?" fragte sie kokettierend.

„Nein. Ich liebte Dich auf den ersten Blick. Weißt Du, was die Engländer sagen: he never loved, who loved not on first sight. Ich weiß nicht, ob es so ist. Meine liebe maman sagt: Nein. Aber sobald ich Dich einmal gesehen hatte, stand es in mir fest, daß ich Dich zur Frau haben wollte und keine andere."

„Weil ich aussah wie Dietlinde Aldringen!"

„Und Dietlinde hießest und eine Veßra warest. Du vereintest alles, was mir am besten gefiel."

„Aber was ich als Mensch war, konntest Du doch gar nicht ahnen?!"

„Gewiß konnte ich es ahnen; viel mehr als bei irgend einer anderen. Das Gesicht, das man hat, ist doch nicht eine zufällige Äußerlichkeit."

Sie versank in ernstes Sinnen.

„Ich sah so aschenputtelig aus, als Du kamst", bemerkte sie nach längerem Schweigen. „War so häßlich angezogen."

„O nein. Du trugst ein graues Kleidchen und ein schwarzes Halsband von Sammet. Du sahst fein und apart aus.“

„Aber die purpurrote Sammetbluse war schöner als das graue Kleid, nicht wahr?“

„Du sahst schön aus in der roten Bluse, aber so gut gefielst Du mir nicht. Ich dachte: hoffentlich ist sie nicht eitel!“

„O, Du Philister!“

„Was denn?“

„Gefallen Dir nicht hübsch angezogene Frauen besser als graue Aschenbrödel?“

„Es gefällt mir sehr, wenn Damen sich adrett und distinguiert zu kleiden verstehen, aber solche, die sich putzen, um Aufmerksamkeit zu erregen, sind mir widerwärtig.“

Dieta stand vor dem Trumeau, in Begriff, etwas an ihrem Anzug zu ordnen; jetzt wandte sie sich nach ihm um: „Die alten Maler Venedigs, die Du so liebst, haben hierüber anders gedacht.“

Er zuckte die Achseln. „Wie die Maler gedacht haben, ist mir ganz gleichgültig. Ich kümmere mich um ihre Werke, nicht um ihre Gedanken.“

Dieta nestelte weiter an ihrem Kleid und hing ihren Gedanken nach.

Er liebte es also nicht, sie schön gekleidet zu sehen. Er merkte wohl auch gar nichts von den kleinen Feinheiten, durch die sie ein unscheinbares Kostüm wirkungsvoll zu machen verstand, aber Silvio Adriani würde jede Feinheit merken, er würde den Gesamteindruck bewundern. Sie machte sich gern so hübsch als möglich, wenn jemand da war, der sich daran freute. Und das nannte Philipp eitel, und es war ihm zuwider. Wie sonderbar, daß er, der die Schönheit doch liebte, das verachtete, was sie hob. Nur um ihrer Schönheit willen hatte er sie doch liebgewonnen! Doch nein, es war auch noch eine mystische Vorstellung dabei gewesen, die sich mit

ihrem Namen verband. Ja, und war nicht bei ihr selbst die Liebe auf ganz demselben Weg entstanden?! —

Sie bedachte es staunend. Ihre ganze Liebesgeschichte bis zur Verlobung war doch im Grunde nicht mehr als ein Phantasiespiel gewesen, ein Spiel, das plötzlich und überraschend zum Ernst geworden war. Sie hatte ja keine Ahnung von seinem inneren Wesen gehabt, sondern blindlings ein kindisches Ideal in ihn hineinphantasiert. Und jetzt gingen ihr allmählich die Augen auf. Sie wurde wach.

Er aber schien immer weiter spielen und träumen zu wollen. Er wollte sie ja gar nicht sehen, wie sie war, sondern sah sein Ideal in ihr und wurde unwillig, wenn sie einmal seine Illusion störte.

Sollte sie nun also ihr Leben lang Komödie spielen? — Sie schüttelte sich plötzlich vor Grauen. Unwillkürlich bedeckte sie die Augen mit den Händen und seufzte stöhnend auf.

„Was fehlt Dir?" fragte Philipp, der jetzt am Toilettentisch stand und seinen Schnurrbart bürstete.

Sie ließ die Hände sinken.

„Der Tod ging über mein Grab."

„Sagt Ihr das auch? Es ist eine alte Veßrasche Familien-Redensart."

Dieta dachte: „Es ist eine Allerwelts-Redensart"; aber sie schwieg. Sie wußte schon, daß er mit Vorliebe alles, was in der Familie Brauch war, zu einer Veßraschen Besonderheit stempelte.

* * *

Rom. — Über die Mauern der alten Palastgärten hingen üppige Rosenvorhänge, Blüte an Blüte. Und ganze Straßen des Ludovisi-Viertels, in dem Veßras wohnten, dufteten schwer und süß nach blühenden Akazien.

Dieta war glücklich, plätscherte in Genuß und Freude wie ein Fischchen im sonnenbeglänzten Bach. Nur ein ganz kleiner Giftstachel saß in dem Genuß, als ein kleines

unbehagliches Gefühl von etwas, was anders war, als es hätte sein sollen. Es machte sich nicht allzu sehr bemerklich, aber es schlummerte doch immer am Grunde der Freude. Das kam alles, weil sie seit dem Zusammentreffen mit Silvio Adriani fast nur noch zu dreien waren und weil ihr die Freude nicht von ihrem Mann kam, sondern von dem Vetter.

Silvio pflegte morgens bei ihnen im Hotel zu erscheinen und sie abzuholen. Meist begann man auf Philipps Verlangen in irgend einer Galerie. Eine halbe Stunde, auch wohl eine Stunde lang bewunderte Dieta die Kunstwerke und hörte den oft recht langatmigen Erläuterungen Philipps zu oder lachte zu den mehr scherzhaften als ehrfürchtigen Glossen Adrianis.

Dann sagte dieser zu Philipp: „Nun hat Deine Frau genug für heute. Sie ist von zarter seelischer Konstitution und kann die Kunst nur in kleinen Dosen vertragen. Man sieht es ihr an, sowie es zu viel wird.“ Dies oder ähnliches sagte er stets, ehe sie sich selbst noch der Ermüdung bewußt wurde, und sie fand es herrlich, sich mit dieser Feinfühligkeit umsorgt und beobachtet zu wissen. Er besprach in seiner heiteren, verbindlichen Manier mit Philipp Ort und Zeit der Collazione, bei der man wieder zusammentreffen wollte, und führte sie hinaus, während Philipp zurückblieb. Dieser fügte sich den Anordnungen und Vorschlägen des Vetters immer, da dieser freiwillig die Rolle des Reiseführers übernommen hatte.

Jedesmal, wenn Dieta mit Adriani aus den kalten Palästen auf die Straße hinaus kam, war ihr übermütig froh zumute, wie einem freigelassenen Schulkind. Die keckſten Streiche hätte sie machen mögen. So sonnig und wonnig war das Leben!

Auch er war seelenvergnügt. Er interessierte sich mehr für das neue Rom als für das alte, und erzählte ihr mit römischem Großstädterstolz von allerlei neuen Einrichtungen und Verbesserungen. Sie mochte ihn am

liebsten italienisch sprechen hören. Sein Italienisch war Musik.

Gewöhnlich rief er den nächsten Veturino herbei und fuhr sie nach dem Cafe Aranjo. Dort mußte sie irgend eine kleine Erfrischung zu sich nehmen. Nachmittags saßen hier seine Freunde und Bekannten, aber vormittags war man ungestört. Dann führte er sie den Korso entlang und half ihr bei ihren kleinen Einkäufen, denn, wie die meisten Frauen, hatte sie eine Passion dafür, in Läden zu gehen und Einkäufe zu machen. Er bezahlte immer. „Ich mache es nachher mit Philipp ab", sagte er. Aber sie merkte sich sorgfältig die Preise und berichtete nachher ihrem Mann, was der Vetter ausgelegt hatte. Oder, wenn sie nichts kaufen und keine Schaufenster ansehen wollte, fuhren sie spazieren.

Zur bestimmten Zeit nahmen sie dann zu dreien das Gabelfrühstück ein. Silvio bestimmte jedesmal die Trattoria und machte jedesmal das Menü. Er suchte auch die Weine aus.

Dieta saß neben Philipp und griff manchmal nach seiner Hand, wie um sich zu überzeugen, daß er noch da sei, denn die Unterhaltung bewegte sich oft ausschließlich zwischen Silvio und ihr. Das oberflächlich muntere Geplauder der beiden interessierte Philipp so wenig, daß er manchmal in den Essenspausen eins seiner Handbücher vornahm und las.

Zuweilen bemerkte Dieta, daß ihr leichter, scherzender Ton in der Unterhaltung mit Silvio Philipp geradezu mißfiel.

Er war nicht mißgünstig oder eifersüchtig, das wußte sie; doch fand er nichtssagendes Gerede kindisch und töricht.

„Aber er selbst ist schuld daran", dachte sie, „über ernste Angelegenheiten will er nicht mit mir sprechen, und zur leichten Konversation ist er zu schwerfällig. Also, was soll ich tun?"

Wenn das Ehepaar einmal allein blieb, fühlte nicht

nur Dieta, sondern auch Philipp Langeweile. Einem Nachmittag oder Abend ohne die Gesellschaft Silvios stand Philipp ziemlich ratlos gegenüber. Was ihn interessierte, ermüdete Dieta, und ihre Art Unterhaltung war ihm unbequem. Sie fing so gern von Dingen zu reden an, die ihm besser unberührt zu bleiben schienen. „Nicht daran rühren!“ fühlte er. Man ging oder fuhr spazieren und unterdrückte das Gähnen. Und Dieta dachte zuweilen in wahrer Seelenangst: „Wie in aller Welt soll unser Leben zu zweien nur werden?!“ — Am schlimmsten waren die Regennachmittage.

„Was wollen wir denn vornehmen?“ pflegte Philipp mit seiner schläfrigsten Stimme zu sagen. Sie verfielen darauf, Domino zu spielen. Nach Schäferstunden trugen sie beide immer seltener Verlangen.

Hörte man aber Silvios Schritt im Korridor, sein Anklopfen, so fühlte sich Philipp erleichtert, Dieta elektrisiert. Helle Lebensfluten kamen mit ihm herein.

„Warum ist Philipp so schläfrig und Silvio so wach?!“ seufzte Dieta im heimlichen Herzen. Sie kam jetzt immer mehr dazu, die beiden zu vergleichen, und der Vergleich fiel leider meist zugunsten Silvios aus.

Mit Grauen sah sie dem Ende dieser goldenen römischen Tage entgegen. Aber das Ende kam. Philipp drängte zur Heimkehr, da der Vater ihn bei der Bewirtschaftung von Donarsbrunn nicht lange entbehren könne.

„Ich fange auch an, am Heimweh zu leiden“, sagte Philipp.

Sie hatten den Süden Italiens schon aufgegeben, um möglichst lange Rom zu genießen, aber endlich ließ sich Philipp nicht mehr erbitten, sondern setzte den Abreisetermin fest.

Heute waren sie noch in den Katakomben gewesen und dann auf Silvios Vorschlag in der Cloaca Maxima. Vor den Knochen der alten Christen in den Katakomben fühlte Philipp fromme Ehrfurchtsschauer. Silvio dagegen hielt in der Cloaca Maxima eine begeisterte Lob-

rede auf die hohe Entwicklung der städtischen Anlagen bei den alten Römern. Dieta versuchte die Gedanken der Männer nachzudenken. Aus sich selbst heraus waren ihr die unterirdischen Knochennischen gerade so zuwider wie die ehrwürdige Kloake.

Philipp besuchte allein noch einen seiner Lieblingspaläste, und Silvio führte Dieta am Palast der Cenci vorüber nach der Kneipe zum Vater Abraham, wo sie in Öl gesottene, knoblauchgespickte Artischocken ‚à la juif‘ aßen, die Silvio für eine der ersten „Essenswürdigkeiten“ Roms erklärte.

Sie saßen seelenvergnügt an dem primitiven Holztisch, lachten über das Gebaren des jüdischen Wirts und fütterten dessen hungrigen Hund mit Brot.

Von plötzlichem Erschrecken durchzuckt, sah Dieta einmal den Gefährten an und sagte: „Übermorgen!“

„Nein, Ihr dürft noch nicht reisen! Ist es hier nicht mehr schön?“

„Viel zu schön! Aber es hilft nichts. Wir können doch nicht immer unterwegs bleiben. Ist es nicht seltsam, daß es so schwer fällt, von Rom Abschied zu nehmen?“

„Ich möchte mit einbegriffen sein, wenn Du an Rom denkst“, sagte er in seinem schmeichelndsten Ton. Und so beredt waren dabei seine Augen, daß sie erschrak wie vor etwas Unerlaubtem.

Sie stand auf.

„Wir wollen gehen.“

Draußen auf dem öden Platz vorm Ghetto streckte ein schönes Judenmädchen bettelnd die Hand hin.

Silvio gab den Bettlern nie etwas, während Philipp mit Vorliebe Almosen austeilte.

„Wozu haben wir denn Tausende von Priestern in Rom?“ pflegte Silvio zu argumentieren. „Die müssen sich der Armen annehmen. Übrigens erzieht das Almosengeben auf den Gassen nur Banditen.“

Das Mädchen folgte ihnen eine ganze Strecke Wegs,

beredt mit Mund und Augen. Sie wandte sich dabei an Dieta, der sie Schmeicheleien sagte.

„Sie ist wie ein Bild!" meinte Dieta entzückt. Es wurde ihr schwer, hart erscheinen zu müssen.

„Sieh sie lieber nicht so freundlich an", mahnte Silvio. Endlich riß ihm die Geduld. Er wandte sich nach der hartnäckigen kleinen Schönheit um und rief ihr einen scharfen Verweis zu.

Die Jüdin blieb stehen. Ihre schwarzen Funkelaugen loderten. Sie streckte dem Gojim die geballte Faust entgegen und stieß in fremd klingender Mundart Worte aus, die ohne Zweifel Verwünschungen waren.

Ein Grauen überschlich Dieta. „Jetzt hat sie mir geflucht", sagte sie leise.

III.

Sie saßen im Schnellzug, und der raste immerfort nordwärts.

Es wurde immer düsterer und kälter, obwohl es Mai war.

Auf dieser ganzen Reise war es Dieta, als führe sie in die Verbannung. Sie konnte sich nicht auf Donarsbrunn, für das sie stets geschwärmt hatte, freuen. Die dort wohnten, Philipps Eltern und Schwestern, waren ihr, als sie sie bei ihrer Hochzeit flüchtig kennen gelernt hatte, unnahbar kühl und steif erschienen. Sie wußte ja auch, daß sie als Schwiegertochter nicht ganz willkommen war.

Sie sehnte sich nach Hause! Nach dem dritten Obergeschoß in der einreihigen Straße am Ende von Berlin. Richtiges Heimweh hatte sie.

Die phantastische Begeisterung für Philipp und die gräflichen Veßras und Schloß Donarsbrunn war wie fortgeblasen. Sogar von der Verliebtheit der ersten Wochen spürte sie nur noch selten ein kleines Aufflackern. Alles das hatte sich in Schnelle ausgelebt. Und nun sollte dieser zu Ende gekommene Roman immer und immer noch weiter gehen?! Das war doch eigentlich sinnlos und furchtbar.

Wie ein kleines Mädchen, das sich auf einem Kinderfest satt gespielt hat, hätte sie bitten mögen: „Nun sind wir lange genug Mann und Frau gewesen, lieber Philipp, ich danke Dir auch schön für alles Hübsche, und nun, bitte, bring' mich nach Haus zurück.“

Sie wunderte sich selbst darüber. Als ein stilles, großes, sicheres Glück hatte sie sich die Ehe gedacht, —

noch vor wenigen Wochen. Jener Tag in Venedig, als sie allein in der Gondel nach Hause fuhr, war der Anfang der großen Ernüchterung gewesen! Ob eine solche Ernüchterung in jeder Ehe eintrat? Vielleicht eintreten mußte? — Und sie sagten's nur nicht? — —

Hu! Sie fror in ihrem sandfarbenen Reisekostüm, trotz der seidenen italienischen Decke, die sie über die Knie gelegt hatte.

„Ich wollte, wir könnten im Süden leben!“ seufzte sie.

„Freust Du Dich so gar nicht auf unser Daheim?“ fragte er vorwurfsvoll.

Daheim! In diesem grauen, nassen, fremden Land, welches aussah, als habe die Sonne es vergessen, sollte sie von nun an daheim sein!

„Ich kann mich nicht gut auf etwas freuen, was ich nicht kenne“, sagte sie kleinlaut.

Er seufzte und schwieg. Endlich sagte er: „Deine Liebe zu mir muß doch recht schwach sein“, — und damit traf er den Nagel auf den Kopf.

Sie erschrak. Durfte sie das zugeben? Durfte sie ihm gestehen, daß wenige Monate des Zusammenlebens genügt hatten, um den luftigen Bau ihrer phantasieentsprungenen Liebe Steinchen für Steinchen abzutragen? Oder ihn wissen lassen, daß die glühende Zärtlichkeit der ersten Wochen nicht viel mehr gewesen war als ein Rausch ihrer erwachenden Sinne, der wie ein Rausch verflog?

Sie fühlte: so war es. Doch hätte sie es ihm gestanden, so wäre sie in seinen Augen zu einer ganz schlechten, verdorbenen Frau geworden. Und wie hätte er das jetzt ertragen sollen?

Das war ihr das Allertraurigste: daß sie mit ihm nicht ganz wahr sein durfte!

Das alles ging ihr blitzartig durch die Gedanken. Sie faßte sich indessen schnell und antwortete: „Man empfindet nicht immer gleich lebhaft, weißt Du! Jetzt eben friere ich, und da frösteln auch meine Gefühle.“

Sie kroch dichter an seine Seite, schmiegte sich an ihn, wie schutzsuchend.

„In Donarsbrunn bekommen wir gleich guten Tee und nachher warmes Abendessen", tröstete er.

„Wie lange dauert's noch?"

„Anderthalb Stunden noch mit dem Schnellzug, dann eine halbe Stunde Lokalbahn und eine Stunde Wagenfahrt."

„O, so kurz nur!" entschlüpfte es ihr. Aber den Ausdruck des Bangens in ihrem Gesicht konnte er nicht sehen.

* * *

„Wie viel Mal halten wir?" fragte sie ganz ängstlich, als sie unter strömendem Regen in den Lokalzug umgestiegen waren.

Er zählte ihr die kleinen Stationen vor: „St. Anton im Walde, — wo wir eben abgefahren sind — Übler, Untersleben, Ingelshausen. In Ingelshausen erwartet uns der Wagen."

„Das klingt süddeutsch: St. Anton im Walde."

„Es ist noch aus der katholischen Zeit. Vor dem dreißigjährigen Krieg war es ein Wallfahrtsort mit einer wundertätigen Quelle. Diese Quelle quillt noch heute und hat hervorragend gutes Wasser. Aber niemand glaubt jetzt an Wunder. Die Menschen sind ja viel zu aufgeklärt. Sie treiben heutzutage nur noch Götzendienst mit ihrer sogenannten Vernunft."

Er schien sich mit jeder Meile, um die der Zug sie der Heimat näher brachte, wohler zu fühlen, freute sich wie ein Kind an allem, was er draußen sah, grüßte auf den Haltestellen die Bahnbediensteten, die er kannte, und wurde beinahe gesprächig. Dieta hatte ihn kaum je so aufgeräumt gesehen. Ihr ging es gerade umgekehrt. Sie war ganz verstummt und fröstelte so, daß er sie zittern fühlte.

„Wenn Du Dir nur keinen Schnupfen holst in

diesem leichten Frühjahrskleid! Hoffentlich schicken Sie uns ordentlich Decken und Schals mit dem Wagen."

In Ingelshausen stand ein Diener in herrschaftlicher Livree auf dem Bahnhof, den begrüßte Philipp vom Eisenbahnwagen aus. „Guten Tag, Trinius!"

Obwohl er auch jetzt kaum die Stimme hob, war er sogleich bemerkt worden.

„Untertänigsten guten Tag, Herr Graf!"

Der steife, würdevolle, an Jahren bereits vorgerückte Diener öffnete die Coupeetür und hielt den Schirm aufgespannt für die Herrschaft.

„Bringe die Frau Gräfin an den Wagen", befahl Philipp, „ich besorge indessen das andere."

„Göpfert ist mit dem Bollerwagen hier, Herr Graf, fürs Gepäck."

„Schön."

Es regnete unaufhaltsam. Ängstlich suchte Dieta mit ihren gelben Reisestiefelchen den Weg zwischen Wasserpfützen. Trinius beschirmte sie.

Der geschlossene Landauer, auf dessen Wagenschlag das gräflich Vetzrasche Wappen gemalt war, und auf dessen Bock ein Kutscher in der Vetzraschen Hauslivree thronte, war mit Guirlanden aus Immergrün, Tannen und Blumen geschmückt; leider nur sah alles trübselig verregnet aus.

„Wie hübsch!" sagte sie trotzdem in schüchterner Bewunderung. Sie fand es eigentlich nicht hübsch, meinte aber, eine Äußerung der Anerkennung werde von ihr erwartet.

Trinius verzog keine Miene. Schweigend öffnete er ihr den Wagenschlag.

Der Wagen war mit rehbraunem Seidendamast ausgeschlagen, und innen herrschte eine greuliche Stickluft mit dem Aroma von Leder, Wagenschmiere und dergleichen, denn die Fenster mußten des Regens halber geschlossen werden.

„Ach, Ihr lieben Heiligen!" seufzte Dieta im stillen.

Ihre Nerven waren außerordentlich empfindlich für Gerüche. Aber was half's? Trinius schloß hinter ihr den Schlag und war verschwunden.

Sie griff nach einem Plaid und legte ihn um die Schultern, dann drückte sie sich in die Ecke des rehfarbenen Polsters und schloß ergebungsvoll die Augen.

Nach einer Weile hörte sie außen Philipps Stimme. Er sprach mit dem Kutscher.

Dann stieg er ein, und mit einigem Wackeln, Rasseln und Klirren setzte sich der Wagen in Bewegung.

Philipp hatte sich einen Pelz umgelegt, aus dessen dickem Zobelkragen sein kleiner Kopf heraussah, noch feiner und schlanker als sonst erscheinend. Er war in der naßkalten Luft blaß geworden, und die Spitze seiner Adlernase hatte sich ein wenig rot gefärbt.

Er schaute nach Dieta, die ganz verfroren in ihrer Ecke saß. Gerührt griff er nach ihrer Hand.

„Dein Einzug ist leider recht trübselig, arme kleine Frau!"

Er sah besonders vornehm aus in dem Pelz und gefiel ihr wieder einmal sehr. Dazu legten sich seine freundlichen Worte warm um ihr frierendes Herzchen. „Es kann noch alles gut werden", dachte sie, „wenn wir beide nur wollen." Aus diesen Gedanken heraus sagte sie flehend: „Sei Du nur gut zu mir, Philipp! Du mußt mich sehr lieb haben. Sehr lieb!"

„Aber das ist doch selbstverständlich."

„Ist es selbstverständlich?" entgegnete sie ernst.

„Daß Mann und Frau einander lieb haben, ist allerdings ganz selbstverständlich, — bei uns Veßras."

„Ich möchte aber, daß Du mich noch anders lieb hast, als in dieser selbstverständlichen Weise!"

Er lächelte milde, ein wenig von oben her.

„Was Du doch oft noch für ein Kind bist! Als die Gräfin Philipp Veßra von Donarsbrunn mußt Du die Kindereien nun ablegen. Das Leben ist dazu zu ernst."

„Ich kann sehr ernst sein, wie Du wissen solltest."

„Ja, ja. Ich weiß schon."

„Auch eben war ich sehr ernst. Ich fühle so tief in diesem Augenblick, wie mein Glück oder Unglück jetzt von Dir abhängt. So hab' ich es noch nie gefühlt. Es erschreckte mich ordentlich. Du mußt mir zeigen, daß Du mich über alles lieb hast, um mich zu beruhigen."

„Das ist nicht richtig, liebe Dieta. Dein Glück und Unglück hängt von Gott allein ab, nicht von mir. Und daß ich Dich lieb habe, weißt Du doch. Du darfst nicht erwarten, daß die törichten Tändeleien der Flitterwochen nun ad infinitum fortgesetzt werden. Dazu heiratet man nicht. Man gönnt sich ein wenig Vergnügen im Anfang, um hernach um so verständiger zu sein."

„Ach, Philipp, ich meinte ja etwas ganz anderes!" rief sie verletzt.

„Was denn?"

Sie seufzte nur, rückte ein wenig von seiner Seite und richtete sich steif auf. Das sollte er nicht denken, daß sie um seine Küsse bettelte. —

„Ist das Donarsbrunn?" fragte Dieta, wenn sie an ein Dorf kamen.

„Nein, noch nicht."

Der Weg schien ihr endlos, aber sie war froh über die Galgenfrist, so sehr fürchtete sie sich vor dem Einzug in die neue Familie.

Plötzlich hielt die Kutsche mitten auf der Heide.

„Sind wir da?!" stammelte sie.

„Noch nicht. Wir sind bei der Bärenfurter Steile; die können die Pferde schlecht hinauf mit dem schweren Wagen. Wir steigen immer aus hier und gehen den Steilhang zu Fuß hinauf."

Schon öffnete Trinius den Wagenschlag.

„Befehlen der Herr Graf aussteigen?"

Philipp reckte den Kopf hinaus.

„Regnet's noch sehr? — Nein. Es hat nachgelassen. Dann werde ich aussteigen."

Etwas schwerfällig kletterte er hinaus, den Pelz im Wagen lassend.

Dieta folgte eilig. Sie sehnte sich nach frischer Luft. Das rotbraune Lehmwasser in den tiefen Wagenfurchen schlug klatschend über ihren gelben Stiefelchen zusammen, so daß sie nicht gelb blieben. Dann, auf der Seite des Weges rutschte sie aus.

Philipp gab ihr den Arm.

„Der Papa schont gern die Pferde", entschuldigte er.

Dieta verstand nichts von Pferden und wunderte sich daher, daß man diese so auf Kosten der Menschen schone.

Sie sah sich um. Nasses, kaltes Grau überall. Der Regendunst umschleierte die Ferne. Hart an der lehmigen Fahrstraße lagen mächtige, geschälte, weißblinkende Tannenstämme. Es roch kräftig nach Harz und Tannenblut. Wie ein Leichenfeld erschien es ihr.

Von irgend woher kam ein scharfes, klingendes, surrendes Geräusch, ähnlich, wie wenn ein Fingernagel rasch über Seidenstoff streicht, nur viel lauter. Es setzte ein und erstarb und nach einer kleinen Pause begann es von neuem.

Dieta horchte. „Was ist das?"

„Das ist die Kreissäge in der Bärenmühle."

„Wo ist die Mühle?"

„Dort hinter der Wand im Grund. Du kannst sie nicht sehen."

„Nein, sie sah nichts. Nichts als Nebel und nasses, gefälltes Holz und Heidekraut!

„Nie werde ich hier froh sein können", dachte sie; „in diesem kalten, nassen, traurigen Land! Und ich werde vor Heimweh sterben."

Eine Viertelstunde später fuhr der Wagen unter lautem Kreischen der Bremse eine steile Dorfstraße hinunter.

„Jetzt sind wir nun wirklich in Donarsbrunn!" sagte Philipp ganz beglückt. „Gott sei Dank, endlich daheim!

Man ist erst ganz man selbst, wenn man wieder den eigenen, angestammten Boden unter sich hat."

Der Wagen rumpelte über eine Zugbrücke, durch ein dickes, tiefes, altes Tor in einen von den vier Flügeln des Schlosses umgebenen gepflasterten Hof.

„Wie eine Festung!" dachte Dieta. „Eine ganz richtige alte Ritterburg!"

Die Vorliebe für feudale Burgen gewann noch einmal die Oberhand. Sie war voll Bewunderung.

* * *

Diesen feierlichen Empfang durchlebte sie halb träumend: Choralgesang schnüffelnder Schulkinder, ein heulender Köter, der von der Musik mystisch angezogen, sich nicht entfernen lassen wollte, unendliche Blumen, eine Ansprache des Kantors im Namen der Dorfgemeinde, die „untertänigen" Glückwünsche einer zahlreichen Dienerschaft, die würdevolle Begrüßung des Schwiegervaters, tränenvolle Umarmung der Schwiegermutter, der Kuß eines greisenhaften Onkels, die andächtigen Segensworte einer Tante, Küsse, Händedrücke von Philipps Schwestern und einigen anderen Wesen, die sie nicht unterzubringen wußte, zu alledem in dem menschenüberfüllten Flur der unangenehme Geruch nasser Mäntel und Schuhe, und sie selbst, der gefeierte Mittelpunkt, wie ein Automat.

Jetzt saß sie, umgekleidet, durch ein warmes Bad erquickt, neu frisiert, äußerst anmutig und hübsch anzusehen, am Familientisch in einem niedrigen, dunklen Saal.

Wie erst im Schloßhof, nahm sie die Stimmung der Umgebung gefangen. Die Decke, von Querbalken getragen, Wände und Fußboden mit altersdunklem Holz verkleidet. Groteske Lüsterweibchen hingen von der Decke. Die Tiefe der Fensternischen zeigte die gewaltige Dicke der Mauern. Eine der Schmalseiten des Saales nahm ein unförmlicher uralter Kamin ein, dessen Stirn eine Reihe von Wappen schmückte.

Auf der gegenüberliegenden Schmalseite saß man auf

Empiresofas und Stühlen um den großen, runden Tisch von eingelegtem Mahagoni.

Das Hauptsofa nahmen Philipps Mutter und seine Tante ein. Philipps Mutter, Prinzessin Karoline, entstammte einem regierenden Hause und wurde von der Dienerschaft „Hoheit" genannt. Sie war von der ungesunden Korpulenz der Zuckerkranken, ihr rundes, rotes Gesicht mit den flachen, kleinen Zügen und sanften, etwas wässerigen Augen sah trotz seiner Fülle leidend aus. Sie war ernst und einfach gekleidet und trug einen schwarzen Spitzenschal über dem dünnen, aschblonden Scheitel.

Die Tante Ninette, des älteren Grafen Schwester, doch älter als der Bruder, war ein verschrumpftes runzliches Weibchen, vor den Jahren gealtert. Sie trug eine weiße Rüschenhaube, die das ganze Haar bedeckte und unter dem Kinn mit weißer Schleife gebunden war. Ihr dunkelgraues Wollenkleid, dessen breiter Schulterkragen den Oberkörper verhüllte, war von diakonissenhafter Einfachheit. Eine Starbrille bedeckte die Augen.

Tante Ninette sah ausnehmend ehrwürdig aus. In diesem furchenreichen Gesicht hatte der lebenslange Kampf eines starken Eigenwillens mit dem Unterordnung verlangenden Pflichtbewußtsein tiefe Spuren gelassen. Man sah: hier hatte das Gefühl der Pflicht immer gesiegt. Doch war diesen Siegen der strenge Stolz makelloser Tugend entwachsen.

Eine unerhört magere Engländerin mittleren Alters, die an einer Seidenflicken-Mosaik stichelte, saß schweigend und steif in einem steifen, gradlehnigen Sessel. Miß Ashwin war die ehemalige Erzieherin der Schwestern Philipps, im Hause festgewachsen.

Philipps Vater, Philipp selbst und Dieta vollendeten die Tischgesellschaft.

Der Teetisch war sehr schön gedeckt: wundervoll seidenglänzender Damast, altes sächsisches Porzellan mit vergoldeten Löwentatzen als Füßchen, altes Silber mit

dem gräflichen Wappen. Auf einem silbernen Rost über glühenden Holzkohlen rösteten Weißbrotscheiben. Ein silberner Samowar dampfte leise auf einem Seitentischchen. Dort bereitete die Komteß Anette, eine von Philipps Schwestern, den Tee, füllte die Tassen und stellte sie auf das silberne Teebrett, welches Trinius alsdann herumreichte.

Luitgart und Wilhelmine, die anderen Schwestern Philipps, saßen nebst einer Cousine an einem entfernten Tisch mit Handarbeiten beschäftigt. Zuweilen flüsterten sie einander mit halber Stimme etwas zu, doch meistens schwiegen sie.

Dieta konnte die drei jungen Mädchen, ihre Schwägerinnen, gar nicht auseinander halten, so gleichartig erschienen sie ihr. Alle hatten dieselben gestreckten, binsenschlanken und schwanken Gestalten, dieselben Schwanenhälschen und kleinen, zierlichen, glattgescheitelten Köpfchen. Alle hatten dieselbe reine, schmale Stirn, dieselben feinen Näschen und Lippen, dieselben stillen, etwas ausdruckslosen, graublauen Augen. Sie hatten anmutige, ruhige Bewegungen, traten geräuschlos auf und sprachen mit halber Stimme.

„Teuerste Eltern", sagte Philipp mit wohligem Aufatmen, „und Du, verehrtestes Tantchen, ich kann Euch gar nicht aussprechen, wie glücklich es mich macht, wieder im Kreise meiner Lieben zu sein. Die Welt hat ja des Schönen viel, aber in Donarsbrunn ist's doch am besten."

Der Vater nickte. „Das will ich meinen. Seit alles Gesindel auf der Eisenbahn fährt, Sozialdemokraten und vagabondierende Frauenzimmer und Geschäftsreisende, tut unsereiner immer am besten, zu Hause zu bleiben, schon des Beispiels wegen. Wo bleibt schließlich die Seßhaftigkeit, die die Grundlage der staatlichen Ordnung ist? Wenn ich an unseres Monarchen Stelle wäre, ich würde das zwecklose Herumkutschieren auf den Eisenbahnen durch eigene Gesetze so erschweren, daß den Leuten das Landstreichertum verginge."

„Ja, wenn es dem Staat nicht um die hohen Einnahmen zu tun wäre!“ sagte Philipp.

„Das eben ist der Fluch unserer Zeit!“ rief der alte Graf lebhaft. „Dieser jammervolle Mammonsdienst! Heutzutage gehen ja Geschäftsrücksichten leider dem Höchsten und Wichtigsten vor. Aber wir wollen an dem, was unseren Vätern noch heilig war, um so strenger festhalten.“

Der Graf Kuno blickte mit leuchtenden braunen Augen geradeaus, als sähe er einen Gegner vor sich, dem er die Stirne bieten wolle.

„Die Lore vom Schafmeister will doch auch nach der Stadt“, bemerkte die Prinzessin leise und sanft.

„Der Schafmeister ist ein Narr, wenn er sie gehen läßt“, sagte der Graf. „Sie kann hier 'nen Mann finden.“

„Und wenn sie keinen findet, muß sie sich darein fügen“, bemerkte die Tante Ninette streng. „Hast Du nichts dagegen, daß ich die Lore zur Rede stelle, lieber Kuno?“

„Das wäre sehr verdienstlich von Dir, teuerste Ninette. Man muß dem jungen Volk beizeiten die Raupen austreiben. Jugend hat zu parieren, wie?“

Er wandte sich der neuen Schwiegertochter zu.

Dieta lächelte schüchtern.

Alle sahen sie an. Ihre Lieblichkeit und Schönheit im Verein mit einem stillen, bescheidenen Auftreten, gewannen ihr Sympathien.

„Ich muß dem lieben Philipp beistimmen“, sagte die Prinzessin. „Jetzt bemerke ich auch die Ähnlichkeit mit dem Bilde der Tante Aldringen.“

Philipp freute sich. „Siehst Du, maman!“

(Eigentümlicherweise wurde die Prinzessin von ihren Kindern nicht ‚Mama‘, sondern stets mit der französischen Form und Aussprache ‚maman‘ genannt.)

„Die Tante Dietlinde Aldringen ist eine ganz prächtige Frau gewesen“, sagte der Graf Kuno zu Dieta, die

das Gleiche schon viele Male von Philipp hatte versichern hören. „Sie ist hier gestorben.“

„Ihr Sarg steht im Mausoleum“, sagte Philipp. „Wenn es heute nicht geregnet hätte und Du so durchfroren gewesen wärest, mein armes Herzchen, hätte ich Dich zuerst dorthin geleitet. Gewöhnlich lassen wir das Mausoleum unseren ersten Gang sein, wenn wir von Reisen heimkehren!“

„Es ist eine schöne, alte Sitte“, sagte Tante Ninette feierlich, „den ersten Gruß unsern vorangegangenen Lieben darzubringen.“

Man erzählte darauf von verstorbenen Beßras. Sie hatten teils geheiratet, teils nicht geheiratet, waren aber alle ganz vortrefflich gewesen.

In ihrer Monotonie wirkte die Ahnen-Chronik einschläfernd auf Dieta. Sie hörte nur noch wie im Traum.

Plötzlich fragte sie: „Hat es auch einmal Beßras gegeben, die nicht vortrefflich waren?“

Kaum war ihr diese Frage entschlüpft, so errötete sie heftig.

Alle sahen sie staunend an.

Die Tante Ninette sagte feierlich: „In einer alten Chronik steht von den Beßras geschrieben, daß ihre Männer immer tapfer und ihre Frauen immer tugendhaft gewesen seien. Ein stolzes Wort, dessen jeder, der unseren Namen trägt, eingedenk sein soll, um seiner würdig zu bleiben.“

Dietas Wangen brannten. „Das kenne ich“, sagte sie. Wie war sie als Kind auf dieses Diktum stolz gewesen!

Trinius erschien wieder mit seinem silbernen Tablett, und eine der glatt gescheitelten Komtessen half ihm beim Abräumen des Teegeschirrs. Auch Dieta wollte behilflich sein, aber sie fühlte sich hier so wenig sicher, daß die Tasse, die sie reichte, zitterte und klirrte.

Die älteren Herrschaften sahen alle auf ihre Hand und folgten mit dem Blick ihren Bewegungen. Besonders

peinlich fand Dieta den kritisch kühlen Blick der stummen Engländerin.

„Bemühe Dich nicht, meine liebe Dieta", sagte die Fürstin milde; „es ist Anettens Amt und sie wird ganz gut damit fertig."

Zu Dietas großer Erleichterung wandte sich die Aufmerksamkeit aller dem eben eintretenden Onkel Eberhard zu. Schwer auf den Arm seines Leibjägers gestützt, bewegte sich der einundneunzigjährige Greis langsam vorwärts. Graf Kuno und Philipp hatten sich bei seinem Eintreten erhoben. Auch die Komtessen waren aufgestanden. Sie schwebten dem Alten entgegen und nahmen ihn aus den Händen des Kammerdieners in ihre Mitte. Unter liebenswürdigen Geberden und Worten geleiteten sie ihn dem Teetisch zu. Dieta merkte dabei, daß diese sylphenhaften stillen Wesen auch Stimmen hatten. Der alte Herr war schwerhörig.

Graf Eberhard Veßra, ein Vatersbruder des Grafen Kuno, ging mit der Jahrhundertzahl. Als fünfzehnjähriger Junge hatte er in der Schlacht bei Waterloo gekämpft. Er war nach der Schlacht von Wellington, dem er ob seiner Jugend und Schönheit aufgefallen sein mochte, angesprochen worden. „Brave boy" und „young hero" hatte ihn der Herzog genannt, was der alte Herr oft und gern erzählte. Den schleswig-holsteinischen Feldzug hatte er noch als Generalleutnant mitgemacht, als man ihm aber Anno 66 das Kommando einer ziemlich feindessicheren Festung in Preußen übertrug, nahm er grollend den Abschied. Großonkelchen, von dessen Veßrascher Schönheit Bilder aus früheren Zeiten noch Zeugnis ablegten, hatte buschiges weißes Haar, einen struppigen Schnauzbart und struppige, überhängende weiße Brauen, unter welchen die eingesunkenen blauen Augensterne nur eben ein wenig hervorblitzten. Die Adlernase hatte sich leicht violett gefärbt, weil Eberhard zeitlebens gern guten Wein getrunken hatte. Er hatte die Zähne verloren und kein Gebiß einsetzen lassen.

„Wenn es dem Herrgott gefällt, meine Zähne vor mir zum alten Eisen zu werfen“, hatte er gesagt, „so werde ich mich da nicht dreinmengen.“ Als der Hausarzt ihm einmal klar zu machen versucht hatte, daß Zahnlosigkeit Verdauungsstörungen nach sich ziehen könne, hatte Graf Eberhard entgegnet: „Das geht nicht mich an, sondern ist unserm Herrgott seine Sache. Der hat nämlich trotz Eurer neumodischen Doktorsweisheit immer noch das Oberkommando.“

Dies alles wußte Dieta schon aus Erzählungen Philipps. Philipp hatte dem Großonkel den bequemsten Lehnsessel herangeschoben. Man sprach von Dieta.

„Philipps Frau?“ meinte der alte Herr kopfschüttelnd; „sieh, sieh! So ein Knirps, kaum erwachsen, — und nimmt schon eine Frau. Wo ist sie denn nun?“

„Hier“, sagte Dieta und stellte sich vor den Großonkel.

„Ei, Du bist ja eine charmante kleine Person! Wie heißest Du, mein Kind?“

„Dieta, — Dietlinde.“

„Eine von der Dieta Aldringen ihren Töchtern?“

„Nein, sie ist eine Tochter von Joachim, dem Sohne des Onkel Louis“, erklärte Graf Kuno.

„Vom Louis?“ wiederholte der alte Herr mit einem Aufblitzen der Augen, dann, langsam, wie überlegend: „So, vom Louis.“ Und dann noch einmal versonnen „Vom Louis, — ja, ja . . .“

Das weiße Haupt sank zur Brust. Der Geist wanderte weit, nach der Zeit, da Eberhard und Dietas Großvater zusammen junge Leute gewesen waren. —

* * *

Der Wind winselte noch, aber der Regen schlug nicht mehr gegen die Fenster. Ein matter, goldiger Schimmer der verschleierten Abendsonne fiel durch die Scheiben in den dunklen Saal. Eine Turmuhr schlug mit sanftem Klang die Stunde. Dieta zählte sieben. So hatte sie nun zwei Stunden in ihrem neuen Familienkreis zugebracht und innerlich manches erlebt.

Das Seltsamste war, was sie an Philipp beobachtete. So viel konnte der Rahmen für ein Bild bedeuten! Philipp stach unter diesen Menschen in keiner Weise ab, noch stach er irgendwie hervor, aber er sprach und bewegte sich ungezwungener, als sie es an ihm noch gesehen hatte. Es war ihm anzumerken, wie sehr er sich hier in seinem Element fühlte.

Solang sie ihn kannte, hatte er nur ihr gehört und sie hatte ihn ausschließlich in seinen Beziehungen zu ihr beobachten können. Darüber war sie seiner beinahe überdrüssig geworden.

Hier unter den Seinen wurde er ihr neu. Er kümmerte sich kaum um sie und schien dabei so glücklich. Ihr ahnte, daß er sich heute unbewußt von dem ausschließlichen Verkehr mit ihr erholte, — ja, erholte!

Durfte sie sich wundern? Wie kalt und häßlich war sie in der letzten Zeit oft mit ihm gewesen!

Er stand jetzt in einer Fensternische am Wetterglas, klopfte mit dem gebogenen Zeigefinger gegen die Quecksilberröhre und sprach mit seinem Vater von der Birkhühner- und Schnepfenjagd. Die hohe Gestalt mit dem gestreckten Rücken und den schlanken Hüften, der kleine, leicht geneigte Kopf, der sich so graziös aus den Schultern hob, die feingeschnittenen Züge und die leise Stimme, — das war doch alles, ins Männliche übersetzt, genau wie bei seinen Schwestern.

„Ich möchte gern vor Dunkelheit etwas auspacken", sagte Dieta. „Kommst Du mit, Philipp?"

Er sah zerstreut nach ihr hinüber, als habe er nicht recht hingehört.

Die Prinzessin sagte: „Eine von den Töchtern kann Dich auf Deine Zimmer führen."

„Young ladies!" rief die Miß mit kaum erhobener Stimme.

Die Komtessen kamen herangeschwebt.

Als sie vernahmen, was verlangt wurde, rief die

Cousine, die einzige, die „anders“ aussah: „O bitte, liebe Tante, darf ich?!“ —

Im Korridor umfaßte die Cousine zutraulich Dietas Taille.

„Darf ich Dir mal meine Ansicht sagen? Ich hätte dem Philipp einen so famosen Geschmack gar nicht zugetraut.“

Das überraschte Dieta, daß es jemand gab, der sich in Donarsbrunn so ungezwungen äußerte!

„Bitte, sage mir noch einmal Deinen Namen, Cousinchen.“

„Ich heiße Josephine von Lassen und stamme aus Bayern. Meine Mutter war eine Donarsbrunner Vezra.“

„Lebt Deine Mutter nicht mehr?“

„Nein. Meine Eltern sind beide tot. Nun lebe ich ganz hier bei den Verwandten. Sie sind sehr gut, — aber arg streng, weißt Du. Mucksen darf man nicht.“

Die muntere, rosige, kräftig gebaute Blondine schüttelte mit Schelmenmiene den Kopf.

Dieta lächelte vergnügt. Das war wohltuend! Wie wenn die Glieder sich lösen nach ermüdender Muskelanspannung.

* * *

Dieser erste Tag nahm kein Ende.

Man soupierte um acht Uhr. Dann saß man noch beim Lampenlicht vereint. Die Damen strickten oder nähten. Josephine arbeitete mit der Filetnadel. Dieta hatte die Hände im Schoß liegen.

„Du hast Deine Arbeit wohl noch im Koffer, liebe Dieta?“ fragte Tante Ninette.

„Ich bin momentan gar nicht im Besitz einer Handarbeit“, gestand Dieta; „die Reise . . .“

Alle Damen sahen sie an mit dem leicht erstaunten und kühlen Blick, den Dieta heute schon etliche Mal wahrgenommen hatte.

Tante Ninette fragte: „Aber was hast Du auf der Reise angefangen, wenn Du im Zimmer warst?"

„Briefe geschrieben und nachgedacht und was von Philipps und meinen Sachen zerrissen war, ausgebessert."

Das letzte sagte sie in dem Wunsch, einen guten Eindruck zu machen.

Leider schien sie nicht das Richtige getroffen zu haben. Ein nachsichtiges Lächeln umspielte den Mund der Tante.

„Gar viel Auszubesserndes wird es doch wohl bei einem frisch ausgestatteten Paar nicht geben", meinte sie.

Dieta wurde ganz rot. Sie wurde unwillig!

„Man bleibt mal hängen, ein Knopf reißt ab oder eine Handschuhnaht geht auf, — nicht wahr? Jedenfalls genügte es meinem Arbeitsverlangen vollständig."

Die Blicke der Damen wurden merklich kühl.

Philipp und Graf Kuno brachten Albums und einzelne Photographien. Die Bilder von Philipps jüngerem Bruder Lothar, der Marineoffizier war, hielt Dieta, zum Vergnügen aller, meist für Jugendbilder ihres Mannes. Auch eine älteste verheiratete Schwester Philipps nebst Mann und Kindern lernte Dieta in zahlreichen Abbildungen kennen. Die Familien-Personalchronik wurde mit Illustrationen fortgeführt. Daten von Hochzeiten und Geburten und Todestagen, Namen von Gütern usw. schwirrten um Dietas Ohren. Diese Personalien, denen der Reiz irgend welcher Pikanterie hier selbstverständlich fehlte, waren ungemein ermüdend, so daß es Dieta schwer fiel, den Gähnreiz zu beherrschen.

Endlich wagte sie es, ihrem Mann zuzuflüstern: „Laß uns gute Nacht sagen. Ich bin müde."

„Das geht nicht", entgegnete er ebenso leise, „wir müssen die Abendandacht abwarten."

Eine Glocke ertönte.

Schleunigst legten die Damen ihre Arbeiten zusammen, die Herren trugen Albums und Photographien fort. Alle begaben sich nach dem Musiksaal, wo bereits die Dienerschaft versammelt war.

Eine der drei Komtessen trat an das Harmonium und stellte ein dickes Choralbuch auf den Notenhalter.

Philipp folgte ihr mit leisen Schritten.

„Spielst Du jetzt immer, Luitgard?"

Die Komteß sah mit liebevoller Bewunderung zu dem Bruder auf. „Magst Du?"

Er setzte sich vor die Klaviatur und legte seine langen, schlanken Finger mit den langen, blanken Nägeln spielbereit auf die Tasten.

Dieta sah es mit Verwundern. Er hatte ihr nie verraten, daß er Klavier spielen konnte.

Indessen hatten alle auf den geschnitzten Holzstühlen Platz genommen, die an den Wänden gereiht standen, die Dienerschaft in einiger Entfernung von der Herrschaft.

Nur der Graf saß vor einem Tisch, auf welchem einige schwarz gebundene Bücher lagen.

Dieta wagte nicht, aufzusehen. Ihr schien, als müsse sie irgend etwas sie Störendes sehen, z. B. den Ausdruck all dieser Gesichter. Sie müßten doch alle andächtig aussehen. Ob sie aber alle wirklich Andacht fühlten? Täglich um dieselbe Stunde und auf Geheiß? Es schien ihr fast unmöglich! Die arbeitsmüde, stumpfe Dienerschaft zum Beispiel? —

Sie wußte nicht, daß die Donarsbrunner Dienerschaft gar nicht übermäßig angestrengt arbeitete, und daß ihr die mit der stolzen, gnädigen Herrschaft gemeinsam gefeierten Hausandachten in der Tat etwas Festliches bedeuteten.

Tiefe Stille herrschte in dem mäßig erhellten Saal, bis der Herr Graf hüstelte und laut ankündigte: „Wir singen aus Lied 127 den ersten bis dritten Vers."

Nun wurde ein leises Blättern ringsum hörbar. Eine der Komtessen reichte Dieta ein aufgeschlagenes Choralbüchlein.

Philipp spielte; alle sangen. Dann las der Graf ein Kapitel aus der Bibel und eine kurze Betrachtung. Göpfert, der alte Torwart, fing zu schnarchen an; doch ließ

man sich dadurch nicht stören. Der Betrachtung (sie war aus Arndts Wahrem Christentum) folgte abermals das Absingen eines Choralverses; den Schluß machte das Vaterunser, welches laut im Chor gesprochen wurde.

Unter Küssen, Umarmungen und Zärtlichkeitsworten sagte man einander gute Nacht.

Vor Dieta und Philipp, die eine weite Wanderung bis zu ihren im entfernten Flügel gelegenen Gemächern hatten, ging Philipps Kammerdiener Karl und leuchtete mit einem schwersilbernem Dreiarm.

„Es ist eine ganze Reise“, sagte Dieta in müdem, zärtlichem Ton.

„O ja, das Haus ist recht groß“, antwortete Philipp.

Sie dachte: „Noch nie in meinem ganzen Leben ist mir ein Tag so lang geworden, wie dieser.“

Zu Philipp sagte sie: „Du kannst so schön spielen und hast es mir bis heute verheimlicht?“

Er lächelte geschmeichelt. „Verheimlicht? Es kam eben nicht die Rede darauf.“

Sie dachte: „Ich hätte ihm so etwas nicht vorenthalten können, — aus Eitelkeit. Aber er ist wirklich eine im Grunde vornehme Natur, der jedes Renommieren fern liegt.“

Sein Spiel und sein Aussehen dabei hatten sie bezaubert. Sie war mit einem Mal wieder in ihn verliebt. Eine neue Offenbarung war er ihr heute gewesen.

Endlich waren sie allein. Philipp hatte den Diener entlassen.

Mit raschem Griff hakte Dieta die Brosche ab, die den Halskragen ihrer seidenen Bluse schloß. Es war ein Schmuck von venezianischem Goldfiligran, dessen Spitzen und Zinkchen Philipp schon verletzt hatten, wenn er sie an sich gedrückt und geherzt hatte.

Er stand mit erhobenem Armleuchter, um Licht auf die Familienbildnisse zu werfen, die auch hier die Wände bedeckten. Hier waren es Pastelle aus den dreißiger Jahren: Herren mit in die Stirn gebürstetem Haar und

mächtigen weißen Halsbinden, Damen mit turmartiger Haarkrone oben auf dem Kopf und gerollten Locken über den Schläfen, mit Schnebbentaillen, die über der Büste in flacher Linie endeten, Hals und Schultern freilassend, oder von durchsichtigem Spitzenfichü bedeckt. Diese Damen hatten alle ungemein feine und zarte Farben.

Philipp fing an, voll Freude zu erklären: „Sieh' mal, dies ist . . . .“

Sie wehrte energisch. „Ach, bitte, Liebster, heut' nicht mehr! Morgen. Komm, stell' jetzt den Leuchter hin! Ja?“

Allein er blieb in den Anblick der ihm von Kind auf teuren Bilder versunken.

Als er endlich den Leuchter aus der Hand setzte, glitt Dieta auf Strümpfen im weißen Frisiermantel und mit gelöstem Haar zu ihm hin, schlang ihre elfenbeinweißen und glatten Arme um seinen Hals und lächelte verführerisch.

„Bitte, sieh lieber mich an, Phil. Bin ich nicht schöner als all die seligen Tanten? — weil ich doch Leben habe! Jetzt küsse mich, Du Götzendiener!“

Er küßte sie kühl und schob sie dann sanft von sich fort.

„Laß, Dieta! Wir wollen keine Kindereien mehr treiben, sondern rasch einschlafen. Hier wird der Tag etwas früher angefangen, als Du's unterwegs zu tun liebtest.“

„Du fischblütiger Pedant!“ sagte sie ärgerlich.

So enttäuscht und verletzt war sie, daß ihr Tränen in die Augen kamen. Sie begriff mit einem Mal, daß wahrscheinlich sie heute inmitten der Seinen ebenso für ihn etwas Neues und Fremdes gewesen war, wie er für sie. Ja, und der Mensch pflegt den besten Eindruck zu machen da, wo er hingehört. Darum hatte ihr Philipp heute besonders gefallen; sie aber, die so fremd und scheu hier gesessen, war ihm vielleicht weniger liebenswert erschienen als je zuvor!

Ach, nie fühlte sie sich so jämmerlich verlassen und ausgestoßen wie heute, als sie fröstelnd, halb im aufgeweichten Lehm stecken bleibend, neben Philipp die Bärenfurter Steile hinaufgegangen war!

* * *

„Dieta!"

Sie schlug die Augen auf, ganz groß und wirr. Was sie nur eben alles erlebt im Traum?! Und wo waren sie doch gerade?

Hier saß Philipp halb angekleidet mit noch struppigem Haar und Bart auf dem Rand ihres Bettes und sah vergnügt und glücklich aus.

Dieta hatte schon als Braut die sie befremdende Beobachtung gemacht, daß ihn Heiterkeit am wenigsten kleidete. Wenn er ernst war, erschien er edel, aber sein Scherz war bis zur Albernheit geistlos. Freilich scherzte er auch nicht oft.

Sie glaubte im ersten Moment in irgend einem italienischen Hotel zu sein und besann sich auf den Ort.

Da bemerkte sie die im Sonnenlicht spiegelnden Gläser über den Pastellbildnissen der Beßras von vor sechzig Jahren und den blumigen, verblichenen Seidenstoff der Vorhänge und die Rokokomöbel und den Duft nach sehr alten, feinen Dingen, etwas moderig, aber reizvoll.

Hatte sie sich nicht solche Zimmer und Säle, solche Bilder, solche Fenster u. s. w. hundertmal als das Köstlichste erträumt? — Nun waren sie Wirklichkeit.

Aber obwohl Altertümlichkeit und Reichtum ihre Träume übertrafen, enttäuschte die Wirklichkeit doch. Das, was sie so märchenhaft gemacht hatte, die Träume, das fehlte: der Duft weitentlegener Ferne nämlich. Die nahe Gegenwart setzte die Dinge hart und nüchtern vor das Auge.

Über dieser Betrachtung war sie ganz wach geworden.

„O, lieber Phil! Ich schlief so schön. Ich träumte irgend etwas Schönes. Guten Morgen!"

Sie sagte es lächelnd und dehnte sich.

Er lächelte auch, und wie sie ihm das rosige Gesicht entgegenstreckte, neigte er sich und küßte sie, ihre Lippen leicht und kurz berührend.

„Steh' auf, ja? Ich möchte noch vor dem Frühstück nach dem Mausoleum."

„Weißt Du: geh' allein. Ich bin so faul. Uff!"

Sie streckte und dehnte sich in den weißen Kissen, und die lockige Fülle ihres braunen Haares umgab ihr Gesicht als phantastische Umrahmung. Sie sah reizend aus; er aber war nicht in der Stimmung, sich ihren Reizen hinzugeben.

„Man muß sich nicht in den Betten dehnen, wenn man aufgewacht ist", mahnte er; „das ist unmoralisch, denn es erschlafft. Sowie Du die Augen aufmachst, sollst Du auch aus dem Bette fahren, wie unser teurer Dr. Luther sagt, und frisch ans Tagewerk."

Sie warf die weichen, glatten Daunendecken zurück und schwang sich elastisch über den Rand des altertümlichen Himmelbettes.

„Eil' Dich recht, ja?" bat Philipp.

Während sie sich eiligst wusch und kämmte und ankleidete, wunderte sie sich im stillen darüber, daß seine vernünftige Bemerkung über das Aufstehen sie so unangenehm berührt hatte, wie etwas Unechtes. Vielleicht war es so, weil die Energie und Entschlossenheit der Worte nicht zu dem matten, leisen Ton seiner Stimme und zu der Schlaffheit seiner Bewegungen paßte.

* * *

Zwischen ihrem Mann und ihrem Schwiegervater ging sie nun durch den regenfeuchten, frühlingsduftenden grünen Park.

Uralte beschnittene Taxus- und Buchsbaumhecken standen massig, gradwandig, steif wie Mauern. Unter

bemoosten Buchen bildete zartgefiedertes, helles Anemonenblattwerk einen Teppich, aus dem die rosig angehauchten, weißen Blütensterne hervorschimmerten. Das junge Buchenlaub trug noch sein smaragdnes Kinderkleid, leuchtend wie lauter Licht. Dunkle Tannen gaben den ernsten Hintergrund.

Und die Luft war voll Balsam, und aus Wipfeln tönte das Morgenlied der Vögel.

Man kam an Tuffsteingrotten vorüber, an moosübergrünten Tritonen, die in Steinmuscheln Wasserstrahlen aufspringen ließen, kunstvollen Pyramiden- und Kugeleichen.

Einzelne Steinfiguren in griechischer Gewandung standen zwischen dem Grün auf verwitternden Sockeln. Eine trug die Inschrift „Der Unvergleichlichen", eine andere „Dem Unvergeßlichen". Es waren Gedenksteine für besonders verehrte Vezras.

Dieser alte, schnörkelhafte Park im Prachtgewand des vom gestrigen Regen noch erfrischten Maienmorgens war wirklich märchenhaft.

Dieta lauschte demütig und schweigend in sich hinein. Sie hörte nur mit halbem Ohr, was der Graf Kuno von den Ahnen berichtete, die den Garten angelegt oder erweitert hatten. Beide, Vater und Sohn, schritten so hoheitsvoll und stolz auf diesem, ihrem erbangestammtem Boden, wo sie jede Wegkrümmung, jedes Ästchen kannten und liebten. Kein Wunder, daß sie hier stolz und steif und herrisch geworden waren!

Aber Ralf, die mächtige geströmte Dogge, umkreiste ihre Herren in großen, eleganten Sprüngen, und plötzlich wünschte Dieta, mit ihr spielen und laufen zu können. Ihr war, als stehe ihr dieser sich austobende Hund irgendwie näher als die menschlichen Begleiter. Verstünde sie nur die Hundesprache, sie würde sich mit Ralf vielleicht am allerbesten unterhalten. — Wenn sie doch den Ponto hier haben könnte! Wie glücklich der sein würde ohne Maulkorb.

Der Park verlor sich in eine weite Waldwiese. Jenseits der Wiese, am Fuß tannenbewaldeter Hügel, stand das Mausoleum, ein gotisches Kapellchen schmucklosester Art. Ein paar mächtige Trauereschen beschatteten es. Alterskrüppelige, hochgewachsene Wacholder täuschten aus der Entfernung die Zypressen südländischer Grabstätten vor. Nach dem Wald führte eine kurze Doppelreihe alter Linden.

Mit einem wunderlich gestalteten großen Schlüssel schloß Graf Kuno das Spitzbogenpförtchen auf. Die schwere Tür knirschte in den rostigen Angeln.

Dietas heller, langer Rock blieb an irgend einem alten Nagel hängen.

Sie bückte sich rasch und befreite den Stoff, ehe er noch eingerissen war. Dabei sagte sie scherzend: „Eine Geisterhand hat nach mir gegriffen."

Aber als sie wieder aufsah, erstarben Scherz und Lächeln jäh. Die beiden Männer standen mit den Hüten in der Hand, die Köpfe wie im Gebet gesenkt, feierlich ernst. Sie begriff erst in diesem Augenblick, daß die Veßras hier in ihrem Allerheiligsten waren und daß sie einen groben Verstoß begangen hatte.

Tief beschämt und erschrocken neigte nun auch sie das Köpfchen.

Leider wollte sich ein Gefühl der Feierlichkeit bei ihr nicht einstellen. Sie dachte an Ralf, der vor dem Eingang wartete, und sah verstohlen nach den kleinen Spitzbogenfenstern, die ganz ausgefüllt waren von dem junggrünen Lindenlaub draußen. Das grüne Laub draußen lachte so freundlich, hier innen aber, diese weißgetünchten Wände waren öde und kahl. Wenn sie doch nicht diese dumme Furcht vor dem Grafen Kuno empfunden hätte! Wie rot seine große Nase war, und wie scharf seine blauen Augen aufblitzen konnten! Er war stärker als sein Sohn, das sah man gleich. Seine ganze Art und Weise war die eines Menschen, der immer in seinem Kreise der Herrschende gewesen ist. Ihr widmete er zwar

einige Aufmerksamkeit, aber selbst diese Aufmerksamkeit bedrückte sie. Ihr war, als verliere sie unter seinem prüfenden Blick alles Recht, etwas für sich zu sein. Sie war für diesen Mann nicht die kleine Dieta mit ihren Dieta-Besonderheiten, sondern die zukünftige Mutter der kommenden Generation, — das fühlte sie deutlich. Als solcher kam ihr Wichtigkeit und Wert zu, — aber nur als solcher. —

Nach einigen Minuten regungslosen Schweigens schritt Graf Kuno ein paar Stufen hinab in ein weites, halbdunkles Grabgewölbe. Dieta und Philipp folgten.

Hier standen Reihen von Särgen von verschiedener Größe und Form.

Lauter unbegrabene Beßras! —

Mit ehrfürchtig scheuer, leiser Stimme, wie man in Gegenwart des Todes spricht, nannte der alte Graf erläuternd die Inhaber der letztstehenden Särge. Dieta fühlte Schauer. „In diese häßliche Gruft also komme ich einmal zu liegen", dachte sie mit Widerwillen. Eine ängstliche Stimme in ihrem Innern schrie: „Ich möchte fort! ich möchte fort!" Sie hörte es, als wenn ein anderer es riefe.

Auf einem anderen Weg, zwischen schilfumkränzten Teichen hin, ging es nach dem Schloß zurück. Ein paar Schwäne lagen regungslos auf dem dunkeln Wasser, welches nach Morast roch. Gewiß konnten sie sich in diesem stehenden Wasser nicht wohl fühlen!

* * *

An diesem Tage führte Philipp seine Frau durch das ganze Schloß, zeigend und erklärend. Alle vier Flügel wurden besichtigt, alle Stockwerke durchwandert, dazu noch die beiden Türme. Der Urväterhausrat hatte sich, dank der Wohlhabenheit und Pietät mancher Generation, derart angesammelt, daß Schloß Donarsbrunn trotz der Menge seines Raumes zu einem vollgepfropften Familien-Museum geworden war. Zwischen den unzähligen

Wertobjekten und Familien-Heiligtümern wandelten die Frauen des Hauses behutsam leise wie Priesterinnen.

Aber da war nicht ein Zimmer, dessen Besonderheit etwas von der Individualität seines heutigen Bewohners erzählt hätte! Und nicht eine Spanne Raum für ein Menschenkind, das den Drang hatte, sich seine eigene Umrahmung zu schaffen.

Das Individuelle schien in Donarsbrunn durch das Stammeseigentümliche gänzlich verdrängt und ausgelöscht.

Dieta hatte erst aus ganzem Herzen bewundert und gestaunt, sehr zur Befriedigung Philipps. Nach und nach aber wandelte sich ihr Bewundern in Grauen. Die tausend Raritäten und Erbstücke nahmen etwas Gespenstisches an. Diese Überbleibsel vergangener Kultur, die auf Schritt und Tritt den Weg versperrten, waren Gespenster abgeschiedener Geister, Gespenster, die das Leben der Schloßbewohner umklammerten und erstickten. Mit der Beschäftigung, den ererbten Tand in stand zu erhalten, brachten die jungen Schwestern Philipps mitsamt dem Hausgesinde ihre Tage hin. Sie wischten Staub, sie wehrten dem Rost, sie stopften dünn gewordene alte Brocate, und niemals, niemals wurden sie damit fertig.

Zum Glück wurde Philipp endlich abgerufen.

Dieta hatte ihn die Treppen hinunter in den Hof, der dem Hof des Heidelberger Schlosses glich, begleitet. Nun saß sie auf dem steinernen Rand des Brunnentroges, um sich in der frischen Luft von dem Museumsduft, den sie niemals lange vertrug, zu erholen.

Lieber wäre sie über die Zugbrücke gegangen, ins Wiesenland hinaus; aber Philipp hatte ihr anbefohlen, nicht ohne Begleitung den Hof zu verlassen, nicht einmal in den Park sollte sie allein gehen.

„Der Park ist offen“, erklärte er, „und das Landvolk pflegt ihn von alten Zeiten her als Durchgang zu benutzen. Diesen ehrwürdig alten Brauch können und wollen wir nicht abstellen. Aber seit die greuliche Fabrik

in der Nachbarschaft entstanden ist, sind wir leider vor hergelaufenem Gesindel nicht mehr sicher."

„Fabrikarbeiter?"

„Ja."

„Glaubst Du denn, daß so ein Fabrikarbeiter, der mal durch Euren Park geht, gefährlich ist?"

„Ich habe keinerlei Bürgschaft für das Gegenteil. Die Sozialdemokraten hassen uns, und ihnen ist bekanntlich nichts heilig, da sie sich von Gott losgesagt haben."

Dieta dachte noch an dieses Gespräch, als sie jetzt auf dem Brunnenrand saß. Philipp hielt alle Fabrikarbeiter für Sozialdemokraten und alle Sozialdemokraten für Anarchisten. Sie aber, Dieta, hatte in Berlin einen „Genossen" kennen gelernt, einen Freund Karlsens, der die Anständigkeit selbst war. Jener Freund Karlsens lebte so gut seiner Überzeugung wie Philipp, und hielt sie heilig und brachte ihr Opfer. Dennoch galt er nicht für etwas Außergewöhnliches. Sie wunderte sich, daß noch immer, trotz aller Belehrung durch Geschichte und Philosophie, die Menschen diejenigen für schlecht halten, deren Glauben anders ist als der ihre.

Es war Nachmittag, heiß und still. Ein Pfau spazierte auf dem Hof umher, seinen schönen Schwanz hinter sich auf den Steinen schleppen lassend, daß es rauschte. Am Turm klebten Schwalbennester, und die schlanken Schwälbchen flogen ein und aus.

Mitten im Hofe hockte ein altes Bauernweib, das mit einem Küchenmesser das üppig sprießende Unkraut aus den Fugen des Steinpflasters herauskratzte, eine mühselige Arbeit, die kaum von der Stelle zu kommen schien.

„Zu ungleiche Gegner!" dachte Dieta. „Der kraftstrotzende, schaffende Frühling und dies runzlige, abgelebte Weiblein."

Von Zeit zu Zeit ging still, fast geräuschlos, anscheinend, ohne nach der jungen Gräfin am Brunnen hin-

zusehen, jemand vom Gesinde durch die den Hof rings umfassenden Säulenhallen von einem Teil des Hauses in einen anderen.

Eine wunderliche Verträumtheit lag über diesem sonnenstillen Burghof. Mit einem Ruck richtete Dieta sich auf. War sie nicht eben am Einschlafen gewesen? Das kam wohl von dem monotonen Lied des Wasserstrahls, der neben ihr in das Brunnenbecken stürzte und von der Nachmittagssonne und der Frühlingsluft. Sollte sie lieber hinauf nach ihren Zimmern?

Sogleich sah sie dort alles vor sich: die verblichenen Seidentapeten, das morsche Parkett, von dem einzelne Holzteile sich senkten, wenn man darauf trat, alle diese sie so fremd anblickenden Bildnisse, das steife Sofa, das nicht Behagen bot, das Empire-Schreibtischchen, an dem sich's nicht recht schreiben ließ, und die vielen schmalen, hohen Spiegel, die ihr, wo sie saß und stand, vor Augen hielten, daß sie mit ihren neumodischen Blusenärmeln und der neuen Haartracht in diese Umgebung nicht paßte. Nein, nein! Nicht hinauf!

Die Torhalle dort, durch die man die alte Zugbrücke sah, zog sie magnetisch an. Sie durchschritt langsam den Hof, den Torbogen, nun stand sie auf der Brücke!

Sie stützte sich auf das morsche Geländer und sah in das träge, schleichende, nach Morast riechende Wasser des Burggrabens hinab, dann hinauf in die Wipfel zartgrüner Eschen und Weiden, weiter hinaus, wo die Fahrstraße, die sie gestern gekommen war, den steilen Hang hinauf zum Dorf führte.

Seltsamerweise lag die Burg tiefer als das Dorf. Dem Philipp Dietrich Joachim Beßra, der sie gebaut, mochten wohl das Wasser und die Sümpfe im Grund für seine Befestigungszwecke günstiger geschienen haben als die Hochfläche.

Was mochte jener Philipp Dietrich Joachim für ein eigenmächtiger, mit Schöpfergedanken und Eroberungsgelüsten begabter Herr gewesen sein! Die aufständischen

Bauern hatten ihm seine Stammburg Veßra zerstört, und da baute er Donarsbrunn. Er war es auch, der zu der neuen Lehre Luthers überging. Das hatte ihr Graf Kuno heute morgen mit stolzem Wohlgefallen erzählt. Ihr Vater, dachte sie, war vielleicht vom Schlage des Philipp Dietrich Joachim gewesen, ein „Protestant". Aber heute ließen die Grafen, die so pietätvoll auf Philipp Dietrich Joachims alter Burg hausten, Protestanten, — wirkliche, opponierende fesselabwerfende Protestler, — nicht mehr gelten. Wer heut' sich erlaubte, seinen Glauben zu wechseln aus noch so inniger Überzeugung, der war in den Augen der auf ihren protestierenden Ahnherrn stolzen Veßras geächtet. Was waren das nur für unbegreifliche Blindheiten und Widersprüche! Nein, sie konnte es nicht verstehen. —

Als sie so stand und grübelte, krächzten die morschen Balken der Zugbrücke unter einem Schritt.

„Schau! die Cousine Dieta!" rief eine fröhliche junge Stimme.

„O, Du bist es, Josephine?! — Darfst Du denn hinaus?"

„Mit dem Ralf, — ja."

Die gewaltige Tigerdogge ging dicht an Josephinens Seite, gravitätisch langsam, ihrer Hüterpflicht bewußt.

„Schützt er Dich wirklich?"

„Er würde es tun, wenn es nötig wäre. Aber mir ist noch nie was passiert."

Dieta liebkoste schmeichelnd das schöne Tier, welches in Erwiderung dieser Freundlichkeit den mächtigen Kopf zärtlich in die Falten ihres Kleides drückte.

„Der Onkel Kuno hat ihn eigens als Begleitung für uns angeschafft", sagte Josephine. „Seit die Fabrik in der Nähe ist, dürfen wir uns nicht allein von Haus entfernen."

„Das sagte mir schon Philipp — zu meinem Bedauern. Sind die Leute hier so nichtsnutzig?"

„Unsere Bauern? Nein. Die sind von gutem Schlag

und verehren die gnädige Herrschaft, wie sich's gehört. Aber die fremden Arbeiter kennt man doch nicht. Sie sind meistens Sozialdemokraten und haben ja vor nichts Respekt."

„Glaubst Du wirklich?"

„Der Onkel sagt es und Philipp auch. Und man weiß ja, wie sie's machen, wenn sie das Heft in Händen haben, nicht? Sie würden uns doch am liebsten allesamt köpfen und an Laternenpfähle hängen."

„Würdest Du Dich fürchten, wenn Du ihnen allein im Walde begegnetest?" fragte Dieta.

Josephine lachte lustig. „Fürchten? Ich?! Nein."

Das kam so naiv heraus wie möglich. Die bloße Vorstellung, daß sie sich fürchten könne, brachte dies kraftvolle, urgesunde Mädchen zum Lachen. Dabei glaubte sie aber aufs Wort, daß alle Fabrikarbeiter Sozialdemokraten und alle Sozialdemokraten blutdürstige Aristokratenfresser seien.

„Wo gehst Du hin? Nimmst Du mich mit?"

„Gern. Ich füttere die Karpfen und des Gärtners Stallhasen mit den Brot- und Gemüseresten aus der Küche. Das ist eine meiner Obliegenheiten, d. h. die Stallhasen sind Extravergnügung. Die versorge ich nur, weil der Gärtner sie hungern läßt."

Dieta legte den Arm um die kräftige Taille der Cousine.

„Ich kenne Dich kaum und fühle doch, daß ich Dich gern haben muß", sagte sie weich.

„Na, und ich Dich erst! Du hast mir gestern schon das Herz gestohlen. Weißt Du, als Du sagtest: ‚Gibt es denn auch Vetzras, die nicht vortrefflich waren?' Ich bin fast gestorben vor Vergnügen."

Jetzt noch, bei der Erinnerung, bebten die runden Schultern Josephinens von verhaltenem Lachen.

„Vorsichtig ist sie nicht", dachte Dieta. „Wie kann sie wissen, ob ich nicht alles meinem Mann wieder-

erzähle?“ — Sie bemerkte in ruhigem Tone: „Was hat Dich so gefreut dabei?“

„Daß Du es so sagtest! Ich fühlte gleich: die ist mehr von meiner Art.“

„Bist Du also von anderer Art als die Verwandten?“

„Ja, ich bin leider ein entartetes Ungeheuer! Vortrefflichkeit ist mir langweilig. Ich möchte schrecklich gern einmal unter Menschen leben, die gar nicht vortrefflich sind. Das denk' ich mir köstlich! Bist Du auch vortrefflich, Dieta?“

„Ach nein! Alles andere.“

„O, wie mich das freut! Wir müssen Freundinnen werden, Du liebe Schöne Du!“

Sie gingen längs des Burggrabens hin unter Ellern und breitkronigen, alten Weiden, die nie gekappt worden waren, nach dem Karpfenteich in den Park. Josephine fuhr fort, ihrem Herzen Luft zu machen.

„Die liebe Adolfe und der prächtige Dietrich und die ausgezeichnete Marie, so geht's in gerührtem Ton den ganzen Tag. Sind wir denn lauter Prachtexemplare?! Mir ist oft, als müßte ich immerfort Schlagsahne essen, bei all der Süßigkeit und Gerührtheit. Wenn mal einer plötzlich dazwischen wetterte: ‚Herrgotthimmelsakra Kreuzmillionendonnerwetter noch mal!‘ Ich meine, das müßte gut tun! Wie ein Schnaps auf fades Geschleck. Meinst Du nicht auch?“ — Dieta lachte.

„Sag' mir doch“, fuhr Josephine fort, „warum sind vortreffliche Menschen so langweilig?“

„Vielleicht, weil ihnen die Vortrefflichkeit doch nicht ganz natürlich ist“, meinte Dieta.

„Vielleicht“, wiederholte Josephine obenhin. „Aber Du, — wie alt bist Du eigentlich? Ich mein', wir müßten grad' in einem Alter sein.“

„Ich werde nächstens dreiundzwanzig. Im Juni.“

„Ich bin leider schon vierundzwanzig!“ seufzte Josephine. „Ja, so wird man alt und grau, ohne was vom Leben gehabt zu haben.“

„Du wirst Dich verheiraten.“

Josephine schüttelte betrübt den Kopf. „Mich kann so leicht keiner nehmen, denn ich bin ganz arm.“

„Das bin ich auch. Ich habe sogar ....“

Dieta brach verwirrt ab; denn zur rechten Zeit noch fiel ihr ein, daß Philipp den Umstand, daß sie sich durch Unterrichten Geld verdient hatte, in Donarsbrunn nicht erwähnt haben mochte.

„Ja, Du!“ rief Josephine lebhaft. „Bei Dir ist das etwas anderes: Du bist eine Schönheit! Ich falle dagegen den Männern nicht auf. Na, man muß halt versuchen, auch ledig fertig zu werden.“

Sie trällerte lustig aus der „Fledermaus“:

„Glücklich i—st,
Wer vergi—ßt,
Wa—s doch nicht zu ändern ist!“

Plötzlich griff sie nach Dietas Arm, wie um sie zurückzuhalten.

„Schau'! Da kommt Großonkelchen.“

Mit schlotternden Knien, bei jedem Schritt Kies aufschürfend, kam der Greis den Parkweg daher. Er trug eine grüne Joppe und hohe Jagdstiefel, auf dem Kopf eine Schirmmütze. Über den Schultern hing das Jagdgewehr.

„Er geht noch immer allein in den Wald, um zu jagen“, sagte Josephine leise. „Es ist außerordentlich für sein hohes Alter.“

„Ist das nicht ängstlich? Kann ihm nicht leicht ein Unglück geschehen?“

„Ja, freilich. Hubert muß deshalb immer hinter ihm hergehen, aber heimlich, daß Großonkelchen nichts davon merkt. Sonst wird er böse. Hubert hat genaue Instruktion, seinen Herrn nicht aus den Augen zu lassen. Siehst Du, dort schleicht er — dort am Schilf. Er trägt auch immer Jägerkleidung, da sieht man ihn wenig.“

Jetzt bemerkte der Graf Eberhard die jungen Damen und zog die Mütze tief.

„Solche schönen Menschenkinder sieht der Jägersmann immer am liebsten“, sagte er, galant lächelnd.

Josephine rief laut: „Ich wünsche Dir Arm- und Beinbruch!“

„Kleine Schelmin!“ schmunzelte der alte Herr; „sag' mal, liebes Mathildchen, ist das hübsche Kind hier nicht eine Tochter von der Henriette?“

„Nein, liebes Großonkelchen! das ist Philipps Frau.“

„So, so! Sieh' mal einer den Philipp an! Kaum trocken hinter den Ohren und nimmt sich schon ein Weibchen. Wie heißt Du denn, liebes Töchterchen?“

„Dieta.“

„Lauter“, flüsterte Josephine.

„Ich heiße Dietlinde“, rief Dieta.

„Ja, ja; Dietlinde! Das weiß ich ja natürlich. Dieta Aldringen! Ja.“

Die eingesunkenen blauen Augen des Greises nahmen einen wandernden, vagen Ausdruck an. Sein Geist zog sich zurück in die Schattengefilde der Erinnerung. Er grüßte mit ritterlicher Höflichkeit, wie man Fremde grüßt, und setzte seinen Weg fort.

„Er hält mich für die Dietlinde Aldringen, die vor sechzig oder siebzig Jahren hier jung war“, sagte Dieta träumerisch.

„Mich hält er immer für meine Mutter. Er nennt mich stets mit ihrem Namen: Mathilde.“

„Wie konntest Du ihm aber so etwas zurufen?“

„Du meinst den Arm- und Beinbruch? Das tun wir immer, wenn einer auf die Jagd geht, weil man den Jägern nicht Glück wünschen darf. Weißt Du das nicht?“

„Nein.“

„O, was bist Du für ein unwissendes Stadtkind!“

* * *

Es gelang Dieta nicht, sich einzuleben. Die paar Wochen, die sie nun schon in Donarsbrunn zugebracht,

erschienen ihr endlos lang und öde. Philipp hatte viel mit der Gutsverwaltung zu tun; auch vertrat er seinen Vater auf Kreistagen, landwirtschaftlichen Versammlungen u. s. w. Er nahm seine Pflichten sehr ernst, und sie brachten es mit sich, daß er häufig von Hause abwesend war. Aber auch, wenn er daheim blieb, verlor Dieta das Gefühl der Fremdheit nicht. Er schien tatsächlich gegen sie erkaltet zu sein, aber ohne es zu empfinden, ohne darunter zu leiden, das war das Schlimmste! Es war, als habe ihr Zauber keine Macht über ihn, seit er in Donarsbrunn unter den Seinen weilte. Sie selbst hielt sich stolz und gekränkt aufs äußerste zurück. Aber auch dies schien weder Philipp noch sonst jemand zu bemerken. Sie waren ja alle steif und still, so daß ihre eigene Wortkargheit und Frostigkeit nicht abstach. Nur den anderen war es Natur, oder doch Natur geworden, — ihr nicht.

Es war keine Seele in Donarsbrunn, der sie sich hätte aussprechen können. Die drei schlanken, glattgescheitelten Schwägerinnen verwechselte sie noch immer. Mit Josephine, die ihr von allen die Liebste war, kam sie gar nicht mehr unter vier Augen zusammen. Anfangs hatte sie das als Zufälligkeit angesehen; als sie sich jedoch darum bemühte, ohne es erreichen zu können, ergriff sie der Argwohn, das junge Mädchen werde aus irgend einer erzieherischen Besorgnis von ihr fern gehalten. Sie hatte die Engländerin im Verdacht. Miß Ashwyn hatte sie in den ersten Tagen, als sie sich noch von Zeit zu Zeit von ihrer Lebhaftigkeit fortreißen ließ, dies und das dem Donarsbrunner Geist Zuwiderlaufende zu äußern, oft angeblickt, als ob sie für ihre tadellosen „young ladies“ Gefahren wittere.

Und Josephine war zwar der Verzug des Grafen, aber von den älteren Damen wurde das temperamentvolle Mädchen ganz besonders streng überwacht.

Dieta hatte sich feines Leinen von Jordan in der Markgrafenstraße kommen lassen, um für Gertrud Ta-

schentücher zu nähen und zu sticken. Das Handarbeiten gehörte hier zu den unerläßlichen Obliegenheiten der weiblichen Wesen, und Dieta, die die Zeit nicht mit nutzlosen Luxusarbeiten vergeuden wollte, hatte sich ausgedacht, daß die Taschentücher ein praktisches Hochzeitsgeschenk werden sollten. Sie wußte, daß Gertrud und Karlsen einander bald heiraten zu können hofften, wenn auch wegen der Unsicherheit der Aussichten von Verlobung nicht die Rede war. Karlsen sollte erst eine feste, genügend bezahlte Anstellung erringen.

Dieta bemühte sich, in ihren Briefen an die Mutter und Gertrud nichts von dem, was sie unglücklich machte, zu verraten. Sie schilderte lieber das schöne Schloß, den Park, die sehr herrschaftlichen Lebensformen. Unmerklich verfiel sie sogar mitunter in die Donarsbrunner Redeweise: „meine ausgezeichnete Schwiegermama", die „vortreffliche Tante Ninette", der „prächtige Großonkel" u. s. w.

Es gelang ihr, die Mama zu täuschen. Bei Gertrud gelang es nicht.

Gertrud schrieb:

„Ich muß gestehen: Du hast mich in Erstaunen gesetzt. Ich erwartete, daß diese Heirat und der Kreis, in den Du damit kamst, Deine feudalen Neigungen noch befestigen würden, und daß Du nur zu sehr darin aufgehen werdest. Nun scheint mir gerade das Entgegengesetzte der Fall zu sein. Obwohl es mir zeigt, daß Du mir immer noch näher bist, als ich dachte, erschreckt es mich. Und ich empfehle Dir dringlichst: ziehe den Geist des Widerspruchs nicht groß. Es muß Dich unfehlbar unglücklich machen. Siehst Du, geliebte Dieta, Du hast einmal für Dich gewählt. Ich weiß: Deine Phantasie berauscht sich leicht an glänzenden Formen, und schaut man zu scharf hinter den Glanz, so folgt Ernüchterung. Man muß dann von vorn anfangen, lieben zu lernen, nämlich das, was an Echtheit hinter dem Glanz gewesen. Es gibt ein fast unfehlbares Mittel, etwas lieb zu gewinnen:

man muß sich tief hinein versenken, recht, recht tief, und unablässig damit beschäftigen, nicht kritisierend, sondern Verständnis suchend. Alles wird, wenn man sich so hinein versenkt, reich und schön von unerschöpflichem Interesse. Das ist eine der geheimnisvollen Herrlichkeiten des Daseins. Grabe nur tief genug, so triffst Du überall auf lebendiges Wasser! Ich schicke Dir für den Anfang ein paar gute Bücher, die Karlsen ausgesucht hat. Eins über den preußischen Adel und seine Bedeutung für das Volk, Ihr seid zwar Franken dort unten, aber die Herrschaft Donarsbrunn liegt, so viel ich weiß, in einer der preußischen Enklaven. Das tut übrigens auch nichts zur Sache. Dann ein sehr wertvolles Werk über Einzelwille und Stammesbewußtsein, und als drittes das Patriarchat der Familie. Lies sie mit Andacht, auch wenn es Dir im Anfang ein bißchen schwer fällt. Ich bin überzeugt, es tut Dir gut . . ."

Seufzend legte Dieta den Brief, den sie schon zum dritten Mal las, aus der Hand. Sie saß im Archiv, einem hohen, aber kleinen, nach der Feld- und Grabenseite gelegenen Turmzimmer. Die Decke war gewölbt, die Wände bis hoch hinauf mit Regalen und Schränken voll verstaubter Akten und alter Scharteken in Pergament und Schweinsleder. Der Fußboden bestand aus Eichenbrettern, die das Alter schwarz gefärbt und der Holzwurm durchlöchert hatte. Man hörte den Holzwurm zuweilen ticken wie eine kleine Uhr. „Die Totenuhr", sagte das Volk. Sein Licht empfing das Archiv durch ein kleines Doppelbogenfenster, in dessen tiefer Mauernische auf erhöhtem Boden ein viereckiger alter Tisch stand und ein Stuhl. Und ein großes, gewöhnliches Tintenfaß war auf dem Tisch.

Das Archiv, welches an die von „Philipps" bewohnte Zimmerreihe anstieß, war Dietas Lieblingsaufenthalt, weil es hier weder „Sehenswürdigkeiten", noch Kostbarkeiten, noch Familienbilder gab.

Sie hatte das Fenster, dessen grünliche Butzenscheiben

keine moderne Nachahmung, sondern, Gott weiß wie alt waren, geöffnet.

Die Landschaft lag eingehüllt in graue Regenschleier. Es war ein warmer Landregen, der lautlos, unablässig niedersank, schwebend, wie von der Luft getragen. Der würzige Atem der feuchten Erde quoll empor.

Auf dem Tisch vor Dieta lag Gertruds Bücherpacken geöffnet. Das Fenster war so hoch in der Wand, daß Dieta, wenn sie saß, nur die Luft sehen konnte.

Ihr war plötzlich, als habe sie schon einmal, in lang entschwundener Zeit, ganz wie eben, hinter dem Spitzbogenfensterchen einer alten Burg gesessen und ganz das gleiche, unbestimmte, schmerzlich süße Sehnen hinaus in die Freiheit empfunden, nur wie im Traum, ohne Schwere.

Sie sah an sich hinunter. In diesem malvenfarbenen, wallenden und schleppenden Morgenkleid, das sie vor einigen Monaten mit solchem Entzücken bei Gerson ausgesucht hatte, fand sie sich selbst sehr hübsch. Aber sie wagte es nicht mehr, außerhalb ihrer Zimmer sich darin sehen zu lassen. Anfangs war sie so zum Familienfrühstück gekommen; aber die Donarsbrunner Damen trugen keine eleganten Morgenkleider und hatten das ihre mit jenem kühlen, ablehnende Mißbilligung verratenden Blick gestreift, vor dem ihr graute. Trübselig wandte sich ihr Blick von dem verschmähten Malvenfarbenen zurück zu dem Brief Gertruds.

Gertrud also meinte, sie, Dieta, müsse ihr Donarsbrunner Dasein lieben lernen, indem sie die es beherrschende Lebensauffassung aus ihren tiefen Wurzeln heraus zu begreifen suche!

Ach, das waren Steine für Brot!

Dieta fühlte sich so einsam, so traurig, — krank vor Heimweh! Was half ihr dagegen alle Bücherweisheit? Hätte Gertrud geschrieben: Komm zu uns! Wir sehnen uns nach Dir! Mach Dich los, so oder so . . . ja, das wäre Trost gewesen!

Sie blätterte ein wenig in den Büchern, las hier und da eine Stelle, dann versank sie wieder in Grübeln.

Philipp trat ein.

„Hier bist Du?! Ich habe Dich gesucht.“

Sie sah nicht nach ihm, sie änderte ihre Stellung nicht, sie entgegnete nichts.

In seinen Augen erschien ein Ausdruck von Unsicherheit.

„Ich weiß nicht, — Du bist jetzt so still?“ sagte er fragend.

„Ihr seid ja alle still. Soll ich allein Lärm machen?“ Es klang bitter.

„Wenn Du so gereizt bist, ist Schweigen allerdings noch das Beste“, sagte er stirnrunzelnd.

Dann bemerkte er die Bücher Gertruds, das Packpapier, den gelben Abschnitt der Postadresse.

„Was ist das? Eine Büchersendung?“

„Von zu Hause.“

Er nahm einen der starken Bände nach dem anderen auf und las die Titel. Seine Miene verriet Beifall.

„Das scheinen wirklich gute Schriften zu sein. Wenn Du gestattest, lese ich mit.“

Sie lächelte. „Für Dich ist es nichts.“

„Wieso?“ fragte er verwundert.

„Weil es nur das auseinandersetzt, wovon Du ohnehin überzeugt bist.“

„Ich kann Deine Folgerung nicht verstehen. Ich lese doch ein Buch um so lieber, je mehr ich mit dem Verfasser übereinstimmen kann.“

„Gut, lies alle, wenn Du magst.“

Ihre Augen blickten an ihm vorüber, ganz überschattet von allerlei Gedanken, die sie ihm vorenthielt. Das ärgerte ihn immer.

Aber sie sah so aufregend schön aus in diesem seltsam gefärbten, fließenden Faltenkleid! Wenn ihm das einmal auffiel, machte es ihn ganz widerstandslos, ganz schwach.

Er legte einen Arm um sie. „Dieta, warum hast Du nicht volles Vertrauen zu mir?" sagte er mit liebevollem Vorwurf. „Eine Frau soll ihrem Manne nichts verheimlichen. Ich sehe, daß Dir etwas auf dem Herzen liegt. Was ist denn nicht in Ordnung?"

Sie griff mit beiden Händen nach einer der seinen und hielt sie fest. Und sie lehnte sich an seine Brust.

„Philipp! Ich kann mich hier nicht eingewöhnen."

Er machte sich schroff von ihr los und trat einen Schritt zurück. Sein Ton war nicht mehr weich.

„Inwiefern solltest Du Dich nicht eingewöhnen können? Das verstehe ich nicht."

„Weil ich . . . nicht zu Euch passe, — ich meine — zu der ganzen Art Deiner Leute nicht passe!"

„Wenn Du noch nicht recht zu ihnen passest, so ist das die Schuld Deiner Erziehung und Deiner Berliner Lebensweise. Am Blut kann es nicht liegen, denn Du bist eine Beßra und Deine Mutter eine Rotendorff. Du hast eben noch mancherlei zu lernen, mein liebes Kind. Du sollst froh sein, dazu so unübertreffliche Gelegenheit zu haben."

Dieta machte eine ungeduldige Geste.

„Was denn?" meinte er etwas gereizt.

Sie senkte den Kopf, faltete die Hände vor sich auf der Tischplatte.

„O nichts, nichts. Fahre nur fort, ich höre."

Sie wollte ihn ruhig reden lassen, so sehr ihr sein Moralpredigen verhaßt war, — um selbst ihr Anliegen vorbringen zu können.

Er sprach jetzt sanfter: „Sieh' mal, die Meinen haben Dich mit offenen Armen aufgenommen, sind Dir nur mit Liebe und Güte begegnet! Und Du wolltest Dich unter diesen seltenen, wahrhaft nachahmenswerten Menschen nicht wohl fühlen können?! Das wäre nicht nur eine unberechtigte Schrulle, sondern Undankbarkeit."

„Ich sehe ja ein, daß sie alle Engel an Vollkommenheit sind", sagte Dieta mit mühsam beherrschtem Zorn.

„Vor Deiner maman habe ich alle gebührende Hochachtung . . .“

Er unterbrach sie. „Hochachtung!“ rief er ganz empört, und als habe ihm das Wort an empfindlicher Stelle weh getan. „Hochachtung hat man vor seinem Bankier, — vor seinem Schneider. Wie kannst Du diesen gräßlichen Ausdruck nur auf die maman beziehen?!“

„Nun also, keine Hochachtung, wenn Du's nicht willst, sondern . . . . was soll ich sagen? . . . . töchterliche Ehrerbietung. Ist das recht?“

„Gewiß; aber es ist so selbstverständlich. Die maman verehrt nur der nicht, der sie nicht kennt.“

„Ich erwähnte es auch nur, um es von vornherein festgestellt zu haben, wegen dem, was ich Dich bitten wollte. Ich möchte nämlich einen eigenen kleinen Haushalt haben mit Dir. Ist es nicht ein natürlicher Wunsch für eine junge Frau!“

„Hier ist das nicht gut möglich“, entgegnete er.

„Das glaub' ich selbst. Und darum bitte, lieber Philipp, zieh' mit mir in irgend eine Stadt. Oder meinetwegen auch irgend wohin aufs Land, wenn Du lieber willst. Nur, daß ich mir das Leben auf meine Art einrichten kann! Du sollst sehen, was für ein nettes, fleißiges, gutlauniges Hausfrauchen ich sein werde.“

„Besser, als es hier ist, würdest Du es Dir schwerlich irgendwo anders einrichten können“, bemerkte er empfindlich.

„Wahrscheinlich nicht halb so gut!“ gab sie eifrig zu. „Nur, siehst Du: das Heim, das wir miteinander gründen, wird *unser* Heim sein, aus *unserem* Wesen entstehend. Das ist das Wichtige.“

„Das ist gar nicht das Wichtige“, entgegnete er streng. „Das Wichtige ist, daß eine Frau sich in das Leben einfindet, das der Mann ihr zu bieten hat.“

Mit einem tiefen Seufzer ließ sie den Kopf auf die Hände sinken und verharrte schweigend in dieser Stellung. Die Arme auf dem Tisch, die Stirn auf den gefalteten Händen.

Philipp sah auf sie nieder. Und weil ihr elfenbeinweißes, glattes Hälschen und die braunen Haarlöckchen im Nacken gar so reizend waren, schmolz sein Zürnen wie Märzenschnee unter Sonnenstrahlen.

„Schlag' Dir diese törichten Grillen aus dem Köpfchen, kleine Frau", fuhr er in ernstem, aber mildem Ton fort. „Mein Vater braucht mich hier. Ich bin seine Stütze, wie ich hoffe, einst an meinem ältesten Sohn eine Stütze zu haben. Hier ist der Platz, an den mich Gott gestellt hat. Hier, wo ich geboren bin, habe ich zu leben und zu sterben. Das alles war Dir bekannt, als Du mir Dein Ja-Wort gabst. Und Du hast vor Gottes Altar gelobt, in Freud und Leid bei mir auszuharren. Also ist hier auch Dein Platz, liebe Dieta, und es ist ganz einfach Deine Pflicht, hier zu leben."

Er hielt inne, aber sie regte sich nicht. Der Regenwind, der durch das Fenster wehte, spielte in den hellbraunen Nackenlöckchen, die er so reizend fand. Wieder machte ihn dieser Anblick ganz weich.

„Wird es Dir denn nur so schwer?" fragte er traurig.

Da hob sie den Kopf und sah ihn an. Sie wollte etwas antworten und fand keine Antwort. Ihre Lippen zuckten, ihre Augen sahen erloschen aus.

So hatte er sie noch nie gesehen. Er erschrak.

Da nahm sie ihre Bücher auf, nahm auch sorgsam Papier, Begleitadresse und Bindfaden mit.

„Es wird Zeit, daß ich mich umziehe", sagte sie in mattem Ton und verließ das Turmzimmer.

Langsam, nachdenklich, mit gesenktem Kopf ging er ihr nach. Eben, als sie so merkwürdig verfallen ausgesehen hatte, war ihm zum ersten Mal deutlich geworden, daß sie sich ernsthaft unglücklich fühlte. Aber weshalb? das blieb ihm ein unratbares Rätsel.

Als er das nächste Mal mit seinem Vater allein war, schüttete er sein Herz aus.

Der Vater nahm es jedoch nicht schwer. „Mit den Launen junger Ehefrauen muß man Nachsicht haben",

sagte er. „Man darf solch' eine kleine Frau nicht für jede Widersinnigkeit verantwortlich machen; die meisten dieser Wunderlichkeiten haben rein körperliche Gründe. Schone Dein Frauchen in weitgehendster Weise, lieber Philipp, nur: bleibe Herr über sie. Durch ihre Launen Dich bestimmen lassen darfst Du nie."

* * *

Philipp las mit großer Befriedigung die von Karlsen ausgesuchten Bücher, eins nach dem anderen. Zuweilen, an Regentagen, wenn er nichts zu tun hatte, las er auch seiner Frau daraus vor.

Sie saß und säumte ihre Taschentücher „über den Faden", bei der Feinheit des Gewebes eine augenangreifende, mühsame Arbeit. Von dem, was Philipp da vorlas, mochte sie nichts wissen. Was konnte es ihr helfen, wenn irgend ein gelehrter Mann vom erhabenen Standpunkte seiner Kathederweisheit aus, auf fünfhundert Druckseiten auseinandersetzte, daß eine Lebensauffassung, wie die der Donarsbrunner, für den Staat ein Segen sei, wenn sie täglich fühlte, daß sie selbst dabei verkümmerte. Wenn das Staatswohl ihre Verkümmerung erforderte, dann war der Staat ihr Todfeind, und sie mußte ihn hassen. Es ist nicht im Menschen, das zu bejahen, was ihn zertritt.

Manchmal, wenn der Verfasser das treue Festhalten an dem von den Vorfahren Geschaffenen als höchste Stammestugend pries, fiel ihr ein Umstand aus der Zeit ihrer Kinderspiele ein. Stets hatte sie jedes Spiel angeregt und trefflich unterhalten, so lange sie es sich ersann und einrichtete. Das Bauen und Ausschmücken einer Ritterburg in Tante Charlottens schattigem Garten, das Einrichten eines Kaufladens, das Anlegen eines Parks, das war immer köstlich gewesen, allemal hatte sie von der Vollendung den Hauptgenuß erwartet. Aber es war nicht so. Kaum stand das Werk fertig da, so erlosch die Lust daran, so daß man meist schleunigst auf ein neues Unternehmen sann.

Wie ein Blitz auf Sekunden eine dunkle Landschaft erhellt, durchzuckte ihr Bewußtsein der Gedanke, daß Kinder vielleicht vollkommenere Wesen seien als Erwachsene, weil sie natürlicher sind.

Alle solche Gedanken behielt sie für sich, hörte auch bereitwillig immer dem Vorlesen Philipps zu, weil es sie freute, daß er Bücher lobte und eifrig las, die Gertrud geschickt hatte.

An Sommerspätnachmittagen pflegten gemeinsame Familienspaziergänge in den Wald unternommen zu werden; allein, es ging niemals weit. Es war ein gemächliches Wandeln, von häufigem Stillstehen unterbrochen, denn die alten Damen bestimmten Ziel und Marschtempo. Die Unterhaltung aber schlich noch langsamer und sachter dahin. Dieta fand diese Massenwanderungen nicht erquickend, sondern überaus ermattend.

Oder man fuhr im Wagen, aber das war nicht viel unterhaltender. Das Negative, Beherrschte charakterisierte in Donarsbrunn jedes gesellige Beisammensein. Was man nicht sagte, nicht tat, schien wichtiger als was man sagte und tat.

Während des Sommers kam zuweilen Besuch: kurze Nachmittagsbesuche von Gutsnachbarn oder längere Wohnbesuche von Verwandten. Es fiel Dieta auf, daß diese Gäste alle ähnlich auftraten wie die Donarsbrunner und ähnliche Anschauungen an den Tag legten. Anfangs meinte sie, das komme daher, daß die Donarsbrunner nur solche Menschen anzögen und um sich litten. Nach und nach fand sie heraus, daß der Zusammenhang ein anderer war, viel seltsamer, als sie gedacht. Aus flüchtigen Äußerungen, zufällig aufgefangenen Blicken und Mienen merkte sie, daß diese Besucher zum Teil ganz anderen Schlages waren als die denkschwachen und willensstarken Betzras, sich aber mehr oder minder bewußt ihnen anpaßten. Es war, als gerieten alle, die das Schloß besuchten, sogleich in den Bann des hier herrschenden Geistes,

und bemühten sich so wenig als möglich von der gräflich Beßraschen Norm abzuweichen.

Dieta mochte den Besuchern als die Stolzeste und Steifste der ganzen Familie erscheinen, denn sie versank in immer anhaltenderes Schweigen, trug auch in den Mienen selten eine lebhaftere Regung zur Schau.

Nur wenn sie mit Philipp allein war, kam sie mitunter noch zum Sprechen! In guten Stunden konnte sie sogar eifrig und beredt werden. Es ereignete sich, daß er ihr lange scheinbar aufmerksam zuhörte. Aber seine Gedanken beschäftigten sich nicht wirklich mit dem, was sie ihm auseinandersetzte, sondern er sonnte sich verträumt in dem Liebreiz ihrer Erscheinung.

Manchmal, wenn er lange so still und sanft bei ihr gesessen und ihrem Plaudern zugehört hatte, faßte sie die Hoffnung, daß er ihr mit der Zeit doch noch innerlich näher kommen werde. Das gab ihr neuen Mut zum Weiterleben.

Aber am nächsten Tage schon pflegte sein Benehmen ihr zu offenbaren, daß er sich ihrem Einfluß entzogen hatte und mehr denn je im Bann der Familienanschauungen stand. Dann konnte er sie beinahe feindselig anblicken, als suche er in ihr die Versucherin, die seiner Beßra-Tugend Fallen lege. —

Eines Tages saß sie im Musiksaal, damit beschäftigt, für Philipp Noten abzuschreiben. Da trat ihr Schwiegervater ein, kam rasch auf sie zu und legte einen dicken Goldschnittband vor sie hin.

„Dies Buch habe ich eben dem Schlingel, dem Karl, fortgenommen“, sagte der Graf in tadelndem Ton. „Er behauptet, Du habest es ihm gegeben.“

Dieta sah den Grafen an und dann das Buch. Es war ihr vollkommen unverständlich, was ihn daran erzürnte.

„Es sind Schillers Dramen“, erklärte sie ruhig; „Don Carlos, die Jungfrau, Maria Stuart.“

„Das habe ich gesehen. Ich möchte nur wissen: hast Du dem Karl das Buch wirklich selbst gegeben?"

„Jawohl. Er bat darum."

„Wie kommt der Schlingel dazu, Dich um Lektüre zu bitten?!"

„Er fand das Buch auf dem Tisch liegen und hat wohl ein wenig die Nase hineingesteckt. Und der Schiller hat es ihm angetan. Findest Du es nicht sehr nett, wenn so ein junger Diener Appetit auf Schiller hat?"

„Durchaus nicht. Schiller ist gar nichts für die Leute. Er ist viel zu sehr von unklaren Revolutionsideen beeinflußt. Seine Deklamationen über alle mögliche sogenannte Freiheit erfordern schon das feine Unterscheidungsvermögen des Gebildeten, um als das genommen zu werden, was sie sind: Phantastereien eines Dichterhirns. Für die Leute sind sie Gift. Überhaupt taugt das Bücherwissen nichts für unser Volk. Wenn sie lesen, ihren Namen schreiben und ein wenig rechnen können, so ist das schon mehr als genug. Das Lesen macht nur unklare Köpfe. Ich bitte Dich dringend, liebes Kind, kein Buch aus der Hand zu geben, ohne mich vorher zu fragen, und keins herumliegen zu lassen."

„Aber lieber Papa", rief Dieta, „die Leute können sich doch Bücher verschaffen, welche sie wollen!"

„In Berlin, ja. Hier nicht so leicht. Meine Donarsbrunner sind noch ziemlich unverdorben, und was ich dazu tun kann, daß sie so bleiben, das werde ich sicherlich tun, und Philipp hoffentlich nach mir. Das ekelhafte, zersetzende Gift der sogenannten Aufklärung werde ich, so lange ich mich rühren kann, von meinen Donarsbrunnern fern halten, in ihrem eigenen Interesse."

So ernsthaft hatte der Graf noch nie zu ihr gesprochen. Der Gegenstand erregte ihn. Er sprach heftig, leidenschaftlich.

„Du glaubst wirklich, daß es im Interesse der Leute ist, sie unwissend zu erhalten?" wandte Dieta zweifelnd, aber in bescheidenem Ton ein.

„Ich glaube es nicht allein, ich weiß es. Sie wissen von Gottes Gnaden alles, was sie zu wissen nötig haben, haben wahrscheinlich mehr praktisches, nützliches Wissen als all Eure halbgebildeten und überbildeten Stadtleute miteinander. Es gibt da einen Vers in Goethes „Faust“:

„Die hohe Kraft — der Wissenschaft
Ist aller Welt verborgen,
Doch wer nicht denkt — dem wird sie geschenkt,
Der hat sie ohne Sorgen.“

Das ist Wahrheit. Die Menschen sind genügsam und brauchbar und zufrieden, bis sie anfangen, selbst nachdenken zu wollen. Aber dann bilden sie sich gleich ein, die Schlüssel zu aller Weisheit zu haben, und sind viel dümmer wie vorher, dümmer wie das liebe Vieh. Verzeih' den Ausdruck, aber es ist so. Ja, ja, mein Töchterchen, Du siehst mich so ungläubig an, aber Du kannst Dich getrost auf mein aus langer Erfahrung geschöpftes Urteil verlassen. Wo das Volk und die Frauen zu denken anfangen, da hört die gesunde Vernunft gewöhnlich auf. Geht Ihr ruhig Eurem Gefühl nach, denn das hat Euch Gott selbst zur Richtschnur gegeben. Das mühsame, gefährliche Geschäft des Denkens überlaßt uns führenden Männern, die wir dazu von Gott eingesetzt sind.“

Der Graf führte sein Taschentuch zur Nase und brauchte es mit trompetenhaftem Getöse. Die unteren Räume des Schlosses waren selbst im Hochsommer noch kühl und feucht. Das mochte daran Schuld sein, daß Graf Kuno den Schnupfen niemals los wurde.

Ein paar Tage nach diesem Vorfall fand Dieta auf Philipps Kommode den Wäschzettel liegen, dessen schöne Zierschrift ihre Verwunderung erregte.

„Wer hat das geschrieben?“ fragte sie den Kammerdiener Karl, der eben damit beschäftigt war, die frischgebügelten Oberhemden einzuräumen.

Errötend antwortete er: „Ich, Frau Gräfin.“

„Sie?! Wo haben Sie das so gelernt, Karl?“

„Ich hab's mir selbst beigebracht, Frau Gräfin."

Dieta schaute sinnend auf den hübschen, intelligenten jungen Burschen, der offenbar voller Begabung steckte. Sie fühlte: in dem brannte der Wissensdrang und der Drang, vorwärts zu kommen. Aber seine Arbeit bestand darin, Philipps Röcke zu bürsten, Stiefel zu putzen und dergleichen. Der Pfarrer und der Schulmeister mußten wissen, daß er begabt war; aber sie waren hier alle nur ausführende Hände des gräflichen Willens. Und darum wurde dieses Streben mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zurückgehalten!

„Frau Gräfin", sagte Karl, lebhaft und scheu zugleich, „das Buch, das mir Frau Gräfin erlaubten, haben der gnädige Herr Graf fortgenommen, und der Herr Graf waren sehr bös."

Offenbar witterte der junge Mann in ihr die Bundesgenossin.

Sie nahm sich zusammen.

„Es tut mir leid, Karl, daß es Ihnen Verdruß zugezogen hat. Ich wußte nicht, daß der Herr Graf selbst die Bücher aussucht, die er für gut findet."

Was hatte der Mensch nur für beredte Augen! Sein Blick protestierte, fragte, bat . . . . .

Dieta durfte nicht sehen. Sie wandte sich kurz und verließ das Zimmer.

* * *

Philipp galt in der Familie für einen ungewöhnlich beanlagten Menschen, einen halben Gelehrten. Er las viel, doch wählte er seine Lektüre vorsichtig, so daß er sich nicht daran zu ärgern, darüber aufzuregen brauchte. Er las täglich die „Kreuzzeitung", daneben das „Adelsblatt" und das „Johanniter Wochenblatt". Auch hatte er verschiedene Sammlerliebhabereien: alte Kupferstiche, Handschriften, Wappen, Waffen. Sein Steckenpferd vor allem war eine Sammlung alter, halbverschollener Kompositionen. Denen spürte er mit Findigkeit nach und hatte wirklich

allerhand ganz Beachtenswertes „ausgegraben". Dieta, die alles dieses ziemlich „ledern" fand, neckte ihn zuweilen mit seiner Vorliebe für alles Altertümliche.

„Du hättest gar nicht ein junges, neuzeitliches Mädchen heiraten dürfen", sagte sie einmal, „sondern irgend ein Ahnfräulein überreden müssen, für Dich aus dem Rahmen zu steigen."

Ihm gefiel der Scherz, und er ging lächelnd darauf ein: „Das habe ich doch auch gewissermaßen getan", sagte er; „Du warst für mich die aus dem Rahmen gestiegene Dietlinde Aldringen. Nur darum nahm ich Dich."

Dieta pilgerte an diesem Tage wieder einmal zu dem Bild, das ihr zum Schicksal geworden war.

Lange stand sie davor, in dem weiten, leeren, stillen Ahnensaal, in dem die Schritte hallten.

Die schöne Frau von Aldringen, im Kostüm der Königin Luise, sah aus dem Rahmen heraus mit den ernsten braunen Augen die Beschauerin unverwandt an. Dabei wurde das Gesicht immer lebendiger, ordentlich spukhaft.

Auf einmal ging ein zitterndes, klingendes Tönen, wie von einer schwingenden Harfensaite, durch den totenstillen Saal.

Ein unüberwindliches Grauen packte Dieta. Sie eilte fort und hätte nicht zurücksehen können.

Dann bildete sie sich ein, das Bild hätte in seiner Geistersprache zu ihr sprechen wollen.

Brennend gern hätte sie mehr von der schönen Vehra erfahren, deren Vornamen sie trug, und der sie so sehr gleichen sollte. Aber im Familienbuch standen nur die paar Daten: Geburt, Vermählung, Todestag und die Bemerkung, daß sie eine ernste Richtung gehabt habe.

Auf einmal kam ihr der Gedanke, im Archiv unter den ballenweise aufbewahrten alten Papieren nach Briefen aus jener Zeit zu suchen.

„In welchem Schrank des Archivs sind die Briefe?" fragte sie ihren Mann.

„Welche Briefe?"

„Die Familienbriefe."

„In dem grünlichen Wandschrank rechts von der Tür. Warum fragst Du?"

„Weil ich ein wenig darin stöbern möchte. Die Chronik übergeht das, was uns Frauen interessiert, gewöhnlich mit Stillschweigen."

„Da mußt Du Dich an den Papa wenden. Er hat den Schlüssel."

Der Graf Kuno machte ein erstauntes Gesicht, als sie es wagte, ihm in aller Bescheidenheit ihr Anliegen vorzutragen. Ihr Wunsch überraschte ihn, doch fand er ihn lobenswert und war sehr gnädig. Dennoch gab er ihr den Schlüssel nicht.

„Bedenke, daß alles, was dort liegt, unersetzliche Dokumente sind, liebes Töchterchen. Ich als Familienoberhaupt trage die volle Verantwortung für ihr Unangetastetbleiben. Darum darf ich weder den Schlüssel aus der Hand geben, noch jemand erlauben, dem Schrank etwas zu entnehmen. Es tut mir leid, meine liebe Dietlinde."

Sie gab sich damit zufrieden.

Wenn sie nicht mehr säumen mochte, schrieb sie für Philipp „ausgegrabene" Noten ab. Eines Tages, als sie, um sich am Flügel über eine unleserlich gewordene Stelle klar zu werden, nach dem Musiksaal wanderte, hörte sie schon aus einiger Entfernung Klavierspiel, und zwar Walzermelodien in raschem, wiegendem Rhythmus.

Die Musizierende war Josephine.

„Was?! Auch Du spielst?"

Josephine ließ die Hände sinken und drehte sich auf dem Klavierstuhl Dieta entgegen.

„Eigentlich: nein!" entgegnete sie mit komisch-verzweifelter Miene. „Ich klimpere nur, und das auch nur in Momenten unerhörter Gelangweiltheit. Heilige Jungfrau Maria, wozu lebt unsereins eigentlich?"

„Um uns unterzuordnen, leben wir", sagte Dieta rasch und sarkastisch.

„Ach, Apfelschnitz, Birnenschnitz!“ rief Josephine wegwerfend. „Wer hat etwas davon, daß ich mich unterordne?“

„Der Staat“, sagte Dieta, wie man eine gut auswendig gelernte Katechismus-Antwort sagt.

„Nein, an die Lebensaufgabe macht Ihr mich nicht glauben.“

Josephine schüttelte den Kopf. Die Pupillen ihrer blauen Augen weiterten sich, so daß die Augen ganz dunkel wurden, beinahe schwarz. Sie bewegte Hals und Schultern in schiebender, nervöser Weise, so als beenge sie die Musselinbluse, obwohl sie, der Mode entsprechend, lose war, mit anmutig fallenden Glockenärmeln. Sie fühlte offenbar tiefstes Mißbehagen.

Dieta blickte scheu nach allen Seiten.

„Wo sind die anderen?“ fragte sie halblaut.

„Die maman und Tante Ninette halten Mittagschläfchen.“

„Und die Cousinen?“

„Luitgart erneuert die Blumen im Eßsaal. Annette und Wilhelmine helfen der Pfarrerin in der Nähschule. Es ist ihre Reihe. Sonnabend sind Luitgart und ich dran.“

„Und Miß Ashwyn?“

„Sie schreibt an ihrem Buch.“

„Sie schreibt ein Buch?“

„Jawohl. Über den Wandel der Gentle-Christin. So ähnlich.“

Josephine gähnte.

Dieta legte ihre Noten auf den Flügel und ließ sich auf einem der Sesselchen nieder.

„Weißt Du ... wenn ich Du wäre ...“, sie brach ab. Eifrig, erwartungsvoll schaute Josephine zu ihr hinüber.

„Wenn Du ich wärst, was?“

„Dann würde ich mich selbständig machen und meine eigenen Wege gehen.“

„Wie sollte ich das wohl anfangen! Ich, die ich arm bin wie eine Kirchenmaus.“

„Du mußt Deinen Onkel bitten, Dich irgend etwas lernen zu lassen, was Dir nachher durchs Leben hilft.“

„Das würde der Onkel niemals zugeben.“

„Bist Du sicher?“

„Bombensicher. Er sagt: Die Töchter gehören ins Haus und zu ihrer Familie.“

„Dann . . . . ich glaube, dann liefe ich fort.“

„Wohin denn?“

Dieta überlegte. „Zu meiner Mutter zum Beispiel. Gertrud würde Dir schon guten Rat geben. Freilich, arm sind sie auch.“

„Aber ich hab' gar keine Lust zum Erwerben, Dieta! Ich denke es mir gräßlich, unter fremden Menschen in dienender Stellung zu leben und sich bezahlen zu lassen. Schauderhaft! Lieber tot!“

„Ja, — dann ist freilich nichts zu wollen.“

Josephine sprang auf die Füße, richtete ihre prachtvolle Walkürengestalt auf und reckte die Arme.

„Einen Mann und sieben derbe Buben möcht' ich haben!“ rief sie aus; „hernach wüßt' man doch, wozu man auf der Welt ist. Ich wollt' sie schon lieb haben und gut pflegen, die kleine Gesellschaft.“

„Vielleicht kommt das alles noch“, tröstete Dieta, aber es klang doch nicht zuversichtlich genug.

„Wenn das, was der einzig richtige Lebenszweck für uns ist, aber nicht kommt“, fuhr Josephine trotzig fort, „dann möcht' ich wenigstens ein einziges Mal recht herzhaft glücklich sein, so weiter nichts als glücklich, weißt Du, und nachher sterben!“

Da stand mit einem Mal dürr und grau und fein, die Korrektheit in Person, Miß Ashwyn in der Tür und sagte mit staunender Mißbilligung:

„My dear! How very excited you are! What is the matter with you?!“

„Nothing at all, old darling!“ antwortete Josephine unbefangen und erdrückte fast das in feine Stoffe gepackte Gerippchen in einer großen, zärtlichen Umarmung.

* * *

„So geht es sehr schön“, sagte die Jungfer, die vor Dieta auf dem Fußboden kniete und deren Rock im Faltenwurf ordnete. „Frau Gräfin sehen ganz wie ein junges Mädchen aus. Bitte, sehen Frau Gräfin in den Spiegel.“

Dieta sah in den Spiegel, der lang und schmal, einen Wandpfeiler ausfüllend, bis zum Fußboden reichte.

Wie ein junges Mädchen sah sie nicht mehr aus! Lisette, die Jungfer, hatte alle ihre Kleider länger und weiter machen müssen; nun paßten sie zwar wieder, aber die mädchenhafte Schlankheit der Taille und der Hüftengegend war nicht mehr da.

Sie fand sich recht plump geworden, aber das war ihr durchaus nicht peinlich, im Gegenteil, es beglückte sie. Ob man sie jetzt hübsch fand oder häßlich, war ihr vollkommen gleichgültig. Sonst war ihr das wichtig gewesen, jetzt kam es ihr nicht im geringsten darauf an. Sie war stolzer auf ihre neue Unschönheit, als sie es je auf ihre Schönheit gewesen.

Die Vorgänge um sie her hatten alle für sie an Bedeutung verloren, waren unwichtig, nebensächlich geworden.

Auch die Personen verloren an Bedeutung. Was konnten sie ihr jetzt geben oder nehmen?

Durch das himmlische Wunder hatte sie den Schwerpunkt ihres Daseins, den Mittelpunkt ihrer Welt gefunden.

Eine große, frohe Stille war über sie gekommen und damit eine neue Schönheit, von der sie selbst nichts wußte.

Seit zwei Monaten wußte sie darum. Jetzt färbte der Oktober die Bäume draußen mit Bronze und Purpur. Wenn es wieder Frühling wurde, sollte ein neuer

Bekra seinen Einzug halten, ein allerjüngstes Reislein am alten Stamm.

Alle waren jetzt voll zarter Rücksicht um Dieta besorgt, als sei sie von allen Donarsbrunner Kostbarkeiten die kostbarste und zerbrechlichste, so wurde mit ihr umgegangen.

Gegenwärtig weilten einige Verwandte als Wohngäste im Schloß, ein Fürst Ghalfi, dessen Großmutter eine Bekra gewesen, und ein Geschwisterpaar Bekra von der freiherrlichen Linie aus dem Hannoverschen.

Die Bekras waren eigentlich nur gern unter sich; alles, was nicht zur Sippe gehörte, war eben doch nicht ihresgleichen. Das Andersartige pflegten aber die Donarsbrunner gewöhnlich als minderwertig zu empfinden.

Der Vetter Max Ghalfi hatte leider schon zu viel ungarisches Blut. Er war ritterlich, galant und amüsant, aber das konnte in der frostigen Donarsbrunner Luft kaum zur Geltung kommen. Und die Prinzessin und Tante Ninette, unterstützt durch die wachsame Ashwyn, sorgten sehr dafür, daß die Töchter in reichlicher Entfernung von ihm gehalten wurden. Max Ghalfi pflegte sich zur Jagdzeit selbst bei den Verwandten einzuladen, weil die Jagd Graf Kunos ausgezeichnet war. Da er zur Verwandtschaft gehörte, wurde er gastlich aufgenommen, doch zählte die Prinzessin seine Besuche zu den notwendigen Übeln.

Die „Wiesensteiner" dagegen, Aribert und Marie, waren in Donarsbrunn äußerst gern gesehen.

Aribert kehrte eben aus Wörishofen zurück, wo er unter der Leitung des Pfarrers Kneipp barfuß gelaufen war und sich hatte begießen lassen. Obwohl Landwirt von Beruf und kaum dreißig Jahre alt, war er Neurastheniker. Er saß gern zu Füßen der Tanten. Besonders liebte er es, sich von Tante Ninette aus dem Jugendleben seiner Eltern und Großeltern erzählen zu lassen. Er fragte dann unermüdlich, und ebenso unermüdlich antwortete die Tante.

Marie, die um fünf Jahre jünger war als der Bruder, war ein Herz und eine Seele mit den drei Komtessen, dagegen herrschte zwischen ihr und Josephine eine leichte Aversion; die an Geziertheit streifende Steifheit der Hannoveranerin und die robuste Natürlichkeit der Bayerin stimmten zu wenig zusammen.

Dieta erschien am Arm ihres Mannes im Teezimmer, wo die Gesellschaft schon beisammen war. Die Komtessen schoben ihr schleunigst einen bequemen Sessel hin.

Sie sah umher. Vetter Aribert saß auf einem Fußschemel vor Tante Ninette und hielt ihr Garn, Vetter Max scherzte mit Josephine. Diese stand mit lachenden Augen und roten Backen am Samovar und bereitete den Tee. Die Neckereien des Fürsten erwiderte sie lustig und schlagfertig.

„Liebe Josephine!“ rief die Stimme der Prinzessin.

Sogleich stand das junge Mädchen vor der Tante.

„Tu mir den Gefallen, liebes Kind, und geh' rasch einmal für mich zur Frau Pastorin mit dem Packen alter Leinewand. Es fällt mir eben ein, daß sie vielleicht darauf wartet. Unsere liebe Miß Ashwyn wird Dich gewiß begleiten. Nicht wahr, meine gute Ashwyn?“

Die gute Ashwyn erhob sich sofort.

„Gnädigste Tante, Du gestattest doch, daß ich mich als cavaliere servente den Damen anschließe?“ rief der Fürst.

„Hier im Dorfe bedürfen wir keines Kavaliers“, entgegnete sanft lächelnd die Prinzessin; aber so sanft das Lächeln auch war, so deutlich sagte es: Untersteh' dich nicht!

Nicht die leiseste Verstimmung oder Befangenheit war auf irgend einer Seite zu bemerken, und doch wußten alle, daß eben ein kleines Gefecht stattgefunden hatte.

Josephine war still gegangen, hinter ihr das Gerippchen.

Dieta dachte: „Warum gönnen sie ihr nicht das

bißchen Vergnügen, das so harmlos ist, hier vor den Augen und Ohren aller! Sie werden sie noch dazu bringen, sich ihr Vergnügen heimlich zu suchen!"

Ghalfi half sich mit Gewandtheit über das Peinliche der Situation fort, indem er sich sogleich zum Mittelpunkt der Unterhaltung am Teetisch machte. Er erzählte allerhand Schwänke vom österreichischen Adel. Die Veßras besaßen auch unter diesem Verwandte, und von Verwandten mochten sie immer hören. Max Ghalfi nahm sich zusammen. Das Pikante und Skandalöse aus der Gesellschaftschronik mußte er hier ganz beiseite lassen. Da fiel es schwer, amüsant zu bleiben. Aber was nicht tadellos war in der Sippe oder sich wenigstens als tadellos hinstellen ließ, das war in Donarsbrunn von der Liste des Erwähnbaren gestrichen. Ein Donarsbrunner verunreinigte den hochgeborenen Mund damit nicht und fand auch das Ohr zu schade. So hatte diese kleine Welt absoluter Reinlichkeit und absoluter Langweiligkeit entstehen können.

Der Mund läßt sich Schweigen gebieten, Handlungen lassen sich unterdrücken, aber die Sinne? das Herz?

Sie konnten doch nicht alle Fischblut haben, dachte Dieta oft mit Wundern. Das kreisende Blut dieser gesunden jungen Mädchen, die wachen Sinne, mußten doch auch bei ihnen mitunter sprechen! Daß sie bei Philipp mitunter sprachen, wußte sie ja. Ihm fehlte es keineswegs an sinnlichen Begierden, nur an dem guten Gewissen dabei. Dieta war mit ihren Taschentüchern fertig und arbeitete jetzt daran, an einem kostbaren alten Gobelinüberzug Mottenschaden auszubessern. Es war eine mühsame Arbeit, auch nahm sie Augen und Aufmerksamkeit noch mehr in Anspruch als das Säumen über den Faden. So konnte sie stundenlang darüber sitzen, ohne in die Unterhaltung einzugreifen.

Jetzt saß die Cousine Marie neben ihr und sah ihr zu; dabei erzählte sie von einem ähnlich kostbaren petit-

point-Kissen, welches im Schloß Wiesenstein aufbewahrt wurde.

„Ich zeigte es damals Philipp und er war ganz begeistert von" (sie sagte beinahe „begahstert" in ihrer hannöverschen Mundart), „nachher bat ich Papa, es ihm zur Hochzeit zu schenken, aber Papa mochte sich nicht von trennen. Er mag die S—tickerei selbst so furchtbar gern leiden."

„Wir haben hier ja auch soviel dergleichen", meinte Dieta ohne aufzublicken.

„Grade", stimmte die Cousine ihr bei; ihr „a" ging etwas ins „ö" über, hielt sich in der Mitte zwischen beiden Vokalen.

Nach einer kleinen Pause bemerkte sie: „Philipp hat wohl sehr viel Kunstvers—tändnis?"

Dieta wußte im Augenblick nicht, was sie darauf antworten sollte. Sie beugte sich über ihre knifflige Arbeit und sagte nach einem kleinen Besinnen: „Antiquitäten sind seine Liebhaberei. Davon weiß er eine ganze Menge."

„Aber er hat auch selbst soviel künstlerische Begabung, nicht, Du?"

„Für Musik besonders."

„Ja, grade. Er s—pielt so gut."

Jetzt fragte Dieta: „Ist Philipp eigentlich oft bei Euch in Wiesenstein gewesen?"

„Zweimal nur: aber wir sahen ihn häufig in Berlin bei den Hoffesten. Wann bist Du eigentlich dort ausgegangen, Cousine Dieta?"

Dieta errötete. „Ich bin überhaupt nicht ausgegangen."

„Nicht bei Hofe vorgestellt?" fragte die Freiin Marie erstaunt.

„Nein. Meine Mama hätte uns die notwendigen Toiletten nicht schaffen können. Wir sind arm."

„O, da ist nicht schlimm viel notwendig", meinte Marie mit der glücklichen Unbekümmertheit derer, die nie mit Geld zu tun gehabt haben. Dann, nach einer

Pause: „Wo habt Ihr Euch eigentlich kennen gelernt, Philipp und Du?“

„Er kam zu uns.“

Marie mochte finden, daß sie mit ihren Fragen die Grenze des Schicklichen erreicht habe. Sie lobte die Blumenarrangements in den Vasen und Schalen.

„Luitgart vers—teht das so! Die Cousinen haben alle solch' nüdliche kleine Talente, nicht?“

„Ja.“

„Liebst Du die Blumen?“

„Ja, — sehr.“

„Welche magst Du woll von allen am besten leiden?“

„Ich glaube: die Rosen.“

„Nein, wie s—paßhaft. Das sind auch Philipps Lieblingsblumen. — Ich mag den Namen Philipp furchtbar gern leiden. Du auch?“

„Nicht besonders.“

„Aber er klingt doch so s—tolz!“

Mit einem Mal fiel es Dieta auf, daß diese Cousine Marie, sie mochte anfangen, wo sie wollte, unfehlbar bei Philipp endete. Diese Entdeckung regte sie etwas auf.

Sie fing an, die Cousine scharf zu beobachten, besonders in ihrem Verkehr mit Philipp. Aber da war nichts zu bemerken. Am Abend, als Philipp musizierte und seinen geliebten Händel wirklich sehr schön spielte, saß Marie zwischen den Komtessen, kühl und regungslos, mit hochgetragenem Kopf und grad' ausschauend, wie ein Marmorbild. Das vergißmeinnichtblaue Kleid, das sie trug, warf ihr bläuliche Reflexe auf ihr strenges, helles Blondinengesicht und unterstrich noch das Blau ihrer Friesenaugen. —

Und dennoch! —

Beim Zubettgehen sagte Dieta zu Philipp: „Die Cousine Marie liebt Dich.“

Er errötete wie ein junges Mädchen.

„Aber Dieta! Welcher Einfall!“

Dieta wußte, daß sie eine Unzartheit beging. Keines

der Donarsbrunner oder Wiesensteiner würde sich erlaubt haben, anderer Leute Herzensangelegenheiten nachzuspüren und sie gar noch zu verraten.

Sie aber, Dieta, wich mit vollem Bewußtsein von dieser Vornehmheit ab. Gar zu viel Lebensquellen schienen ihr, seit sie in Donarsbrunn weilte, durch diese adelige Tugend verschüttet zu werden. Sie mußte ab und zu ein Kieselsteinchen in diesen spiegelglatten Teich werfen, daß es aufspritzte und für Sekunden wenigstens bewegte Ringe gab.

„Hast Du es wirklich nie bemerkt?“ fragte sie.

„Nie. Natürlich! Wenn es sich wirklich so verhielte, würde ein so stolzes und gut erzogenes Mädchen sich doch nichts merken lassen.“

„So was zeigt sich immer irgendwie, und ich meine, man muß es irgendwie fühlen.“

„Sie war immer eine ausgezeichnete Tänzerin“, bemerkte Philipp nachdenklich. Trotz seines Protestierens fühlte er sich durch ihren Verdacht geschmeichelt. Die Sache beschäftigte ihn. Dieta wußte, daß er sich von jetzt in besonderer Weise für die hellblonde Cousine mit dem spitzen Sp und St interessieren werde.

„Sie muß doch eigentlich Dein Ideal einer jungen Dame sein“, meinte Dieta.

„Ja, sie ist ein ganz ausgezeichnetes Wesen.“

„Ich aber bin eine Teufelin. Warum hast Du nicht sie genommen?! Deine Eltern hätten sie tausendmal lieber zur Schwiegertochter gehabt als mich, und obendrein hat sie Geld.“

„Sie hätten es gern gesehen, ich weiß.“

„Warum tatst Du ihnen denn nicht den Gefallen?“

„Weil ich sie nicht liebte, ganz einfach. Du hältst mich immer für einen Pedanten und Philister, Du böse Dieta! Aber bei meiner Brautwahl bin ich doch gewiß kein Pedant gewesen, sondern ein Romantiker par excel-

lence. Ich sah Dich, liebte Dich und ließ alle Rücksichten fallen."

Sie saß aufrecht im Bett und flocht ihr hellbraunes Haar für die Nacht in einen dicken, losen Zopf.

„Darauf bist Du wohl recht stolz?" fragte sie mit leiser Ironie.

Er wußte nicht, was er antworten sollte und war zum Nachdenken zu schläfrig. Aber Dieta sah entzückend aus mit diesem Schelmenblick in ihren braunen Augen. „Komm, gib mir einen Kuß", sagte er.

* * *

Max Ghalfi war abgereist.

Unter den schon fast kahlen Bäumen am Wallgraben führte Philipp seine Frau spazieren.

„Ich bin froh, daß der Max fort ist", sagte er; „das ist recht ungastlich, aber es ist mir nie ganz behaglich, wenn er hier ist. Seine Moral läßt viel zu wünschen übrig, fürchte ich, und seine Ehe ist leider nicht das, was eine Ehe sein soll."

„Ist unsere Ehe das?" fragte Dieta aufmerksam.

„Liebste Dieta! Ich hoffe, das sollte doch nur ein Scherz sein."

„Nein, ich fragte ernsthaft. Wenn Du sagst: diese Ehe ist nicht das, was eine Ehe sein soll, dann mußt Du doch eine bestimmte Vorstellung von dem haben, was eine Ehe sein soll. Darum fragte ich."

Er entnahm ihrer Frage einen Vorwurf, den er nicht zu verdienen glaubte. Es kränkte ihn.

„Wenn unsere nicht ganz so ist, wie sie sein könnte und sollte, wer ist wohl daran schuld, Du oder ich?"

„Beide und keiner", antwortete sie.

„Das ist Wortspielerei."

Sie schüttelte den Kopf. „Sei gut, Phil! Wir wollen uns ja nicht mehr zanken, Du weißt, um weswillen."

Und nun lächelte sie und schaute glücklich und verträumt in das blanke, braungoldene Gezweig, das fort

und fort mit so viel geheimnisvoller Schönheit sich dem Himmel entgegenstreckte.

Er aber versank in unfrohe Gedanken. Er wurde niemals klug aus seiner Frau, das war das Ärgerliche. Ihr frauenhaft ungezügeltes Zickzackdenken war gar zu unberechenbar. Nie fühlte er bei ihr sicheren Grund. Bald schien sie diese, bald jene Anschauung zu vertreten, und er mochte sagen, was er wollte, nie war er sicher, wie sie es aufnehmen werde. Er verwünschte oft die Emanzipation ihres unerfahrenen, unausgereiften, ungebändigten weiblichen Denkens. Wie viel ersprießlicher und sympathischer erschien ihm die Einfachheit und das feste Gefüge in den Charakteren seiner Mutter, Tante, der Schwestern und Cousinen. Die wußten, daß ihr Denken Stückwerk blieb und nie und nimmer in Betracht kam gegen die so viel wichtigeren Tugenden des Glaubens, der Demut und der Liebe. Die wahre Weisheit war auf seiten dieser echten Frauen, nicht bei dem blendenden Zwittergeschöpf Dieta! Ihre Schönheit allein hatte ihn betört, und nun wurde er gestraft. Hätte er, dem Wunsch der Eltern folgend, um die Wiesensteiner Cousine angehalten, statt um Dieta, so hätte er etwas weniger irdische Lust gehabt, dafür aber eine Frau, wie sie sein soll. Und es war gewiß kein Segen, daß Dietas Reize ihn immer wieder zum Sklaven seiner unedlen Begierden machten, ihn vor ihr und vor sich selbst erniedrigten. Wenn er einmal wieder der Fleischeslust unterlegen war, konnte er sie hassen, wie nur ein Heiliger die Versuchung haßte.

Es zerrte ihn hin und her; er konnte zu keinem Ruhepunkt kommen.

Sein Vater, vor dem er sich in einer besonders düsteren Gemütsverfassung anklagte, in törichter Verblendung eine unglückliche Wahl getroffen zu haben, tröstete ihn.

„Sie wird die Rasse nicht verderben“, sagte der Graf Kuno, „und das bleibt die Hauptsache.“

* * *

Eines Tages im November rief Graf Kuno zu ungewohnter Stunde die Familie zusammen und verkündete in feierlicher Ansprache die Verlobung der Tochter Luitgart mit dem Vetter Aribert.

Dies überraschte Dieta nicht wenig, denn in dem Verkehr dieser beiden, den sie wochenlang hatte beobachten können, war nicht das Geringste zu bemerken gewesen. Und Dieta beobachtete gut. Die Eintönigkeit des geselligen Beisammenseins in Donarsbrunn führte sie dazu. So hatte sie allein die Schwärmerei der Cousine für Philipp entdeckt und eine verstohlene kleine Liebelei zwischen Josephine und Gyalfi war ihr gleichfalls nicht entgangen. Hier aber? — nichts!

„Wußtest Du, daß da etwas im Wege war?" fragte sie ihren Mann, als sie mit ihm allein war.

„Nein."

„Glaubst Du, daß sie ineinander verliebt sind?"

„Nein. Ich glaube es nicht. Von Luitgart sicher nicht und von Aribert eigentlich auch nicht. Sie sind nicht so; aber sie kennen einander von Kind auf und wissen, daß sie zusammen passen. Aribert sollte heiraten, und eine bessere Frau als eine der Schwestern konnte er gar nicht finden. Das weiß er."

„Und warum wählte er Luitgart?"

Er lächelte. „Sie wird ihm vermutlich am besten gefallen haben. Sie ist auch die begabteste von meinen Schwestern."

„Anette ist älter, nicht wahr?"

„Ein Jahr älter."

„Schade, daß Aribert so kränklich ist."

„Um so notwendiger braucht er eine Frau, die ihn gut pflegt. Übrigens hat er ja kein organisches Leiden. Du kannst mir glauben: Das gibt eine glückliche Ehe."

Dieta hörte in seinem Ton: „Anders als unsere."

Gleich nach dem Verlobungsdiner reisten Aribert und Marie ab. Die Sitte verbot es, den Bräutigam unter einem Dach mit der Braut wohnen zu lassen.

Es war sonniges, köstliches Spätherbstwetter. Alle standen im Schloßhof und winkten den Fortfahrenden mit Hand und Taschentuch nach. Luitgart stand eng an die maman geschmiegt, von deren Seite sie heute kaum wich. Sie sah blaß, beinahe schwermütig aus.

Dieta begriff, daß die Aussicht, das Elternhaus verlassen zu müssen, sie bedrückte.

Die ungeheure Festigkeit des Familienbandes, das diese Menschen umschloß und zu einem starken, einigen Ganzen machte, war ihr an diesem Verlobungstag sehr eindrücklich gewesen. — Der gravitätische Trinius, der den Herrschaften die Plaids und Taschen in den Wagen gehoben hatte, sah Dieta abseits von den anderen stehen, nach den Wolken schauend.

„Wir kriegen jetzt Winter, Frau Gräfin“, sagte er gemütlicher, als es sonst seine Art war; „die Leute sprechen hier: wenn Martini vorüber is, hernach kommt auch bald der Schimmel angeritten. Und heute hat sich der Wind gedreht.“

Dieta war, sie wußte nicht wie, der Liebling der gesamten Dienerschaft geworden. —

Übrigens ging die Weissagung des braven Trinius pünktlich in Erfüllung. Ein eisiger Nordwind setzte ein und brauste über die Heide, die hier im Volksmund das Todtfeld hieß. Am nächsten Morgen lag das Land unter einer Schneedecke.

Die Monate Januar, Februar, März pflegte Graf Kuno Vehra mit seiner Familie in einer Residenz zuzubringen, um daselbst die Hoffestlichkeiten mitzumachen. Das hatten Graf Kunos Eltern und Großeltern und Urgroßeltern so gehalten, also blieb es dabei. Man meinte, auf diese Weise mit der großen Welt in Fühlung zu bleiben. Daß es in den Hauptstädten heute nicht *eine* Welt, sondern eine Menge verschiedenartiger kleiner Sonderwelten gab, fast so getrennt voneinander kreisend wie die Planeten, das kam für die Donarsbrun-

ner nicht in Betracht, denn was außerhalb der Welt der hoffähigen Standesgenossen existierte, rechnete nicht.

Dafür kamen sie auch bei den Stadtaufenthalten aus dem ungewohnten engen Kreis ihrer Ideen und Anschauungen nicht heraus, umsomehr, als sie sich für alles, was sich an Fremden etwa herandrängte, durch eisige Kälte ganz unnahbar zu machen wußten.

Da durch den Besuch des Vetters Max Ghalfi die Beziehungen zu der österreichischen Verwandtschaft eben aufgefrischt waren, wurde dies Jahr für Wien entschieden.

Philipp blieb mit Dieta in Donarsbrunn; ebenso Großonkel Eberhard und Tante Ninette.

Tante Ninette war stolz darauf, daß sie in ihrem ganzen Leben keine Eisenbahnfahrt gemacht hatte. Zu den Winterreisen der Familie ihres Bruders schüttelte sie immer den Kopf. „Dies Herumflitzen zum Vergnügen und zur Zerstreuung hat keinen sittlichen Wert“, sagte sie, „sonderlich taugt es nichts für uns Frauensleute. Wir sollen dem Vergnügen so wenig nachjagen wie den Männern, sondern stille warten auf das, was Gnade uns in den Schoß wirft! Und Zerstreuung brauchen wir nie, wohl aber Sammlung.“

Der Graf entgegnete seiner Schwester: „Teuerste Ninette, unsere seligen Eltern sind doch auch mit uns gereist. Erinnerst Du Dich noch der Fahrten nach Wien?“

„Ja, zu Wagen“, sagte Ninette, „das war ganz etwas anderes. Das war eine sehr erziehliche Sache und nicht eitel Bequemlichkeit. Wenn wir jungen Leute tagelang aufrecht und ohne Lehne auf dem schmalen Rücksitz der Familienkutsche den Eltern gegenübersitzen mußten, das war eine gute Schule der Geduld und Abhärtung.“

Trotzdem dieses Für und Wider dies Jahr wie alle Jahre zwischen Bruder und Schwester erörtert wurde, reisten am 3. Januar, der Graf, die Prinzessin, die drei Komtessen, Josephine, Miß Ashwyn, Trinius und die Kammerfrau der Prinzessin ab.

Es kamen nun stille Tage.

Philipp hatte viel mit der Verwaltung des großen Forstes zu tun und war wenig zu Hause. Tante Ninette lud sich die Frau Pastorin zum Kaffee ein. Dieta saß als dritte am Kaffeetisch. Sie nahm sich jetzt die Freiheit, auch in den Salons an den kleinen, reizenden Wäschegegenständen zu sticheln, die wie Puppensachen aussahen. Und sie hörte gern die zahlreichen Ratschläge der in Baby-Fragen erfahrenen Pastorin an.

Die Wanduhr tickte, das harzige Tannenholz krachte im Kamin; manchmal krachte auch plötzlich eins der Möbel.

Ralf, die Tigerdogge, lag als Fußschemel vor Dieta und durch die Fenster schimmerte das winterliche Weiß.

Dabei sprachen die Tante und die Pastorin von Mäusen und Mäusefallen, vom vielen Kuchenbacken der Bäuerinnen und von der Sucht der jungen Mädchen, sich städtisch zu kleiden.

Und Dieta träumte selig von einem Kindchen, das ihr gehören würde.

* * *

Es war in der ersten Woche des Februar.

Der Sturm heulte draußen in allen Tonarten. Ganze chromatische Tonleitern sang er, und manchmal war es, wie wenn ein Kind weint. Der Schnee schmolz unter seinem feuchten Schnauben zu mißfarbenem Brei und bekam schwarze Ränder. „Der Schnee wird krank“, sagten die Bauern.

Die Türen und Fenster des Schlosses klapperten; in den Kaminen pfiff es, als käme die wilde Jagd durch den Schlot gesaust.

Dieta hatte vom Fenster aus den Postboten durch den Hof kommen sehen. Seine Ankunft war das Ereignis des Tages, und sie eilte die Treppen hinab ihm entgegen. Der Arme war ganz erschöpft.

„So viel Bäume, wie da umgefallen sind! 's ist rein lebensgefährlich heute im Wald."

Er bekam einen Hustenanfall.

Die alte Haushälterin setzte ihm heißen Kaffee vor; Dieta nahm die für sie und Philipp gekommenen Postsachen und ging damit hinauf.

In Philipps Zimmer war es schön warm. Sie setzte sich auf den Schaukelstuhl am Kachelofen, während er an seinem Schreibtisch saß. Beide vertieften sich in ihre Post.

Wie oft erinnerte sich Dieta noch später dieses behaglichen Wohlgefühls als einer Windstille vor dem Sturm! Sie ahnte nicht, daß die friedliche Ruhe jenes Viertelstündchens in dieser Weise niemals wiederkehren sollte!

Als sie endlich nach gemächlichem Durchblättern eines ihr von Gertrud übersandten illustrierten Monatsheftes aufblickte, sah sie Philipp noch immer in den Brief seines Vaters versunken.

„Nun, was schreiben die Wiener?"

Er hob den Kopf, wandte ihr das Gesicht zu.

Lieber Gott, wie sah er denn aus!? —

„Was hast Du, Philipp? Was ist geschehen?!"

„Etwas Furchtbares."

So mußte einer aussehen, dem eben sein Todesurteil verlesen worden.

„Was ist es?"

Sie selbst erbleichte und zitterte beim Anblick seines machtlosen Entsetzens. Was in aller Welt konnte ihn derart überwältigen?! —

„Es ist so gräßlich . . .", sagte er mühsam, als halte ein Krampf seine Kiefern umklammert. . . . „ich kann's gar nicht sagen."

Sie malte sich den schrecklichsten Unglücksfall aus: Eisenbahnentgleisung, Hotelbrand, Dynamitexplosion, die ganze Familie verunglückt . . .

Entschlossen, ihm Mut zuzureden, ging sie zu ihm,

legte den Arm um seinen Hals, streichelte sein seidig weiches, dünnes Scheitelhaar und sagte: „Phil, Liebster! Was es auch ist, es muß getragen werden, — mannhaft getragen."

Er lehnte matt und zärtlich den Kopf an ihre Brust.

„Das Liebhaben macht so verwundbar!" sagte sie.

Er seufzte tief.

Endlich sagte er ein einziges Wort: „Schande."

Erstaunt machte sich Dieta von ihm los. Ihr eben noch heißes Mitgefühl erkaltete plötzlich.

Er aber versteckte die Augen in seinen schmalen, nervösen, von starken blauen Adern durchzogenen Händen und stöhnte: „Das unselige Mädchen!"

„Was für ein Mädchen?"

„Josephine."

Dieta fühlte ihr Gesicht kalt werden; sie fühlte jenes sich sträuben der Poren, welches „Gänsehaut" genannt zu werden pflegt.

„Was ist mit Josephine?"

Er sprang auf. Seine Augen, die sanften, müden, blauen Augen, die sie so sehr geliebt hatte, funkelten ihr in zornigem Lodern entgegen.

„Unsere Familie mit Schmach besudelt hat sie! Wie eine Straßendirne hat sie sich benommen! die Tochter einer Beßra! Sie, die meine herrlichen Eltern wie eine Tochter geliebt haben! Die in diesem Hause gelebt hat, unter den Augen meiner Mutter, meiner Tante! Es ist nicht zu begreifen und nicht zu verzeihen!"

Er warf sich wieder in den Sessel und stöhnte.

Dieta stand vor dem in petit-point gestickten Ofenschirm, der eine sentimentale Landschaft mit verbläßtem Sonnenuntergang zeigte. Sie hatte den Kopf leicht erhoben; ihr abgemagertes Gesicht war bleich, um ihre Nasenflügel und Lippen zuckte es.

„Wenn Du Dich ein wenig beruhigt hast", sagte sie nach einer Weile in kaltem Ton, „könntest Du mir wohl sagen, was Josephine verbrochen hat."

„Sie hat . . . sie ist . . .“

Er fand die Worte nicht.

„Ist sie durchgegangen?“ half Dieta.

„Ungefähr so. Mit diesem verfluchten Schurken, dem Max!“

„Gyalfi?!“

„Ja, und er ist verheiratet! Das ist das Schrecklichste von allem. Man könnte ihn sonst wenigstens zwingen, sie zu rehabilitieren.“

„Vielleicht ist es nicht so schlimm?!“

„Nicht so schlimm?! Ein ehebrecherisches Verhältnis nennst Du nicht so schlimm?!“

„Ist es denn erwiesen?“

„Ach, Dieta, und Du fragst noch! So etwas denkt man sich doch nicht aus. Um an etwas so Entsetzliches zu glauben, muß man schon sehr starke Beweise haben. Die Tante Albertine, seine Mutter, hat sie bei ihm gefunden. Und Josephine hat zum Überfluß gestanden.“

Er sprach ganz matt vor Kummer.

„Was soll mit ihr werden?“ fragte Dieta nach einigem bangen Hin- und Herdenken.

„Der Papa schreibt, er sei schwankend gewesen, ob die Familie sie ganz ausstoßen müsse, oder ob man noch einen Besserungsversuch wagen könne. Ob bei so tiefer Gesunkenheit Umkehr und Erhebung möglich ist, kann man natürlich nicht wissen. Der Papa ist auf Bitten der maman aber doch zu der Entscheidung gekommen, noch einen Versuch zu ihrer Rettung zu unternehmen.“

„Ach!“ machte Dieta. Es war ein Laut der Empörung.

Er überhörte es.

„Ich muß nun sofort nach Wien.“

„Du? Warum?“

„Um den Schuft zur Rechenschaft zu ziehen.“

Dieta hatte eben leidenschaftliches Mitleid mit der unglücklichen Josephine gehabt und sich gegen diese strengen Tugendrichter aufgelehnt. In diesem Augenblick kam

ihr zum Bewußtsein, daß diese in ihrer heiligen Familienehre so schwer Gekränkten nicht nur richteten, sondern ohne Zögern, ohne Besinnen bereit waren, ihr Leben für die verletzte Ehre einzusetzen.

„Du willst ihn fordern?"

„Ich muß."

„Du wirst Dich duellieren?"

„Natürlich. Ich bin der Nächste. Der Papa ist ein alter Herr, und Lothar schwimmt im Indischen Ozean."

„Und wenn er Dich totschießt?"

Er sah sie traurig an, aber ruhig. „Ich überlasse Euch den Eltern, Dich und das Kind."

Sie sah schweigend vor sich hin. Dann sagte sie: „Vielleicht sterbe ich auch."

„Das wolle Gott verhüten. Wenn es aber geschähe, so wäre immer noch Lothar da, um die Familie fortzuführen. Er müßte den Dienst quittieren und eine Frau nehmen."

So klein und nichtig hatte sich Dieta noch nie gefühlt. Was galt sie als Persönlichkeit? Nichts, — so wenig wie er. Sein Bruder konnte ihn ersetzen, zur Not ein Vetter. Und jede beliebige gesunde Frau von altem Adel wäre um und um Ersatz für sie gewesen. Die Ehre des Hauses, die Reinerhaltung der Rasse war tausendmal wertvoller hier als Leben und Glück der einzelnen! Ein Beflecken dieser Familienehre war die allerunverzeihlichste Todsünde.

* * *

Philipp setzte das Telegramm an seinen Vater auf, schickte Karl zu Pferde damit nach der nächsten Poststation und traf eilige Reisevorbereitungen.

Dieta packte schweigend sein Köfferchen. Sie war in starker Erregung.

Sie dachte an Josephine, immer an Josephine! Mit größter Lebhaftigkeit stand ihr dies und das mit Jo-

sephine Durchlebte vor Augen, besonders jene kleine Szene im Musiksaal. Sie sah Josephine in ihrer Kraftfülle und Jugendprangen, vor ungeduldiger Lebenssehnsucht vergehend. Sie sah das Kleeblattmuster des rosenfarbenen Musselinkleides, das sie angehabt, sie sah das von der Gewitterschwüle erhitzte und matte Gesicht und die großen Pupillen, die die blauen Augen fast schwarz erscheinen ließen.

Dieta fühlte mit schmerzlicher Empörung, daß man an diesem Mädchen schwer gesündigt hatte.

Und so kehrte sich der Fall in ihren Begriffen um: das Verbrechen mit seinen traurigen Folgen fiel den Donarsbrunnern zur Last, Josephine war das Opfer.

Sie hoffte zitternd, Ghalsi werde Josephine auf irgend eine Weise aus dem Bereich ihrer Richter bringen. Nur dann erschien es möglich, daß die Arme ein neues Leben beginnen konnte.

Aber noch ehe Philipp fortfuhr, kam eine Depesche, die Josephinens und der Ashwyn Ankunft für den nächsten Morgen meldete.

Philipp war beim Empfang dieser Depesche wieder ganz grau geworden.

„Ich komme nicht eher zurück, als bis sie Donarsbrunn verlassen hat“, sagte er zu Dieta und Tante Ninette. „Es ist mir ganz unmöglich, sie zu sehen.“

Die Art, wie er in Widerwillen die Lippen krümmte, brachte Dieta außer sich.

„Du tust, als sei ihr Vergehen eine Ungeheuerlichkeit, Philipp!“ rief sie. „Es ist doch nur eine Übertretung Eurer naturwidrigen Menschensatzungen, keine Monstrosität.“

„Dieta! Dein mitleidiges Herz verleidet Dich, Worte zu sprechen, von denen Deine Seele hoffentlich nichts weiß.“

„Ich meine genau, was ich sage.“

„Dann verzeih' mir, dann bist Du einfach moralisch irrsinnig.“

Dieta zitterte am ganzen Körper. Sie war ihrer selbst nicht mehr mächtig. „Wenn ich das Wort Moral doch nie mehr zu hören brauchte!“ rief sie. „In ihrem Namen kerkert Ihr uns ein und legt uns an die Ketten Eurer grausamen, unnatürlichen, abscheulichen Gesetze!“

Jetzt geriet auch er außer sich. „Schweig'!“ herrschte er sie an. „Dein vergiftender Einfluß ist wahrscheinlich an dem ganzen Jammer Schuld gewesen.“

Aber Dieta war zu sehr in Leidenschaft, um still bleiben zu können.

„Wer daran Schuld ist?“ rief sie, — „Ihr! Ihr ganz allein mit Eurer Puritanerstrenge und Eurer Angst vor dem harmlosesten Mutwillen. Wer hält denn das aus? Ein gesundes, heißblütiges Mädchen gewiß nicht!“

Philipp machte einen Schritt auf Dieta zu und faßte sie mit hartem Griff beim Handgelenk.

„Du bist von Sinnen!“

Tante Ninette legte die schrunklige Altweiberhand leicht auf Philipps Arm.

„Ruhig, mein Junge. Siehst Du nicht, daß sie fiebert? Wenn sie klar im Kopfe wäre, würde sie uns diese häßliche Szene gewiß nicht gemacht haben.“ Dann zu Dieta: „Geh', leg' Dich zu Bett, mein Kind.“

Die alte Dame sprach gemessen und leise wie immer, mit der durch nichts in der Welt mehr zu durchbrechenden Selbstbeherrschung, die ihr längst zur Natur geworden war.

In dieser absoluten Beherrschtheit kam eine Überlegenheit zum Ausdruck, vor der die durchgegangenen Leidenschaften der beiden Jüngeren sich duckten und verkrochen wie wilde Tiere vor dem Blick des Bändigers.

„Leg' Dich rasch zu Bett“, wiederholte die Tante; „ich schicke Dir durch Lisette ein Brausepulver.“

Dieta sah nach Philipp, der sie losgelassen hatte und ihr den Rücken kehrte.

„Sagst Du mir noch Adieu, eh' Du fährst?“ fragte sie ganz kleinlaut.

Aber er blieb abgewandt stehen und schwieg. Sie hatte ihn so schwer verletzt und beleidigt und empört, daß er nicht imstande war, sie anzusehen oder ein Wort an sie zu richten. Jetzt eben haßte er sie ganz einfach.

Sie wartete ein wenig, daß er sich besinnen möchte. Als er sich nicht rührte, senkte sie den Kopf und ging schwerfällig schleichend aus dem Zimmer.

Ihr war schlecht, sehr schlecht zumute, seelisch und auch körperlich. Mühsam, stöhnend, schleppte sie sich die verschiedenen Treppen und Treppchen hinauf nach ihren Zimmern. Es war ihr, als sei Blei in ihren Gliedern, als sei das junge Leben in ihr plötzlich erstarrt.

Sie kauerte sich in einen Sessel am Ofen und lauschte angstvoll auf die Geräusche des Windes. Bei jedem heftigeren Stoß fuhr sie zusammen. Ihr war ganz wirr im Kopf.

Nach einiger Zeit sah sie den Kammerdiener Karl im Nebenzimmer Philipps Sachen zusammensuchen: seinen Mantel, Hut, Schirm, Geldtasche und Handschuhe.

Ihre Beklemmung steigerte sich zu wahrer Angst. Alles in den letzten Stunden Durchlebte sah sie nur wie durch einen Nebel, wie Gebilde eines Fiebertraums. Aber das eine war ihr deutlich: Philipp stand im Begriff, sie zu verlassen. Er, der für ihre Seelennöte wenig Verständnis besaß, war immer gut und zart mit ihr gewesen, wenn sie körperlich litt. Und nun fühlte sie sich krank wie noch nie, und er wollte nicht kommen. Sie sehnte sich nach seinem begütigenden Zuspruch wie ein Kind nach der Mutter. Warum ließ er sie jetzt im Stich?! — Ach ja, sie wußte schon: sie hatte dort unten im Teezimmer aus Jammer um Josephine Dinge gesagt, die er nicht vergessen würde, er nicht und auch die Tante Ninette nicht. O, was hatte sie getan! Warum hatte sie nicht schweigen können, wie sie doch hundertmal geschwiegen hatte! Nun war alles aus!

Und nun reiste er ab und ließ sie, die so schweren

Stunden entgegenging, allein! Um sich zu schießen, reiste er fort! Kam vielleicht niemals wieder.

„Lieber Gott, das kann ich ja nicht ertragen. Ich muß ihn noch einmal sehen! Ein kleines versöhnendes Wort nur, einen Händedruck, einen Kuß!“

Sie schleppte sich zur Klingel, riß an der Klingelschnur. Nach einer Weile, die ihr entsetzlich lang schien, kam die Jungfer.

„Lisette, bitte den Herrn Grafen, rasch noch einmal heraufzukommen. Ich muß ihn sprechen.“

Die Jungfer ging und kam zurück.

„Der Herr Graf lassen sehr bedauern, er komme zu spät zum Zug.“

Sie wußte, das war es nicht. Er hätte die fünf Minuten durch rascheres Fahren leicht einholen können. Aber er wollte nicht.

Sie fieberte stark. Ihr Kopf glühte und ihre Zähne schlugen im Schüttelfrost zusammen.

Lisette brachte sie zu Bett.

Dann hörte sie den Wagen über das Holzpflaster rasseln und über die Zugbrücke donnern.

* * *

Hofrat Hämmerling, der alte Hausarzt, war aus der kleinen Nachbarresidenz geholt worden und hatte ein Schlafpulver gegeben.

Danach hatte Dieta die ganze Nacht durch geschlafen und erwachte am Morgen fieberfrei. Aber sie fühlte sich so abgemattet, als habe sie eine schwere Krankheit hinter sich.

Sie klingelte nach der Jungfer.

„Ist Fräulein von Lassen schon gekommen?“

„Jawohl, Frau Gräfin, und auch die Miß.“

„Ich möchte heute liegen bleiben, Lisette. Bring' mir mein Frühstück herauf, und dann sage dem gnädigen

Fräulein, ich ließe sie sehr bitten, zu mir zu kommen. Aber ihr selbst mußt Du es sagen, Lisette!"

„Jawohl, Frau Gräfin."

Als Lisette das Frühstück brachte, meldete sie, das gnädige Fräulein hätte strengen Befehl, ihr Zimmer nicht zu verlassen. Gnädiges Fräulein seien erkältet.

„Zimmerarrest!" sagte sich Dieta.

Sie beschloß, nun doch aufzustehen und selbst zu Josephine zu pilgern, denn sehen und sprechen wollte sie das unglückliche Mädchen unter allen Umständen. Josephine sollte wissen, daß es eine Seele gab, die nicht mit am Richtertische sitzen mochte, eine, die nicht verurteilte, sondern liebte.

Aber es wurde ihr sehr schwer, mit dem Ankleiden zustande zu kommen. Eine so bleierne Schwere lastete auf ihr, daß sie nach jeder einzelnen Verrichtung erst wieder ausruhen mußte. Einen Strumpf anzuziehen, welche Aufgabe! Der Schweiß trat ihr auf die Stirn vor Anstrengung, sie stöhnte. Einen solchen Zustand von Erschöpfung kannte sie gar nicht.

Ihr wurde angst und bange, und doch mußte sie durchaus allein fertig werden, denn wenn Lisette dieses angesehen hätte, würde sie zu Tante Ninette gesprochen haben, und die hätte nicht erlaubt . . .

Ja, die erlaubte wahrscheinlich überhaupt nicht mehr, daß sie, Dieta, mit Josephine sprach. In den Augen Tante Ninettens und Philipps war sie ja moralisch mit einer bösartigen, ansteckenden Krankheit behaftet.

Endlich, endlich war sie so weit gelangt, stand im malvenfarbenen Morgenrock, Pantöffelchen an den Füßen, den Zopf aufgesteckt.

Als sie auf den eiskalten Flur hinaustrat, zitterten ihr die Knie und brauste es ihr vor den Ohren. Mühselig schleppte sie sich den langen Weg nach dem anderen Flügel, durch Vorzimmer und eisige Säle, zugige Treppchen hinauf und hinunter, wie der unregelmäßige alte Bau es mit sich brachte.

Dabei schlich sie ängstlich wie auf verbotenen Pfaden.

Diese Säle und Zimmerreihen lagen zumeist in der schwermütigen Verträumtheit des Unbewohntseins und bewahrten Düfte aus lang vergangenen Zeiten treulich auf. Und die vielen Porträts an den Wänden schienen ihr mit den Blicken zu folgen.

Vom Erdgeschoß herauf tönte Choralgesang mit Harmoniumbegleitung. Die Dienerschaft war also um Tante Ninette zur Morgenandacht versammelt. Philipp am Harmonium.

Philipp? Ach nein, er war ja fort. Wer spielte denn dann? Vielleicht die Ashwyn. Wenn Josephine etwa unten war, dann würde sie eben warten.

Endlich war die rechte Tür erreicht. Dietas Herz fing heftig zu hämmern an.

Sie klopfte.

„Herein!" rief die wohlbekannte Stimme.

Dieta trat ein.

Josephine kniete, der Tür den Rücken wendend, vor einer Kommode und kramte. Sie trug dasselbe marineblaue Cheviotkleid, in dem sie abgereist war, denselben weißen Kragen, dieselbe blaßblaue Krawatte. Sie schaute erst auf, als es sie befremdete, daß der Eingetretene sich nicht regte, noch einen Ton sagte.

Da sah sie sich fragend um und stand vom Boden auf.

„Du, Dieta?" kam es etwas verwundert.

Ach, dies war die alte Josephine nicht! Dies todblasse Gesicht, in dem die großen Augen und die Lippen zu brennen schienen! Es war etwas seltsam Verglastes an Stelle des einst so lebensvollen, schelmischen Ausdruckes gekommen. Wenn Josephine eine Hand voll Lust an sich gerissen hatte, so hatte sie diesen Raub teuer bezahlt, das sah man.

Dieta fühlte einen jähen, wühlenden Schmerz in den Eingeweiden. Sie hätte schreien und sich krümmen mögen, aber sie lächelte und breitete die Arme aus.

Weinend fiel ihr Josephine um den Hals. Lange

schluchzte sie so, von Dietas Armen zärtlich umschlungen, bis diese nicht mehr konnte.

Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

„Ich muß mich setzen."

Es gab hier keine bequemen Sessel, nur gradlehnige Rohrstühle und ein altes, steifes Ledersofa. In die Sofaecke kroch Dieta. Josephine setzte sich an den Sofatisch ihr gegenüber. Sie weinte nicht mehr, ihr Blick war starr.

„Ich werde wahnsinnig von dieser Angst", sagte sie.

„Wovor ängstigst Du Dich so?"

„Um Philipp. Er will sich mit ..." sie stockte, „... mit dem Max schlagen. Wenn ihm was passiert, muß ich zum Fenster hinausspringen. Das ertrüg' ich nicht."

„Wir ernten, was wir säen", sagte Dieta tiefernst.

„Ich verfluche meine Existenz! Warum lebe ich? Wäre ich doch als Kind, als ich das Scharlachfieber schlimm hatte, gestorben! Es wäre tausendmal besser gewesen. Ich tauge nichts. Ich bin sinnlich, genußsüchtig, ein verworfenes Geschöpf; aber ich kann und kann mich nicht anders machen, als ich bin."

„Tausende sind wie Du und empfinden's nicht", sagte Dieta. „Oder sie leiden unsäglich. Die Asketinnen sind sicherlich nicht das Normale. Aber was willst Du tun?"

„Wenn Philipp umkommt, will ich sterben. Wenn er gesund bleibt, will ich ins Kloster."

„Du ins Kloster?!"

„Ja."

„Liebst Du Philipp so sehr?"

„Wie einen Bruder. Wie ich auch Lothar und die Cousinen liebe. Sie sind mir Geschwister. Aber ich muß ins Kloster. Der Onkel will es, und ich habe versprochen, zu gehorchen. Der Onkel bespricht es eben mit meiner Tante Stephanie, die Oberin bei den Ursulinerinnen in Liebenreuth ist. Ich habe dem heiligen

Joseph gelobt, den Schleier zu nehmen, wenn Philipp glücklich davonkommt. Hernach ist mir alles einerlei."

Die Starrheit der blauen Augen löste sich. Die Pupillen wurden weit, daß sie die Iris mit Dunkel füllten. Sinnend schaute sie vor sich hin.

„Ich glaube, es mußte so kommen", sagte sie, „ja, trotz allem. Das ist das Wunderliche; ich fühle, daß ich es erleben mußte. Und weil es eine Sünde war, will ich nun auch die Strafe auf mich nehmen, die sie mir diktiert haben. Wenn nur diese Angst jetzt um Philipp —! Dieta! Dieta! Wenn ich an so etwas Schuld sein müßte!"

Dieser Gedanke machte sie so verzweifelt, daß Dieta nach Worten der Begütigung suchte. Plötzlich jedoch kam wieder jener krampfartige, wühlende Schmerz über sie, so heftig diesmal, daß sie vom Sofa herabglitt und sich stöhnend am Boden wand.

„Ich . . . ich . . . halt' es nicht aus! . . . es zerreißt mich!" stammelte sie.

Josephine eilte sofort nach der Klingel und schellte. Dann bemühte sie sich, am Boden kniend, um die Leidende, ohne einen Moment die Geistesgegenwart zu verlieren.

„Ängstige Dich nicht, Dieta! Das sind vielleicht Wehen. Es geht vorüber. Und es tut Dir keinen Schaden."

Dieta entgegnete mit zusammenschlagenden Zähnen: „Das kann nicht sein. Es sind ja noch drei Monate bis dahin."

„Aber es kommt manchmal früher. Weißt Du das nicht? Sei nur ganz ruhig. — Ist Dir nicht schon ein bißchen besser?"

„Ja. Du bist so lieb, Josephine."

Dietas Stirn war mit kaltem Schweiß bedeckt, ihr Gesicht wie verfallen von der Heftigkeit der überstandenen Schmerzen.

Die Jungfer der Komtessen trat ein und schrie fast auf vor Schreck.

„Hol' ganz rasch die Lisette und den Göpfert oder den Abel", befahl Josephine. „Ihr müßt die Gräfin zu dreien nach ihrem Zimmer tragen."

* * *

Am folgenden Tag depeschierte Tante Ninette an Philipp: „Dieta bedenklich erkrankt."

An demselben Tag nahm Josephine mit heißen Tränen Abschied von Donarsbrunn und reiste unter dem Schutz der treuen Ashwyn nach Kloster Liebenreuth.

In der Nacht gebar Dieta unter Krämpfen und Qualen einen Knaben, der aber wenige Stunden nach der Geburt starb. Sie delirierte in hohem Fieber, und der alte Hofrat fürchtete das Schlimmste.

So standen die Dinge, als Philipp eintraf. Er sah erschöpft und übermacht aus. Dieta erkannte ihn nicht.

Das Fieber schien sie zu verzehren wie eine Flamme. Kaum daß sie sich noch ähnlich sah, so dünn und klein war ihr Gesicht geworden, so groß ihre Augen. Philipp gab sich tiefster Mutlosigkeit hin. Was war aus seinem jungen Glück geworden! Er wühlte sich in pessimistische Vorstellungen ein und sah in sich einen vom Unglück Gezeichneten und Verfolgten.

Eines Tages hörte Dieta in ihren Fiebertraum hinein etwas, das sie beinah wach machte. Was war es? Was war es? Dies ans Herz Greifende! Sie machte eine gewaltsame Willensanstrengung, und ihr Geist kehrte aus dem Traumland zurück.

Da vernahm sie deutlich die Stimme Philipps.

„So liegt sie nun doch seit vierzehn Tagen. Es ist immer das Gleiche."

Er sprach traurig und mutlos.

Eine andere Stimme entgegnete: „Hat sie Dich nie erkannt?" Und das war es gewesen! diese Stimme!

Noch eine Willensanstrengung und Dieta öffnete die Augen groß. „Gertrud!"

Es sollte ein Jubelruf sein, kam aber nur wie ein Flüstern. Die eigene Stimme klang wie aus weiter Ferne.

Von diesem Augenblick an ging es mit Dieta bergauf. Sie war gerettet.

Man hatte, als es am schlimmsten stand, Mutter und Schwester gerufen. Auch die Donarsbrunner waren bis auf Josephine zurückgekommen.

Nun war Dieta nicht mehr eigentlich krank, aber über die Maßen schwach, und die Kräfte schienen ihr so langsam zuzunehmen, daß sie manchmal, trotz Gertruds Gesellschaft, ganz verzagt war. In Gegenwart der Mutter suchte sie ihre Niedergeschlagenheit zu verbergen, denn die Mama glaubte an das Glück ihrer Ehe und freute sich daran. Sie sollte nicht enttäuscht werden. Daß die Aufklärung nicht von Seiten der Donarsbrunner kommen werde, wußte Dieta. Die hatten viel zu vornehme Begriffe, um in mißbilligender Weise von einer Kranken zu deren Angehörigen zu sprechen. Dagegen machten sie sich aus der negativen Lüge, Menschen und Verhältnisse so hinzustellen, wie sie nach ihrem Ermessen hätten sein sollen, gar kein Gewissen. Das gehörte zu ihrem Ton.

Eigentümlich war es, wie die Baronin Vetzra, die eine außergewöhnliche Anpassungsneigung besaß, schon nach kurzem Hiersein in dieser selben Donarsbrunner Tonart zu reden begann. „Die liebe Karoline", hieß es und „die ausgezeichnete Ninette", und so fort. Auch suchte die Baronin ihrem Adlergesicht den überschwenglichen und liebevoll gerührten Ausdruck der Prinzessin zu geben; es kam aber nicht so natürlich heraus. Die Mama war sich dieser Nachahmung übrigens nur halb bewußt. Sie hatte etwas von der Natur des Chamäleons, das die Färbung seiner jeweiligen Umgebung annimmt.

Schloß Donarsbrunn, seine Bewohner und seine ernsten, frommen Sitten hatten es der zur Schwärmerei neigenden Baronin angetan. Alles, was Dieta von Anbeginn gestört hatte, störte sie, die Mama, durchaus nicht. Sie liebte den Zwang und die feste Hausordnung, denn ihre eigene innere Haltlosigkeit bedurfte ganz fester, von außen kommender Nötigungen. Dazu besaß sie große Unbefangenheit und naiven Egoismus.

Mit Philipp hatte Dieta noch nicht viel mehr geredet als die üblichen Fragen nach dem Befinden und die Antworten darauf. Beide gingen so behutsam miteinander um wie mit zersprungenem und gekittetem Porzellan.

Endlich eines Tages faßte sie sich das Herz, ihn nach der Duellangelegenheit zu fragen.

„Der Papa untersagte es", berichtete er. „Wegen der Verwandtschaft und wegen des möglicherweise daraus entstehenden Geredes. Die Affäre durfte nur innerhalb der Familie zur Sprache kommen. Alle Eingeweihten haben ihr Wort geben müssen, wie das Grab zu schweigen. Durch den Familienrat sind die Schuldigen gerichtet worden, und damit ist der Fall ein für allemal erledigt. Da sich Josephine gebeugt hat, so treten wir nach wie vor für sie ein und erkennen keinem Menschen das Recht zu, ihr etwas nachzusagen."

„Soll sie wirklich im Kloster bleiben?!"

„Ja. Sie ist dort am besten aufgehoben."

Dieta seufzte vernehmlich. „O Gott, wie tut sie mir leid!"

Auf seiner Stirn erschien eine tiefe Falte, und um seinen Mund legte sich ein herber Zug. Er sagte bitter: „Wir, die wir schuldlos sind, sind auch nicht wohlfeil davongekommen. Unser Kind hat es uns gekostet und fast hätte ich noch meine Frau dazu verloren."

Dieta sah ihn aus ihren so groß gewordenen Augen an: „Wenn ich gestorben wäre, das wäre vielleicht das Beste gewesen."

„Bitte, sprich nicht so! Du tust mir weh."

Sie hörte nicht darauf.

„Du würdest nach Ablauf des Trauerjahres die Cousine Marie von Wiesenstein geheiratet haben und wärst mit ihr glücklich geworden."

„Dieta!"

Er beugte sich über sie, küßte sie, brach in Schluchzen aus.

Da legte sie ihre mageren Arme um seinen Hals und weinte mit ihm zusammen. Es war aber bei beiden mehr Nervenschwäche als tiefe Empfindung.

IV.

Eine kleine Küche. In dem Kupfergeschirr spiegelte sich das Herdfeuer. Reihen schimmernder Krüglein und Schüsseln blinkten auf den Wandbrettern. Ungemein schmuck sah das alles aus.

Am Herd stand Dieta. Sie beugte sich, öffnete die blitzblanke Messingklappe der Bratröhre, zog die Pfanne mit dem brazelnden, duftenden Gänsebraten heraus, begoß ihn noch einmal mit Sauce.

Der Pudel Ponto, der neben ihr saß und ihren Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit folgte, bezwang sich heldenhaft. Nur ein Zucken seiner schwarzen Nase verriet etwas von der Erregung, in die der Bratenduft seine Seele versetzte.

„Die Gans ist eigentlich jetzt fertig", bemerkte Dieta.

„Wir können auch bald essen", antwortete Gertrud, „Jakob will heute Punkt zwei schließen, und weil er direkten Anschluß an die Straßenbahn hat, kann er gleich hier sein."

Gertrud war damit beschäftigt, einen in der Küche stehenden Tisch zierlich zu decken.

„Sowie Jakob unten die Haustür aufmacht", fuhr sie fort, „fängt Ponto zu zappeln und zu niesen an vor freudiger Ungeduld. Er weiß es sofort."

„Ist Dir diese Unregelmäßigkeit nicht etwas schwer?" fragte Dieta. „Mal um drei, mal um sieben essen, mal in der Stadt, wie's gerade trifft?"

„Im Gegenteil, es ist sehr bequem."

„So etwas würde man in Donarsbrunn für schlechterdings unmöglich halten."

„Das glaub' ich. Auch die Mama würde es nicht ertragen. Ein festes Gerippe für den Tag ist in Familien fast notwendig. Wir zwei Menschen fühlen uns aber um so wohler, je freier wir uns vom Gewohnheitssklaventum halten können."

Dieta sah nach dem Fenster.

„Wie die Blätter an den Bäumen schon bunt werden!"

„Es wird früh herbstlich dies Jahr."

„Eine Deiner Hausgenossinnen scheint immer Wäsche zu haben. Seit ich hier bin, hab' ich Euren Grasgarten noch nie ohne Wäscheleinen und Wäsche gesehen."

Lachend zitierte Gertrud Wilhelm Busch:

„Kaum tritt er durch's Gartengatter,
so begrüßt ihn Hemdgeflatter,
woraus sich erkennen läßt:
Plünnens haben Wäschefest."

Sie setzte ernsthafter hinzu: „Es wohnen nur ‚kleine Leute' in diesem Hause, weil die Wohnungen alle klein sind. Die waschen reihum. Es imponiert mir immer, was diese kleinen Frauen leisten können! Drei bis fünf kleine Kinder und keine Bedienung. Was das Leben solchen jungen, unreifen Dingern zumutet. Es ist wahrhaftig kein Wunder, wenn sie geistig nicht zur Entfaltung kommen."

Dieta schnitt jetzt saure Apfel in das Rotkraut, welches im irdenen Topf schmorte. Wie die Apfelsäure sich dem Kraut zugesellte, verwandelte dieses urplötzlich wie durch Zauber seine mißtönige grünblaue Farbe in leuchtendes Weinrot.

Dieta freute sich daran. „Es ist köstlich, zu kochen und Hausarbeit tun zu dürfen!" rief sie aus. „Ein Quell von Genuß und Vergnügen! Wenn ich an die Langeweile von Donarsbrunn denke, wird mir ganz schlecht! Nichts als Handarbeit und Staubwischen! Ich schwelge hier bei Dir."

Gertrud blickte mit hochgezogenen Brauen auf ihre von der ungewohnten Hausarbeit angeschwollenen roten und rissigen Hände.

„Nur um die Hände ist mir's leid. Die bekomme ich mit aller Mühe nicht mehr in Ordnung."

Dieta meinte lustig: „Etwas muß man doch auch für solches Glück bezahlen."

Gertrud war seit zwei Monaten verheiratet. Der Privatdozent Karlsen hatte sich um eine Redakteurstelle an einer politischen Zeitung beworben und sie erhalten. Das Anfangsgehalt war sehr bescheiden, dennoch hatte Gertrud, die selbst verdiente, sich bereit gefunden, einen eigenen Hausstand zu gründen. Als kluge Leute fingen sie so einfach wie möglich an. Sie mieteten eine kleine Vorortwohnung in einem Zinshause, nur aus zwei Zimmern und Küche bestehend nebst einer Mansarde, die zum Gastzimmer gemacht wurde. Die Küche wurde gleichzeitig als Eßzimmer benutzt.

Dies kleine Nest hatten sich die jungen Eheleute mit viel Liebe und Klugheit und kultiviertem Schönheitssinn eingerichtet. Es war ein Kunstwerk geworden. Ihre Verlobung, die ja im stillen längst bestanden, hatten sie gar nicht angezeigt, sondern erst die vollzogene eheliche Verbindung, und auch das Hochzeitsreisen hatten sie unterlassen.

Die Mama war mit ihrer ganzen Habe nach Gnadendorf übergesiedelt, wo Tante Charlotte Platen ein geräumiges Haus besaß. Nur den Ponto hatte Gertrud behalten, denn Tante Charlotte hielt selbst ein ganzes Rudel Hunde.

Dieta war seit einer Woche als Gast hier. Anfangs hatte die ungewohnte Beschränktheit der Verhältnisse sie etwas erschreckt. In der Küche essen! Kein Dienstmädchen! Als einzige Bedienung eine Aufwartefrau, die nur ein paar Stunden kam. Das war ja wie bei richtig armen Leuten.

Auch die Ungezwungenheit des Schwagers, der sich

in seinem Hause auch im Hausrock zeigte, äußerlich und geistig, hatte sie erst ein wenig gestört.

Dann aber wurde ihr unter diesen freien, geistigen und dabei so natürlichen Menschen mit jedem Tage wohler, und sie blühte auf wie eine aus dem Kellerschatten in Luft und Sonne versetzte Blume. Wie das stolze Schloß der Ahnen ihr zum Gefängnis geworden war, so weitete sich jetzt die kleine Mietswohnung des städtischen Vororts zum eigentlichen Königspalast. Denn mehr noch als ein großes Haus die kleinen Menschen, die es bewohnen, prägt, prägen große Menschen ihr kleines Haus.

Über diesen wunderlichen Erlebnissen erstand in ihr eine Feindschaft gegen den angestammten Besitz, der erst ihre Schwärmerei gewesen. Sie dachte: „Was wir als ein stolzes Vorrecht empfinden, was ist es nur? eine unerhört schwere Fessel! Das Schaffen beglückt, nicht der Besitz. Und wie müßte Gott sich langweilen, wenn er nicht täglich und stündlich und jede Sekunde alles Bestehende wandelte!"

Solche Betrachtungen wälzte Dieta in ihrem Kopf herum mit der Beharrlichkeit des von einer fixen Idee Beherrschten.

Sie war bis in den Sommer hinein schwach und schonungsbedürftig gewesen, und mit vorsichtiger Behutsamkeit hatte man sie behandelt. Nach der Hochzeit Luitgarts, die mit großer Feierlichkeit im Juli stattgefunden hatte, war Philipp mit seiner Frau auf den Rat des Hausarztes nach Schlangenbad gereist.

Dort hatte Dieta sich den Hof machen lassen, ohne dadurch besonders aufgeregt zu werden, aber Philipp hatte sie gelangweilt, wie auf der Hochzeitsreise. In der Umgebung heiterer Weltmenschen war er ihr besonders temperamentlos, schwerblütig und stumpf erschienen. Einmal hatte sie jemand zu einem anderen sagen hören: „Ist der Philipp Beßra wirklich so dumm, oder tut er nur so?" Und der andere hatte geantwortet: „In der

Wahl seiner Frau ist er grad' nicht dumm gewesen." Das hatte sie geärgert trotz des schmeichelhaften Nachsatzes. Diese kurzsichtigen, plumpen Menschen warfen mit den Urteilen „klug" und „dumm" und „gut" und „böse" um sich, als ob das so einfach wäre. Philipp war gewiß in manchem Punkt klüger als die beiden, die da über ihn redeten; er hätte z. B. nie mitten in einer mit Ohren ausgestatteten Gesellschaft laute Betrachtungen über die Qualitäten eines dieser Gesellschaft Zugehörenden angestellt.

Ja, sie hatte damals in ihrem Herzen für Philipp Partei genommen; aber ihr selbst fiel es auf, wie wenig er sich zur Geltung bringen konnte unter anderen Menschen, wogegen ihm doch sofort Haltung und Bedeutung kam, wenn er auf dem ererbten Grund und Boden stand, umgeben von seinen Blutsverwandten. Als sei er eigentlich gar kein Mensch für sich, sondern allein ein Donarsbrunner Vezra.

Hier aber, Gertrud und Jakob, das waren Menschen!

* * *

Ponto sprang auf nach der Tür, wedelte, winselte.

„Da ist er!" rief Gertrud froh.

Karlsen schloß draußen auf, verschwand in sein Zimmer. Nach ein paar Minuten trat er rasch in die Küche. Er hatte seinen Stadtrock ausgezogen und trug eine leichte Joppe von Grasleinen.

„Kinnings, wie geht's Euch? Ich hab' einen Hunger wie ein Wolf im Januar! Krieg' ich was zu essen?"

Dieta lachte ihm zu. Sie stellte eben die Suppenterrine auf den zierlich gedeckten Tisch.

Gertrud ordnete eine Kleinigkeit an Karlsens Anzug. Dabei berichtete sie ihm eifrig von einer inzwischen eingelaufenen, an sie gerichteten literarischen Anfrage, und er ging mit gleichem Eifer auf die Angelegenheit ein. Wenn sie so miteinander berieten, konnten sie Dietas

Gegenwart fast vergessen. Sie waren ganz ineinander aufgegangen, und es ließ sich nichts Innigeres denken, als diese Gemeinsamkeit. Und doch hatte sie weder eine große Leidenschaft, noch heimliche Verliebtheit zusammengeführt. Sie waren jahrelang einfach Freunde gewesen. Aber aus dem Boden dieser bewährten Freundschaft und Kameradschaft war unversehens eine eheliche Liebe erblüht, die sich erquickender nicht denken ließ. Sinnliche Glut, Zärtlichkeit, tiefe, leidenschaftliche Zuneigung, das alles war den beiden jetzt als eine letzte süße Frucht in den Schoß gefallen.

Jakob saß, den Ellenbogen aufgestemmt, das eckige Kinn in die Hand gestützt. Sein Kopf mit dem breiten, starken Schädel und den groben Zügen war keineswegs schön, aber der stolze Wille, der sich in den blitzenden blauen Augen wie in dem ganzen Ausdruck kundgab, machte das bäurische Nordländergesicht bedeutend.

Was er erlebt hatte am Tag, was ihm durch den Kopf gegangen war, berichtete er seiner Gertrud mit dem fast ungestümen Drang, ihr Wort zu allem zu hören, den auch Dieta einst der Schwester gegenüber empfunden hatte. Dieta erinnerte sich dessen jetzt so lebhaft: alles hatte ein unfertiges, unbestimmtes Gesicht, so lange, bis Gertrud sich darüber geäußert hatte. Nun konnte sie ähnliches an Jakob Karlsen beobachten. Er dachte zwar schärfer und wußte mehr und kam mit fertigeren Urteilen, aber nach Gertruds Ansicht verlangte er ebenso dringend.

Gertrud sagte oft wenig, manchmal gar nichts, aber sie pflegte außerordentlich aufmerksam zuzuhören, war immer mit ganzer Seele bei der Sache. Und was sie selbst sagte, kam stets unmittelbar aus der Tiefe ihres Wesens. Sie mußte schon den Vortragenden sehr ungenießbar finden oder sehr müde sein, um sich einer konventionellen Redensart schuldig zu machen. —

Während Gertrud und Dieta noch die Küche aufräumten, kam Besuch.

Jakob öffnete. Man hörte ihn Begrüßungsworte sagen und den Gast ins Zimmer führen.

Dann steckte er den Kopf durch die Küchentür. „Margarete Walden. Ihr kommt doch gleich?"

„Jawohl!"

In Gertruds Stimme tönte Freude. Rasch wusch sie sich die Hände unter der Wasserleitung, versäumte jedoch trotz der Eile nicht Toilettenglycerin in die noch feuchten Hände zu reiben.

„Margarete Walden?" wiederholte Dieta, „ist das nicht die bekannte Frauenrechtlerin?"

„Ja. Sie ist ein großangelegter Mensch, etwas Seltenes! Ich freue mich, daß Du sie siehst. Diese Tapfere hat sich den angenehmen Beruf erwählt, in Wespennester zu stechen. Du kannst Dir denken, wie man mit ihr umgeht. Jakob ist von Anfang an für sie eingetreten, jetzt auch in seiner Zeitung. Erst seit er die Zeitung hat, sind wir persönlich mit ihr befreundet."

Fräulein Walden stand auf, als die Schwestern eintraten, und kam mit ausgestreckter Hand auf Gertrud zu.

„Ich bin gekommen, um mich bei Ihrem Mann zu bedanken", sagte sie mit der sonnigen Heiterkeit geborener Siegernaturen; „er hat ja mal wieder eine Lanze für mich gebrochen! Es gibt noch Ritter unter den Männern."

„Ach, Ritterlichkeit hat dabei nichts zu tun", entgegnete Gertrud, „Jakob schreibt, was er denkt. Er erlaubt sich das" (dies mit leisem Stolz im Ton). „Hier ist meine Schwester Dieta, sonst Gräfin Vetzra, momentan bei mir ‚Stütze der Hausfrau'. Sie kocht allein."

„Können Sie wirklich gut kochen, Frau Gräfin, oder ist das man so so?"

Karlsen und Gertrud versicherten einstimmig, daß Dieta in der hohen Kunst des Kochens Meisterin sei.

Man setzte sich in zwanglosem Kreis zwischen Karlsens großen Schreibtisch und den Ofen. Daß dieser behagliche Raum auch Schlafzimmer war, bemerkte man

nicht. Karlsens Waschtisch glich tags einer Kommode, und das Bett wurde zum Diwan, nach der Erfindung raumarmer Großstädter. An den Wänden standen Regale mit Büchern, denen man Sammlerliebhaberei ansah. Darüber hingen auf einfarbig blaugrüner Tapete wenige schöne Radierungen nach Böcklinschen Bildern. Im übrigen erfüllte jeder Gegenstand aufs Beste seinen Zweck: der Fußteppich war von wohltuend warmer Farbe, die Stühle fest und bequem, die Tische deckenlos. Nippsachen und herumstehende Photographien fehlten ganz.

Karlsen stand mit dem Rücken gegen den Schreibtisch und redete eifrig auf Fräulein Walden ein. Er setzte ihr auseinander, daß er mit dem und jenem, was sie in ihrer letzten Flugschrift sage, gar nicht einverstanden sei.

Sie verteidigte ihre Äußerungen sehr entschieden, doch immer mit gutem Humor.

„Nein, Kinder, da kann ich nun nicht helfen: wo so dicke Wände einzurennen sind, da dürfen die Geschosse schon etwas klobig sein. Erleb' ich es wirklich noch, daß man uns Ringende nicht als verrückt gewordene Weibchen höhnt, sondern als Menschen achtet, dann will ich mit Freuden sanftere Töne anschlagen."

Karlsen warnte: „Seid klug wie die Schlangen!"

„Und ohne Falsch wie die Tauben", vollendete sie lächelnd. „Ohne Falsch ja. Sonst hab' ich aber weder von Schlangen noch von Tauben viel in mir."

Gertrud sagte lebhaft: „Nein! Sie sind eine Luthernatur. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Furcht kennen Sie wohl gar nicht, Fräulein Walden?"

„O doch", gestand die Walden ruhig. „Nur jedesmal, wenn mich diese menschliche Schwäche anwandelt, stelle ich mir vor, ich sei zehn Jahre weiter und schaue aus dieser Distanz auf den gegenwärtigen Fall zurück; das ist ein probates Mittel, die Sehfehler der Angst richtig zu stellen. Aus der Entfernung von einem Jahr-

zehnt betrachtet, nehmen die großen Schrecknisse lächerlich kleine Dimensionen an."

„Das ist eine Heldin", dachte Dieta mit Ehrfurcht und Neid.

Gertrud hatte die Tür nach ihrem Zimmer geöffnet und bereitete dort auf dem Spirituslämpchen kochendes Wasser zum Tee. Das blaue Flämmchen warf einen spitzen Flackerschein in die umgebende Dämmerung, und in diesem Zwielicht vor dem ruhigen Hintergrund mattblauer Wände bewegte sich Gertruds königliche Gestalt geräuschlos und ruhig.

Mit einem Seufzer ausruhenden Sichgehenlassens sagte Margarete Walden: „Hier ist's gut sein!"

Dieta dachte: „So müde werden von einer Herkules-Arbeit, und dann einen solchen Ruheort wissen, das muß wohl köstlich sein!"

Die Wohnungsklingel tönte.

Karlsen meinte: „Der Briefträger", und ging, um zu öffnen. Aber es war nicht der Briefträger, sondern ein junger Mann, den Karlsen ins Zimmer brachte und als Herrn Jonas vorstellte.

„Mein politischer Gegner und sonst lieber Freund Jonas", sagte Karlsen scherzend, „ist Reformator oder Prophet nach eigenem Rezept."

Margarete Walden meinte, sie habe es nicht für möglich gehalten, daß Männer politische Gegner und dabei wirklich befreundet sein könnten.

„Es ist möglich", entgegnete Karlsen, — „in seltenen Fällen. Sehen Sie, zwischen uns liegt das so, Fräulein Walden: Jonas' Ideale sind für mich Phantasterei, und meine sozialen Ideen sind ihm ein Greuel; aber seinen Idealismus liebe ich, und er fühlt hierin bei mir das Verwandte. Nicht so, mein lieber Jonas?"

Jonas lächelte ein schüchternes, dankbares Lächeln.

Er sah überzart aus, hatte rasseecht jüdische, scharf, aber edel geschnittene Züge. Sein Haar war rötlich,

seine Augen blau, in feuchtem Glanz schwimmend, wie Mondlicht auf Teichen. Er trug gar keinen Bart.

In Karlsens Art mit ihm umzugehen, lag die Rührung und das instinktiv Wohlwollende, das der sehr Starke oft dem schwächlich Zarten gegenüber empfindet.

Jonas ging zu Gertrud.

„Sie liebe Frau! Ich komme mal wieder zu Ihnen, wie der müde Gebirgswanderer zu der Madonna im Bildstöckel kommt. Sie zu sehen, erquickt und stärkt für eine neue Wegstrecke."

Gertrud schüttelte den Kopf. „Glauben Sie vielleicht, ich seh' Ihnen nicht an, daß Sie mal wieder so und so viel Nächte ohne Schlaf geblieben sind? Sie Zelot! Wollen Sie nur nicht begreifen, daß der Geist mit dem Körper gesund ist und krank?"

Er lächelte fein.

„Unverbesserlich, Sie wissen, liebste Frau Gertrud!"

„Nun ja, verbrennen Sie sich also weiter", seufzte Gertrud in Ergebung. „Haben Sie Kerzenlichtnatur, so ist es wohl Ihre Bestimmung. Ich will Ihnen sogar Tee zu trinken geben."

Dieta hatte den jungen schwärmerischen Juden mit lebhafter Teilnahme beobachtet. Er war eine neue Menschenart für sie.

Jetzt setzte er sich auf einen Sessel neben ihr, und während Karlsen sein unterbrochenes Gespräch mit Margarete Walden wieder aufnahm, sagte Jonas, indem er Dieta mit seinen schimmernden Augen ansah: „Wie schön Sie sind!"

Das kam so außerordentlich einfach und natürlich heraus, daß Dieta weder ärgerlich noch verlegen werden konnte.

Sie entgegnete mit leisem, schmeichelnden Lächeln: „Irgend ein anderer würde so etwas nicht sagen dürfen."

Er blieb ganz unbefangen. „Ja, ich weiß, daß ich aussprechen darf, was ich empfinde", entgegnete er einfach, „weil es nichts Unrechtes sein kann."

„Ja, das ist es!“ rief Dieta, als ob ihr eben eine Offenbarung gekommen sei; „das gute Gewissen! Wo das da ist, darf der Mensch natürlich alles! Aber wie schafft man sich so ein absolut gutes Gewissen an?“

Die Frage erregte ihn offenbar, denn eine fieberige Röte erschien plötzlich auf seinen bleichen Wangen.

„Das ist das Einfachste von der Welt“, sagte er, „man muß den Willen wandeln! das heißt: man muß aufhören, Wohlsein zu wollen, dagegen aber den Willen zum Leiden in sich aufrichten. Verstehen Sie mich?“

„Den Willen zum Leiden“, wiederholte sie nachdenklich; „aber heißt das nicht, die menschliche Natur auf den Kopf stellen?“

„Ja, um ein Wunder zu erleben, gehört auch wirklich nichts Geringeres. Aber Sie werden es erleben, — das Wunder, — wenn Sie wollen. Sind Sie glücklich?“

„Nein“, hauchte sie.

„Nun sehen Sie, das dachte ich wohl.“

Dieta faltete unwillkürlich die Hände, wie ein gläubiges, wißbegieriges, andachtdurchschauertes Kind.

„Sagen Sie mir, wie geschieht das Wunder?“

„Sie sind mit einemmal ein neuer Mensch. Ein ganz freier, unverletzlicher Mensch. Alle Furcht, Zweifel, Unruhe und das böse Gewissen, das wir mit uns herumschleppen, so lange wir unseren „Vorteil“ im Auge haben, alles dies ist mit einemmal verschwunden. Und Ihnen ist, „als wüchsen Ihrer Seele Flügel“, wie es heißt. So ist es wirklich.“

„Was muß man denn tun?“

Er lächelte wie ein selig Verklärter: „Lieben und leiden; man leidet und liebt — nichts weiter.“

„W e n liebt man?“

„Gott in seiner Schöpfung. Das will sagen: Alles und alle.“

„Ganz unterschiedslos?“

„Im Grunde, ja. Doch wissen Sie, es ist so: unsere

eng begrenzten Sinnesorgane nehmen das Göttliche nicht in allem mit gleicher Leichtigkeit wahr. Ihre Schwester erscheint mir viel göttlicher als zum Beispiel meine Zimmerwirtin. Darum erwachsen uns Freuden oder Leiden aus der Berührung mit der Welt. Beide sollen uns willkommen sein. Aus den Freuden dürfen wir mit Dank Erquickung nehmen zur Wegstärkung, aber die Leiden sind der höhere Segen, sie sind die weiße Flamme der Läuterung. Alles Unheil entspringt aus dem Widerstreben gegen das Leiden. Sobald wir das abwerfen, ist alles Übel und alles Unrecht und alle Sünde abgetan. Für den, dem das Leiden Lust geworden, ist die Hölle noch ein Himmel. Begreifen Sie das nicht? Und denken Sie, daß Sie es nur zu wollen brauchen, nur zu wollen!"

Dieta dachte erschauernd: „Ich möchte wohl wollen!" Und in ihrem Herzen sprach sie: „Ich will! ich will!" Aber sie fühlte: es war nur ein Wort.

Sinnend sah sie den Propheten an. „Ich fürchte, man kann nur wollen, was man aus der inneren Notwendigkeit der eigenen Natur wollen muß."

„Ja, es ist eigentlich auch gar nicht ein Wollen, was uns von dem Fluch des Menschentums erlöst", entgegnete Jonas, „sondern vielmehr ein Nichtwollen, verstehen Sie. Denn all unser Wollen entspringt aus dem Ankämpfen gegen das Leiden. Nun legen Sie einfach die Waffen nieder, und der Friede ist da."

Dieta schüttelte energisch den Kopf. „Ich kann nicht glauben, daß es so sein soll! Kampf schafft doch Bewegung, und Bewegung ist Leben. Wenn wir damit aufhören, geht einfach alles zu Grunde."

„Sie sagen: zu Grunde gehen und denken sich dabei etwas Beklagenswertes. In Wahrheit sänke die halb zu Tode gehetzte Menschheit einfach in den göttlichen Allwillen zurück, dem sie sich unter Krämpfen und Qualen fort und fort zu entringen strebt."

Gertrud stand auf der Schwelle zwischen den beiden Zimmern. Sie hatte das Ende der Unterhaltung Dietas mit Jonas belauscht. Nun sagte sie: „Es gibt Selbstmörder aus Todesfurcht. Laß Dich nicht von diesem Heiligen hypnotisieren, Dieta! Er ist ein lieber Kerl; aber er stellt die Dinge auf den Kopf. Kommt lieber jetzt zum Tee.“

* * *

Der Oktober ging zu Ende. Dieta saß im Eisenbahnwagen, Damencoupee zweiter Klasse — und fuhr südwärts durch Sachsen und Thüringen nach dem Lande der Franken.

In weißen Wolkenschwaden wogten Herbstnebel durch blauende Waldgründe.

Dieta trauerte schwer, denn es war ihr nicht, als ginge es nach Hause, sondern als führe sie von der Heimat fort, in die Verbannung.

Sie freute sich auf nichts und auf niemand, auch nicht auf Philipp.

Sie mochte gar nicht an das denken, was vor ihr lag, lieber bei den frischen Erinnerungen verweilen, so lange es ging.

Eine Begegnung mit Mohrenthal fiel ihr ein. Gestern, als sie in Berlin gewesen war, um vor der Reise noch ein paar kleine Einkäufe zu machen, hatte er sie auf der Straße angesprochen. In der stillen Margaretenstraße war es gewesen, und er hatte sie die auch noch ziemlich stille Viktoriastraße hinauf nach der Brücke begleitet. Seine Art war so freundschaftlich gewesen, als ob er sie vorgestern erst gesehen gehabt hätte. Und dann stellte er in seiner Weise mit vielen unnötigen Einleitungen und Versicherungen, nicht indiskret oder unzart erscheinen zu wollen, allerlei recht intime Fragen, auch ärztlicher Natur. So kam es, sie wußte nicht recht wie, daß sie ihm von ihrem Unfall und der überstande-

nen Krankheit erzählen mußte. Da hatte er sein ernstes Arztgesicht aufgesetzt und ihr gesagt, sie solle sich mindestens zwei Jahre schonen, wenn sie darauf rechnen wolle, gesunde Kinder ohne eigene Gefahr zur Welt zu bringen. Er hatte dringend und gütig, wirklich freundschaftlich auf sie eingeredet.

Das ging ihr sehr im Kopf herum. Was würde Philipp dazu sagen? Und sein Vater? Welche Geduldsprobe für alle! Sie selbst wünschte sich gar kein Kind mehr, aber die Donarsbrunner warteten sehnsüchtig auf einen Stammhalter, das wußte sie. Ihre eigene Existenz hatte ja nur diesen einen Zweck!

Dann wanderten ihre Gedanken rückwärts zu den interessanten Menschen, die in den paar Wochen im Karlsen'schen Kreise an ihr vorübergegangen waren. Da war diese Margarete Walden, die so bestimmt wußte, was sie wollte und so felsenfest überzeugt war, das Richtige zu wollen, daß ihr Spott und alle gehässigen Angriffe nichts anhaben konnten. Dieta beneidete sie um die Ganzheit ihres Wesens, ihren Mut. Das Bild einer ganz anderen Frau verdrängte das jener herb jungfräulichen Kämpferin; auch eine Besucherin Gertruds und Jakobs. Karlsens nannten sie, wenn sie von ihr sprachen, nur „Anna Karenina.“ Sie lebte in dem Vorort, den auch Karlsens bewohnten, mit einem bekannten Maler, in dessen schöner Villa. Schön und elegant war auch die Frau, die ihrem vornehmen Mann fortgelaufen war aus Leidenschaft für den Maler und nun ihren Ehemann nicht zur Scheidung bewegen konnte, denn der Ehemann hatte gewisse Prinzipien. Diese „Anna Karenina“ kam gern in der Dämmerung zu Gertrud und saß dann oft lange, ohne etwas zu sagen. Eine weiche Melancholie machte sie sehr anziehend; aber sie hatte auch etwas Gedrücktes und Scheues.

„Sie leidet unter ihrer schiefen Stellung“, sagte Gertrud. „Die allerwenigsten Frauen können dergleichen vertragen.“ Der Maler, der der Wronsky dieser Anna

war, kam auch zuweilen, dann aber allein. Er war voll Temperament und Geist und sprach viel über das, was er „die neue Schönheit“ nannte, aber fast gar nicht von seiner Anna. Dabei wußten jedoch seine Freunde, daß die Leidenschaft zu dieser Frau ihn völlig durchdrang und beherrschte.

Auch Karlsens alten Freund, den Sozialistenhäuptling, hatte Dieta wiedergesehen. Er war sorgfältig gekleidet und frisiert und hatte sogar gepflegte Fingernägel. Auch benahm er sich durchaus wie ein Gentleman und bekundete warme Anteilnahme an dem Wohl und Weh seiner Mitmenschen.

Sonst waren hauptsächlich Literaten und Journalisten bei Karlsens ein- und ausgegangen. Viel Parteifanatismus hatte Dieta kennen gelernt, Meinungen, die hart aufeinander platzten, Richtungen, die einander kreuzten, Eifersucht, Eitelkeit, recht kleinliche Regungen auch, — aber alle diese Menschen schienen ihr ungeheuer lebendig, lebenatmend, lebenzeugend, im Vergleich mit den Donarsbrunnern!

Den nachhaltigsten Eindruck von allen hatte ihr aber der kleine, schwächliche Jude gemacht, den Gertrud den Propheten Jonas nannte. Sie hatte ihn nur das eine Mal gesehen, aber an seine Erlösungslehre, die er ihr so begeistert gepredigt hatte, mußte sie oft und oft denken.

„Sie müssen das Leiden lieben!“ — Das Leiden, ach, daran würde es ihr nicht fehlen! Aber es, und die es schufen, lieben? nein, das ging über Menschenkraft, obwohl die christliche Lehre seit zwanzig Jahrhunderten fast dasselbe verlangte.

Eben ging das Stampfen unter den dahinjagenden Eisenbahnwagen in einen anderen Rhythmus über, das Summen und Schwirren intonierte eine neue Melodie.

Die Telegraphendrähte draußen trieben ihr geisterhaftes Spiel: sie schwebten himmelwärts, höher, höher, höher, auf einmal fuhr ihnen eine der Telegraphenstan-

gen dazwischen und mit einem Ruck sanken sie wieder erdwärts auf ihr gewöhnliches Niveau.

Auch die im rechten Winkel zum Bahnkörper gepflügten Ackerfurchen trieben ein Spiel: sie breiteten sich gerade vor Dieta weit auseinander, während sie an ihrem fernen Ende fest geschlossen blieben, so daß es aussah, als entfalte sich geräuschlos ein Riesenfächer.

Zu all der unnatürlichen Bewegung außen bewegte sich auch noch eine alte, dicke Dame, die auf der letzten Haltestelle eingestiegen war, rastlos hin und her. Erst wühlte sie mit umständlicher Langsamkeit in ihrem Handgepäck, als ob sie alles von neuem ein- und auspacken wolle, dann vertauschte sie den mit Federn und Spangen verzierten Kapotthut mit einer englischen Reisemütze, die über dem roten, ältlichen Frauengesicht sehr verwunderlich aussah, und nun wieder schien ihr kein Plätzchen in dem Netz für den Hut sicher genug. Endlich hatte sie ihn untergebracht, und Dieta, welche die Reisegenossin bereits mit Empfindungen schwärzesten Hasses beobachtete, hoffte, ihr Tatendrang sei nun endlich befriedigt.

Allein jetzt faßte die Dame, während sie beängstigend schnaufte, ihre Mitreisende ins Auge. Das gutmütige, dicke Gesicht drückte Neugier und Unterhaltungslust aus.

Erbleichend schloß Dieta die Augen, um Schlaf zu heucheln. Es half nichts.

„Sie können wohl das Fahren nicht vertragen?“ fragte die Dame in akzentfreiem Deutsch.

„Nein; es macht mir Kopfschmerz.

„Möchten Sie vielleicht lieber auf meiner Seite sitzen?“

„Danke, nein.“

Dieta blieb so einsilbig wie möglich.

„Ich werde Ihnen etwas zu riechen geben, das ist ganz vorzüglich gegen Kopfweh.“

Dietas Protest war umsonst. Schnaufend holte die Furchtbare wieder einige Gepäckstücke aus dem Netz und

kramte lange in einem Juchten-Necessaire, bis sie ein Kristall-Flacon mit englischem Riechsalz vorbrachte.

Dieta mußte riechen und half sogar beim abermaligen Verstauen der Handtaschen usw.

Nun half keine Frostigkeit mehr. Dieta ergab sich in ihr Schicksal.

„Welches ist Ihr Reiseziel?“ fragte die Dame.

„Sankt Anton im Walde.“

Sehr erstaunt fragte die Dicke: „Wohnen Sie bei Sankt Anton?“

„Nein, ich steige in den Lokalzug.“

„So? Ich auch! Fahren Sie etwa auch bis Ingelshausen?“

„Ja“, sagte Dieta etwas erschrocken.

Die Fremde erstrahlte: „Dann kann ich mir schon denken, wer Sie sind.“

Dieta errötete und lächelte: „Nun?“

„Die kleine Gräfin Philipp; nicht wahr?“

Dieta gab in einiger Verwirrung zu, daß sie allerdings Philipp Vezras Frau sei.

„Da fahren wir also einen Weg, meine Liebe. Ich reise nach Donarsbrunn und bin die Tante Kornelie. Gib mir einen Kuß, liebe Nichte. Wir müssen uns Du nennen.“ Dieta wurde umarmt und geküßt.

Tante Kornelie, von deren Vortrefflichkeit Dieta genug hatte reden hören, war eine Schwester der Prinzessin, eine unvermählt gebliebene Prinzessin X., Hoheit. Sie war reich und außerordentlich wohltätig, wie Dieta wußte, gab den größten Teil ihres Einkommens an Arme, von denen sie beständig umlagert war, reiste aber im Coupee zweiter Klasse und ließ die Jungfer mit dem Kammerdiener dritter Klasse reisen, statt sie zu ihrer Hilfe bei sich zu behalten. Ihr Aussehen war das einer dicken Kleinbürgerin, nur die Sprache verriet den Stand.

So begann die Unterhaltung über liebe, ausgezeichnete Anverwandte schon unterwegs. —

Der Zug fuhr seit Stunden durch herbstliches Wald-

land, — regenfeuchte, bräunlich grüne Wiesengründe, Mühlen in einsamen Tälern, die der Bach durchfloß, lagen ganz verträumt vor schwarzen Tannenwänden....

Auf dem kleinen Ingelshäuser Bahnsteig bemerkte Dieta schon von weitem die hohe Gestalt Philipps in seinem langen grauen Kaisermantel.

* * *

Für Tante Kornelie stand der geschlossene Wagen mit dem rehfarbenen Damastpolster bereit, mit Abel auf dem Bock und Trinius am Wagenschlag.

Dagegen war Philipp mit dem kleinen, hochräderigen Sandschneider gekommen, den er selbst kutschierte, um Dieta abzuholen.

„Weil Du die Luft im geschlossenen Wagen nicht verträgst", erklärte er ihr. Und sie war ihm für diese Rücksicht herzlich dankbar.

Es dauerte eine ganze Weile, bis Tante Kornelie nebst Jungfer und allem absolut unentbehrlichen Handgepäck in der Staatskarosse glücklich untergebracht war. Erst als sie abgefahren, stiegen Dieta und Philipp auf ihr Wägelchen.

Die Koffer folgten unter des alten Göpfert Führung im Bollerwagen. So hielt man es immer.

Trinius und Abel und Göpfert hatten Dieta mit so sichtlicher Freude begrüßt, daß sie dadurch doch noch in eine Art von Wiedersehensstimmung gekommen war. Diese Leute ließen sie fühlen, daß sie hier keine Fremde mehr war.

Auch Philipp war vergnügt.

Er fuhr nicht die Landstraße, um nicht immer hinter der schweren Kutsche bleiben zu müssen — ein Vorbeifahren hätte die Etikette nicht gestattet — sondern nahm den Weg über die lehmige Heide des Todtfeldes.

Zunächst erzählte er, wer von den Verwandten während Dietas Abwesenheit in Donarsbrunn gewesen war:

seine Schwester Lilly Egge mit Mann und Kindern, Onkel, Tanten, Vettern ...

„Übrigens auch ein Verehrer von Dir."

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich hatte nie einen Verehrer außer Dir."

„Wie undankbar Du bist!" scherzte er. „Hast Du Deinen getreuen Ritter Silvio schon vergessen?"

„Ach, Silvio Adriani! Der nette Silvio! Ist er noch da?"

„Nein, er war nur auf der Durchreise nach Petersburg. Dort will er Russisch lernen, der sonderbare Schwärmer."

„Nur so zum Vergnügen?"

„Ach nein, er will russische Novellen im Urtext lesen. Er hat auch, wie Du, eine Vorliebe für moderne Literatur, je garstiger, desto besser. Mir ist es unbegreiflich, wie Menschen von Geschmack sich für dies schmutzige und platte Zeug begeistern können."

„Da sie es können, wird es wohl nicht so schmutzig und platt sein, wie Du glaubst."

„Nein, es beweist nur die Macht, die auf so viele Menschen das Neue hat, bloß weil es neu ist."

„Es gibt aber auch solche, die das Alte immer für das Bessere halten, bloß weil es alt ist."

„Nicht, weil es alt ist, sondern weil es bewährt ist. Wohin kommen wir, wenn wir die Ehrfurcht verlieren vor dem, was unseren Vätern das Gute und Schöne war?"

Dieta schwieg und seufzte.

Da war man nun nach zehn Minuten Beisammensein schon wieder in einem dieser unerquicklichen, weil zu nichts führenden Meinungsstreite!

Sie fühlte ganz deutlich: ihr Philipp-Anthäus hatte seine Mutter Erde wieder berührt und Kraft aus ihr gesogen. In Schlangenbad, wo sie zuletzt mit ihm zusammen gewesen war, hatte er sich viel weniger angriffslustig gezeigt. —

Auf der öden Hochfläche, durch deren lehmigen Boden der Wagen trotz seiner Leichtigkeit träge schlich, hatte im dreißigjährigen Kriege eine Schlacht stattgefunden. Vor zwanzig Jahren etwa waren die Bauern beim Ausheben einer Mergelgrube auf ein Massengrab gestoßen. Der zu der Gemeinde jener Bauern gehörende Gutsherr, ein Nachbar der Donarsbrunner, wollte die gefundenen Knochen aufkaufen, um Dung daraus zu gewinnen. Aber der Graf Kuno Beßra überbot den Nachbarn, kaufte die Fundstelle, ließ die Gruben zuschütten und errichtete auf dem Lehmhügel ein steinernes Gedenkkreuz, „das Beßrakreuz auf dem Todtfeld".

Dies Kreuz auf seinem, einem Hünengrab gleichenden Hügel war eben zu sehen. Als dunkle Silhouette hob es sich scharf vom flammenden Abendhimmel ab. Einige windzerzauste, gekrümmte Bäumchen, Ebereschen und Berghollunder, nahe dem Kreuz zeigten sich gleichfalls, wie mit Tinte auf das rote Gold gemalt, in äußerst genauen Konturen.

Weiterhin blaute und dunkelte der Tannenwald: rechts und links von der Fahrstraße lagen Felder, blaugrüne Wintersaat, rötlich violette Sturzacker.

Ein kleiner Raubvogel stürzte mit schrill klagendem Schrei in die Lüfte. Schrei und Flug hatten etwas gewaltsam Heischendes.

Dieta empfand plötzlich stark die Schönheit dieser etwas öden Landschaft.

Sie dachte: wenn ich doch Philipp so sehen könnte, wie ich jetzt das Todtfeld sehe, als etwas, was eben so sein soll und nicht anders, und was darum vollendet schön und lobenswert ist!

Aber sie konnte nicht. Zu unangenehm klang ihr noch der tadelnde Ton seiner letzten Bemerkung im Ohr.

Da sagte er ganz freundlich: „Du hast mir noch gar nicht erzählt, wie es nun eigentlich Gertrud geht in ihrer Ehe. Ist sie eine tüchtige Hausfrau geworden?"

Dieta vergaß alles, wurde lebhaft und erzählte.

„Gertrud und Jakob sind über die Maßen glücklich miteinander. Gertrud verdient ihr Teil durch Schriftstellern, und Jakob hilft in der Wirtschaft.“

„Er ist doch kein Pantoffelheld?!“

„Nein, gar nicht. Wie Kameraden sind sie. Und erlesene Menschen wallfahren nach ihrem kleinen Häuschen, wie die Könige aus Morgenland nach Bethlehem.“

„Mais je t'en prie! Was für ein Vergleich!“

Dieta entschuldigte sich: „Weil sie so eng und so einfach wohnen, und ihr kleines Heim doch zu einem Wallfahrtsort für Gnadenbedürftige machen.“

„Was für Wallfahrer mögen das sein!“ sagte er spöttisch.

„Meistens Literaten.“

Seine Lippen verzogen sich zu einem häßlichen, hämischen Lächeln. Schwache Menschen lächeln so, wenn sie einmal den Stärkeren einen Hieb versetzen können.

„Ich kann sie mir lebhaft vorstellen“, sagte er.

Wenn Philipp in diesem Ton sprach und in dieser Weise hohnlächelte, fühlte Dieta Haß gegen ihn. Er wußte doch, daß er sie durch zur Schau getragene Geringschätzung derer, die sie lieb hatte, verletzte, und freute sich noch daran.

Schweigend wandte sie sich von ihm ab und sah nach den Bäumen. Die Bäume, ja, die hatte sie lieb. Die orangegelb gefärbten Bäumchen am Wegrand, wie wundervoll klar und leuchtend standen sie vor der schieferblauen Waldwand!

Auf einmal fragte Philipp sanft: „Habe ich Dich vielleicht gekränkt?“

Ohne sich ihm zuzuwenden, antwortete sie: „Ja.“

„Ich weiß zwar nicht, was ich Schlimmes gesagt habe, aber es tut mir leid.“

„Was hilft das!“ seufzte sie. „Wir können wirklich nicht mehr drei Worte miteinander reden, ohne einander weh zu tun.“

„Aber liebste Dieta! Das ist einmal wieder eine

Deiner Übertreibungen! Mit ein klein wenig gutem Willen . . . ."

„An dem fehlt's mir wirklich nicht."

„Du bist eben angegriffen, überreizt!" Er seufzte.

Das war so seit ihrem schweren Fieber. Immer wurde ihr entgegen gehalten: „Du bist krank", im Tone von: Du bist nicht ganz zurechnungsfähig. Nein, sie war nicht mehr krank. Sie war gesund wie der Fisch im Wasser. Sie konnte gut zur Verantwortung gezogen werden für das, was sie sagte und tat. Heute, jetzt eben hatte sie Kopfschmerzen von der langen Schnellzugfahrt, aber das war ein Nichts.

„Ich bin vollkommen gesund", sagte sie.

„Nun, dann beweise es uns dadurch, daß Du verständig bist."

Sie fuhr auf. Eine gereizte Entgegnung schwebte ihr auf der Zunge.

Plötzlich war ihr's, als riefe ihr eine ferne, dringende Stimme zu: „Sie müssen nichts mehr wollen als das Leiden! Einfach die Waffen niederlegen, dann ist Friede."

So stark hatte sie die Empfindung eines Gerufenwerdens, daß es sie erschütterte. Trotz und Gereiztheit fielen von ihr ab wie morsche Lappen. Eine große Gemütsbewegung erfüllte sie. Jonas hatte sie gerufen. Sein Geist. Grade im dunkelsten Augenblick. Nun wollte sie alles Glücksverlangen, Stolz, Eitelkeit, alles, alles fahren lassen und den Willen wandeln, wie jener blasse Jude es lehrte. Nun wollte sie also leiden.

Philipp hatte nach dem Veßrakreuz am Horizont gesehen; doch ihr Schweigen dauerte ihm zu lange. Er wandte sich ein wenig zaghaft nach ihr um und sah ihr Profil, das Kinn erhoben, die Augen schwärmerisch zur Höhe blickend.

„Dieta?"

Sie wandte sich ihm zu und sagte in einem Ton, den

er noch nie bei ihr gehört hatte: „Ich werde mich bemühen."

Er sah sie erstaunt an. „Wie meinst Du?"

„Ich will mir Mühe geben, Dir gehorsam zu sein."

„Dieta!! — War das eben Dein Ernst?!"

„Ja."

„Ich kenne Dich gar nicht so?"

„Du sollst mich jetzt von einer anderen Seite kennen lernen, Phil. Bis jetzt war ich rebellisch, aber von nun an will ich gehorsam sein. Ich will Dich besser lieben als bisher."

Er wußte nicht, was er denken sollte.

„Still, still, Dieta! Bei so viel guten Vorsätzen wird mir wirklich angst! Man sagt, mit solchen sei der Weg zur Hölle gepflastert. Man soll nicht davon reden, was man für Tugenden ausüben will, sondern sie schweigend tun."

Diese abweisende Gelassenheit ihren guten Worten gegenüber empörte sie innerlich, aber sie hielt sich im Zaum. Wenn sie durch ihn litt, das war ja gerade, was sie wollen mußte. Das war ja eben gut!

Darum stimmte sie ganz demütig bei: „Wie Deine Mutter und Schwestern."

* * *

Alle Donarsbrunner wunderten sich nicht wenig über die mit Dieta vorgegangene Wandlung. Sie erschien ein völlig anderer Mensch. Jede ihrer Äußerungen: demütige Fügsamkeit. Sonst hatte sie sich allerdings auch gefügt, allein, es war ihr anzumerken gewesen, daß sie es widerstrebend tat, dem Zwang gehorchend. Wenn sie jetzt schweigend dasaß, waren ihre großen, schönen Augen nicht wie vormals ein beständiges, erstarrtes Nein, noch auch trug sie bei den Gesprächen der anderen hochmütige Gleichgültigkeit zur Schau.

Dieta war religiös geworden. Sie hatte sich, von den Worten des Juden Jonas ausgehend, ein ihr neu aufgegangenes „lebendiges Christentum“ zurechtgelegt. Denn was Jonas vorschrieb, war, wie sie zu erkennen meinte, nichts anderes als die wahre Nachfolge Christi. Sie mußte sich immer das Ideal des Gottmenschen vergegenwärtigen, um nicht zu erschlaffen. Doch tat sie, was Millionen und Millionen notleidender Seelen vor ihr getan: sie modelte das Ideal um zu dem Gott, nach dem gerade sie eben verlangend war.

Kürzlich war sie darauf verfallen, zu fasten, um sich auch mit den Mahlzeiten zu kasteien und statt billigen Genusses kleine Leiden einzuheimsen.

Es wurde anfangs nicht bemerkt, daß sie weder Butter, noch Fleisch, noch Süßigkeiten nahm. Dann fiel es doch auf.

„Warum ißt Du keinen Braten, liebe Dieta?“ fragte eines Mittags die Tante Ninette. „Es ist jetzt der vierte Tag, daß ich es bemerkt habe.“

„Ich faste, liebe Tante.“

Alle sahen sie groß an.

„Wir sind doch keine Katholiken!“ rief Graf Kuno.

„Luther hat es nicht verworfen“, rechtfertigte sich Dieta. „Im Katechismus steht doch: Fasten und leiblich sich bereiten, ist wohl eine feine äußerliche Zucht.“

„Dein Mann soll es Dir aber doch verbieten“, sagte Graf Kuno.

Er war ärgerlich.

Eine krankhafte Asketin wollte er nicht zur Schwiegertochter. Dieta sollte seinem Sohn Kinder gebären und diesen die Kräfte vererben, die Philipp leider nicht mehr in wünschenswertem Maße besaß. Hier lag ihre Aufgabe, und er durfte nicht leiden, daß sie aus irregeleiteter Bußfertigkeit ihre Gesundheit untergrub.

Philipp sagte, dem Wink des Vaters gehorchend: „Reiche der Frau Gräfin noch mal den Braten, Trinius.“

Dieta schlug die Augen nieder. Sie war nicht so-

gleich imstande, ihr Widerstreben gegen diese Kreuzung ihres Willens zu besiegen oder auch nur zu verbergen. Daß man ihr auch hier Zwang antun wollte, empörte sie. Ihre Lippe zuckte in verhaltenem Weinen, bis sie sich sagte: „Nun ja, ich leide. Aber das Leiden will ich ja eben." Der Zauberspruch ihres Propheten versagte nicht.

Als sie aufsah, hatte sie wieder ihr demütig verklärtes Lächeln, und ruhig nahm sie ein Stück Braten von der Schüssel, die Trinius ihr hinhielt.

Tante Ninette, die Prinzessin und die Engländerin sahen, ebenso wie Graf Kuno, in Dietas verändertem Wesen Reue und Bußfertigkeit. Ihr Verhalten bei der Familienkatastrophe des vergangenen Winters hatte sie in den Augen der Frauen zu einem gefährlich unmoralischen Geschöpf gestempelt, vor dessen unheilvollem Einfluß man nicht genug auf der Hut sein konnte. Man sah in ihr eine ständige Gefahr für die reinen und unschuldigen jungen Mädchen, deren Verkehr mit Dieta scharf überwacht wurde. Josephine beklagte man als ein Opfer des mit Dieta eingedrungenen moralischen Giftstoffes. Josephine hatte in Demut die lebenslange Sühne auf sich genommen, Dieta aber hatte mit lauter Stimme die Sünde verteidigt. Sie galt als die Schuldigere.

Und nun diese unbegreifliche Verwandlung!

Die Prinzessin, die von schwärmerischer Gemütsart war, neigte zu der Ansicht, daß Gott an Dieta ein Wunder getan habe.

Sie hatte, mit aller notwendigen Diskretion über den eigenartigen Fall, an eine von ihr sehr bewunderte Cousine, eine katholische Fürstin W., geschrieben.

Die Fürstin hatte sogleich geantwortet:

„. . . was Du über Deine Schwiegertochter berichtest, ma très chère Caroline, hat mich in hohem Grade bewegt. Wir stehen hier einmal wieder, je n'en doute pas, vor einem Fall unmittelbarster Offenbarung der göttlichen Gnade. Ich bin fest überzeugt, daß die Seele dieser jungen Heiligen noch der Kirche zugeführt

wird. Ich beneide Dich, ma chère et bien aimée, ja in der Tat, ich beneide Dich um den täglichen persönlichen Kontakt mit einer so begnadeten Persönlichkeit ..." usw.

Diese Auffassung sagte der Prinzessin zu. Aber Tante Ninette, die den Brief zu lesen bekam, meinte mißbilligend: „Wenn die gute W. sich nur nicht einbilden wollte, wir müßten alle katholisch werden."

Der puritanischen Nüchternheit Tante Ninettes war Dietas exaltiertes Wesen fremd und antipathisch. Sie empfand Pose darin, etwas wie ein geistliches Glänzenwollen. Ähnlich wie sie, nur noch schärfer, urteilte ihr Bruder, der Graf Kuno.

Eines Vormittags im Dezember kamen Vater und Sohn Vetsra von einem Gang durch den Forst zurück. Ein Sturm hatte über Nacht verheerend unter den schönen Tannen gewütet.

Der gräfliche Förster hatte morgens Bericht erstattet, und die beiden Grafen waren in den verschneiten Wald gegangen, um sich mit eigenen Augen von dem Schaden zu überzeugen. Herrliche, gewaltige Stämme waren teils entwurzelt, teils umgebrochen wie dürre Stecken. Traurig starrten die großen, weißen Splitter an der Bruchstelle.

Der Förster hatte schon oft gesagt, daß diese längst überständigen alten Riesen einem ordentlichen Sturm nicht mehr standhalten würden, da sie im Kern bereits zermorscht seien. Die Herren hatten es nicht glauben mögen. Diese alten Bäume gerade liebten sie.

Nun war die Einbuße groß, denn die zersplitterten Stämme konnten nur noch als Brennholz verkauft werden.

Ziemlich niedergeschlagen traten die Grafen den Heimweg an. Der Wald schaffte den Hauptertrag des Gutes, und die Zeiten waren schlecht. Der Hausstand in Donarsbrunn wurde auf demselben Fuße geführt wie zu den Zeiten, da der Reinertrag der Wirtschaft ein drei-

facher war. Da schlich sich an solchen Tagen die Sorge ein und mit ihr der Groll gegen den „sozialen Niedergang“ der Zeit.

Der Rauhreif glitzerte. Graf Kunos Adlernase war bis zur Wurzel hinauf lebhaft gerötet, seine blitzenden Augen tränten. Doch er pflegte seinem chronischen Schnupfenzustand keine Beachtung zu schenken.

Philipp schlenderte in seiner schlaffen, etwas haltlosen Gangart neben dem strammen Vater her.

Eine ganze Weile hatten sie geschwiegen.

Jetzt begann Graf Kuno aus seiner verdrießlichen Stimmung heraus:

„Weißt Du, lieber Philipp, Deine Frau gefällt mir gar nicht. Sie sieht schlecht aus.“

Philipp seufzte.

„Ist denn noch immer keine Aussicht?“ forschte der Vater.

Philipp schüttelte den Kopf.

„Sie ist doch gesund?“

„Sie behauptet es entschieden. Aber sie ist so. . . so . . . ich weiß nicht, wie ich sagen soll! Ich kenne mich gar nicht mehr aus mit ihr.“

„Du duldest doch nicht etwa, daß ihre asketische Richtung mit ihren ehelichen Pflichten kollidiert?“

Philipp warf den Kopf etwas zurück. „Sie ist ja die Fügsamkeit selbst. Ich habe mich über keine Spur von Widersetzlichkeit zu beklagen.“

„Ich hoffe, Du läßt Dich nicht durch den Unsinn dieses neumodischen Berliner Modearztes, von dem sie Dir gesprochen hat, beeinflussen!“

„Nein, durchaus nicht.“

„Solche Damen-Ärzte, die aus allgemeinen Gesundheitsrücksichten oder gar Schönheits- und Bequemlichkeitsrücksichten den jungen Frauen einreden, sie dürften keine Kinder mehr haben, gehören meiner Ansicht nach vor den Staatsanwalt. Es gibt nichts Unmoralischeres.“

„Das sieht Dieta selbst vollkommen ein, glaube ich.“

„So? Das freut mich. Was für Bücher liest sie?“

Sie hat Mamans Lieblingsbuch: Récit d'une Soeur, von der Madame Augustus Craven gelesen, und jetzt hat ihr die Maman das „Heimweh“ von Jung-Stilling gegeben. Das sind doch beides sehr gute, ernste Bücher.“

„Ja; aber doch vielleicht nicht ganz das Richtige für ein überspanntes Frauenköpfchen.“

„Meinst Du, daß ich es verbieten soll?“ fragte Philipp etwas zögernd.

Der Vater gebrauchte sein Taschentuch mit Getöse. Dann legte er die Stirn in Falten und überlegte.

„Verbieten? — nein.“

Es kam ihm vor, als habe das Verbieten bei Dieta jeden Sinn verloren. Man bestärkte sie doch nur in ihrer sonderbaren Sucht, sich demonstrativ unterwürfig zu zeigen. Gerade, als ob das, was einfach selbstverständlich hätte sein sollen, ihr zum raffinierten Genuß werde.

Dem Grafen Kuno waren diejenigen Frauen die liebsten, die am restlosesten in der Gattung aufgingen. Nicht der Gehorsam und die Unterordnung an sich machten die Vortrefflichkeit dieser Frauen aus, das wurde ihm jetzt recht klar, — sondern das ihnen Natürliche, Selbstverständliche dabei. Dietas Art dagegen legte bewußt oder unbewußt einen viel zu starken Akzent auf ihr Tun.

„Mir scheint jetzt das Wichtigste“, hub der Graf nach minutenlangem Schweigen wieder an, „daß Deine Frau auf irgendeine Weise aus dieser schwärmerischen Verzücktheit herausgebracht wird. Es verzehrt nutzlos ihre Kräfte. Mit solchem Hokuspokus verdient man sich den Himmel nicht. Sie soll der Familie stramme Söhne schenken, das ist tausendmal verdienstlicher. Weißt Du, was ich Dir empfehle? gib sie uns mit nach Berlin.“

„Nach Berlin?!“

„Ja. Ich habe mich für Berlin entschieden, diesen Winter.“

„Dieta mit Euch in Berlin?!“ rief Philipp erschrocken. „Das ist unmöglich!“

„Wieso?!“

„Ihr könntet ihr doch nicht den Verkehr im Hause ihrer Schwester verbieten!“

„Warum denn auch? Die Gertrud gefällt mir recht gut. Sie ist mir eigentlich lieber als Deine Dieta. Sie ist eine verständige, ruhige Frau. Und was ich so in der Zeitung von der Wirksamkeit des Dr. Karlsen lese, nimmt mich auch für den Mann ein.“

„Aber ihr Verkehr ist einfach unmöglich!“ rief Philipp. „Ihr Haus steht der ganzen großstädtischen Bohème offen. Und sie selbst leben wie Zigeuner! Mal wird gekocht, mal nicht, wie's gerade paßt. Ich werde alles tun, was ich kann, um Dieta von diesen Leuten fern zu halten.“

Er hatte erregt und heftig gesprochen.

„Ja, allerdings . . . wenn es dort so hergeht . . .? das wußte ich nicht.“

„Dieta erzählt wenig“, fuhr Philipp fort, „aber das Wenige schon, was ihr gelegentlich entschlüpft, läßt tief genug blicken. Mir ist dieser Karlsen immer fatal gewesen. Seine Art, im Hause meiner Schwiegermama die Honneurs zu machen, als er dort noch keinerlei Rechte hatte, war unausstehlich anmaßend. Und jetzt verkehren sie mit Sozialdemokraten und Juden und sittenlosen Frauenzimmern, also so recht dem Abschaum der verdorbenen Großstadtbevölkerung.“

Der Graf Kuno war erschüttert. „Das ist ja freilich sehr traurig. Dann bleibt freilich nichts übrig, als diese Karlsens möglichst en distance zu halten. Nötigenfalls mußt Du Deiner Frau das Karlsensche Haus verbieten. Ein Glück, daß sie so gehorsam ist. Hoffentlich bleibt sie es.“

„O gewiß, lieber Papa; dafür will ich schon sorgen! Du hältst mich immer für schwach, aber ich versichere Dir:

offene Widersetzlichkeit seitens meiner Frau leide ich unter keinen Umständen."

Er sagte es mit betontem Selbstgefühl; es lag ihm viel daran, den Vater von seiner kraftvollen Männlichkeit zu überzeugen.

Aber gleich nachher schämte er sich, daß er mit seinem Herrentum prahlte, das doch durch Dieta nicht mehr auf die leiseste Probe gestellt wurde. Sie war ja so sanft, so engelhaft!

Er sagte: „Manchmal glaube ich, wie die maman, daß ein Wunder geschehen ist. Dietas Bekehrung ist zu merkwürdig! zu eklatant!"

„Philipp! Philipp!" lächelte der Vater, „kommst Du mir auch in die katholisierende Richtung der guten maman?"

Philipp senkte den Kopf und erzählte mit leiser Stimme: „Ich kann den Augenblick bezeichnen, in dem das Wunder geschah. Wir fuhren im Sandschneider über das Todtfeld. Es war Ende Oktober, als Tante Kornelie uns besuchte. Dieta kam eben aus Berlin zurück und war natürlich bis zum Explodieren geladen mit Widerspruch und Auflehnung. Ich tat das Äußerste, um Frieden zu halten, aber was ich auch sagte, sie opponierte. Es war unerträglich. Da auf einmal zeigte sich uns, einer Vision gleich, das Beßrakreuz auf dem Heidegrab, schwarz und erhaben vor einer strahlenden Gloriole, die die sinkende Sonne an den Himmel zauberte. Es war wirklich wie eine Vision! Ungemein feierlich, die Seele zur Andacht rufend. Wir blickten beide wie gebannt dorthin. Da sagt Dieta plötzlich mit merkwürdig sanfter Stimme: ‚Von nun an will ich nur noch Deinen Willen tun und Dich viel besser lieben als bisher.' Ich wußte gar nicht, was ich denken sollte, und sagte ihr sogar mit einiger Strenge, daß mir mit schönen Worten wenig gedient sei. Aber von dieser Stunde an ist sie ein anderer, besserer Mensch geworden."

Philipp wußte nicht, daß seine Erinnerung die Mo-

mente und Eindrücke etwas durcheinander warf und daß sich ihm der unmittelbare Zusammenhang zwischen dem vorm leuchtenden Abendgold stehenden Beßrakreuz und Dietas wunderbarer Bekehrung erst bei späterem Zurückdenken ergeben hatte.

* * *

Der Schneesturm umtobte das alte Donarsbrunner Schloß.

Im Wohnzimmer des Grafen Eberhard war es sehr warm, an zwanzig Grad Réaumur, denn wenn verschneite Unwegsamkeit den Greis am Ausgehen verhinderte, wurde er frostig.

Ein grüner Kachelofen stand in seinem Zimmer, daneben ein unförmlicher Behälter mit Mahagonifournierung für das Brennholz. Auf einem Bärenfell am Ofen lagen des Grafen zwei gelbe Teckel wohlig zusammengerollt und träumten von interessanten Jagdabenteuern.

Göpfert, der Alte, der bereits fünfzig Jahre im Hause diente, stapfte eben wieder mit einer hochgetürmten Ladung Buchenscheite herein, die er in einer aus Ästen gefertigten Gabel auf der Schulter trug. Er ließ die Last mit Gepolter in den Kasten fallen.

„Befehlen der Herr Graf nochmal nachlegen?“

„Ja, leg' nur tüchtig ein, Göpfert.“

„Es ist aber sehr warm hier, Onkelchen“, bemerkte Dieta.

„Ist gut, mein Töchterchen. Soll auch warm bleiben.“

„Onkelchen, uns rührt der Schlag.“

„Ach, grüne Bohnen und Petersilie! Niemanden rührt der Schlag.“

Göpfert legte nach, umständlich und geräuschvoll. Während er in seiner langsam bedächtigen Weise hantierte, machte Dieta im Vorlesen eine Pause.

Sie kam jetzt täglich zu dem Großonkel und las ihm vor. Sonst war dies ein Amt der Komtessen, in dem sie abwechselten. Seit sie fort waren, hatte sich Dieta dazu gemeldet, und der Graf Eberhard fand, daß sie am besten las. Ihr konnte er am längsten zuhören.

Er wollte aber nur solche Romane vorgelesen haben, die er aus alten Zeiten kannte und liebte, denn Neues faßte er nicht mehr auf.

Jetzt waren sie gerade beim „Thomas Tyrnau“ von der Henriette von Palzow.

Dann wurde der alte Herr oft lebhaft und redselig. Die Romanvorgänge, die ihn einstmals erregt und entzückt hatten, riefen Erinnerungen aus jenen Tagen wach, und er erzählte, etwas unzusammenhängend zwar, aber mit lebendiger Empfindung, Anekdoten aus seiner Jugend.

Dabei pflegte er sich in seinem Armstuhl vorzubeugen und mit den blauen, von den buschigen weißen Brauen überwölbten Augen vor sich hin zu blicken, als sähe er die Schatten lange Verstorbener leibhaft vor sich aufsteigen.

Er vergaß gewöhnlich, zu wem er sprach, und machte lange Pausen, in welchen er die Erinnerungen innerlich weiter verfolgte.

Dann saß Dieta schweigend auf ihrem Schemelchen und sann über das Rätselhafte des Erscheinens und Weilens und Verschwindens in der Zeit.

Aber oft nickte der alte Herr bei ihrem Vorlesen ein: Schwieg sie dann still, so wachte er auf und fragte tadelnd: „Warum liest Du nicht weiter?“

Anfangs hatte sie geantwortet: „Du schliefst Onkelchen.“

Das pflegte er entrüstet abzustreiten.

„Ei, wie werd' ich denn einschlafen?! Jedes Wort hab' ich gehört.“

Nun las Dieta ruhig fort, auch wenn der Alte schlum-

merte. Halblaut murmelte sie die veralteten Romanphrasen vor sich hin, bis sie selbst fast darüber einschlief.

Er wollte von keinem anderen mehr vorgelesen haben. Ihre Stimme und ihr Tonfall erinnerten ihn an etwas, das ihm einst sehr lieb und süß gewesen war, wenn er auch nicht wußte, aus wessen Mund ihn diese selben Laute schon umschmeichelt hatten.

„Mir ist, als ob ein Vöglein im Wald
Von alten Zeiten singt.“ —

Graf Kuno war mit den Seinen abgereist, aber nicht nach Berlin, wie er einst geplant hatte, sondern nach Venedig. Der alte Hausarzt hatte das Klima der Lagunenstadt als heilsam für den chronischen Schnupfen des Grafen empfohlen.

Philipp fragte Dieta, ob sie Lust habe, sich den Reisenden anzuschließen, aber sie wollte nicht. „Ich bin Deine Frau“, hatte sie gesagt, „und gehöre dahin, wo Du bist.“

Das war im Grunde seine Ansicht auch. Und der Graf Kuno ließ den Gedanken, die wunderliche Schwiegertochter mitzunehmen, nicht ungern fallen.

Nun gingen die kurzen Wintertage in Donarsbrunn in ihrer stillen Einförmigkeit rasch und beinahe spurlos vorüber. Dieta las dem Großonkel vor, lauschte geduldig den Moralpredigten und langweiligen Erzählungen der Tante Ninette, strickte und stopfte Strümpfe.

Sie war jetzt fast immer schläfrig. Statt der fieberhaften Spannung der vergangenen Monate fühlte sie jetzt müde Gleichgültigkeit. Diese Schlaffheit und Müdigkeit hielt sie für die Abnahme der Lebenskraft. Sie glaubte, durch die gewaltige Anstrengung, in einer Art zu leben, die eine beständige Überwindung ihrer Natur war, ihre Kräfte verbraucht zu haben, und hoffte, bald zu sterben. Der Tod erschien ihr sehr wünschenswert, ja als das Ideal. Mit der Eugénie aus „Récit d'une soeur“ sagte sie gern: „Je suis amoureuse de la mort.“

Allein, statt nun hinzuwelken wie eine Blume im Herbst, mußte sie etwas Unerwartetes erleben. Eine

Reaktion trat ein. Sie hätte am liebsten nur immer geschlafen und dazwischen viel gegessen oder auch ganz kindischen Unfug getrieben. Nachdem sie monatelang ein extatisch gesteigertes Seelenleben geführt hatte, versagte plötzlich die geistige Spannkraft. Sie fühlte sich schwer, flügellahm, stumpfsinnig. Ihr völlig neue Appetite erwachten in ihr nach etwas recht Derbem, Spaßhaftem — und wenn's unanständig wäre. Sie schämte sich dessen, aber es war da.

Am liebsten wäre sie oft hinunter in die Leutestube gegangen, wo der alte Göpfert Schwänke zum Besten gab, über die das weibliche Hausgesinde aufkreischend zu lachen pflegte. Doch das wäre in Donarsbrunn etwas ganz Unerhörtes gewesen.

Die da unten so lustig um ihre Kartoffelsuppe oder um ihren Nachmittagskaffee saßen, ahnten nicht, daß draußen im Flur in irgend einem kalten Winkel die junge Gräfin Philipp fröstelnd stand und sie beneidete.

* * *

„So lies doch weiter, Dieta!" mahnte der Onkel Eberhard mit der leichten Reizbarkeit im Ton, die er oft an sich hatte.

Da trat Philipp ein, eine Wolke Schneeluft mit sich bringend, Gesicht und Hände von der Kälte lebhaft gerötet.

„Heiliger Bramaputra!" entfuhr es ihm, „die Hitze wedelt ja hier! Kannst Du es denn in solcher Backofenhitze aushalten, teuerster Onkel?"

„Du siehst es ja", knurrte der Alte ärgerlich. „Wenn Du eben im Schlitten zwei Meilen durch den Schnee gefahren bist, kommt's Dir im geheizten Zimmer natürlich warm vor. Verstandewuh, mein Sohn? Will der Kiekindiewelt mitreden wie 'n Alter. Is noch nich trocken hinter den Ohren, der Mosjö Philipp!"

Dabei zupfte Graf Eberhard den Großneffen, der zu ehrerbietigem Handkuß herangetreten war, am Ohr.

Philipp lächelte liebenswürdig. „Sei nicht böse, Großonkelchen!“

„Na, was gibt's zu melden, mein Sohn? Mach's kurz, denn wir kommen eben zu einem der schönsten Knalleffekte.“

„Ich wollte nur sagen: Silvio will kommen.“

„Silvio? Was Silvio? Ich kenne den nicht.“

„Tante Margarethens Sohn, Onkelchen. Du weißt: Deine Nichte Margarethe, die mit dem Marchese Adriani verheiratet war.“

„Von dem guten Gretchen ein Sohn! So, so. Läßt sie denn das Kind ganz allein reisen?“

Philipp lachte. „Onkelchen, das Kind ist dreißig Jahre alt, fast so alt wie ich.“

Aber dergleichen faßte der Onkel Eberhard nicht mehr auf.

„Die Gretchen, ja!“ sagte er rücksinnend, „war ein gar liebes Ding! ‚Der Mond‘, sagte sie ‚scheint mir... sieht aus... wie ein kleines Federchen.‘ Hinten bei den Blutbuchen war's, ja. Ich hatte sie bei der Hand und der Mond stand als weiße Sichel am hellen Himmel. Ein gar liebes kleines Ding! Und das hat nun schon wieder eigene Kinderchen! So geht die Zeit hin.“

Er seufzte, schüttelte den Kopf, versank in Träumerei. Ehrerbietig schwiegen Philipp und Dieta.

Auf einmal winkte der alte Graf dem Großneffen mit einer Geberde herrischer Ungeduld ab.

„Er kann gehen, mein Sohn. Rechts geschwenkt, — ab!“

Philipp ging und Dieta las weiter.

Der schöne Knalleffekt im „Thomas Thrnau“, der den Großonkel so sehr erfreute, ließ sie gänzlich ungerührt. Ihre Gedanken wollten nicht bei der Sache bleiben.

Endlich erschien Hubert mit der Kraftbrühe, die sein

Herr um diese Stunde zu sich nehmen mußte. Das löste Dieta ab.

Eilig begab sie sich zu Philipp.

Der stand vor dem Trumeau und knüpfte mit sorgfältigem Bemühen seine Krawatte.

Nach Donarsbrunner Hausbrauch erschienen die Herren an der Tafel stets in schwarzem Gehrock und schwarzer Krawatte, und auch seit seine Tischgesellschaft nur aus Tante Ninette und Dieta bestand, erlaubte sich Philipp nicht die geringste Vernachlässigung.

„Hat Großonkelchen genug?“ fragte er in dem gerührt ehrfürchtigen Ton, in dem alle immer von dem Greise sprachen.

„Hubert serviert ihm eben die Suppe. Aber sag' doch, Philipp, jetzt im Februar will Silvio kommen? So mitten im Winter, während wir ganz allein sind?!“

„Ja, er hat eine unliebsame kleine Affäre gehabt, die ihn veranlaßt, seinen Petersburger Aufenthalt kurz abzubrechen und für kurze Zeit vom Schauplatz der großen Welt zu verschwinden.“

„Doch nichts Politisches?“ fragte Dieta ängstlich. Ihr schwebten heimliche Deportationen nach Sibirien vor, unfreiwilliges Verschwinden. Rußland war ihr nicht geheuer.

Doch Philipp beruhigte sie sofort.

„Nein, eine Liebesgeschichte. Er scheint einer sehr hochstehenden Dame mehr als wünschenswert gefallen zu haben. Da hat man ihm angedeutet, er möchte die Gefälligkeit haben, u. s. w. u. s. w.“

„Das ist ja ganz romantisch!“

„Was dabei romantisch sein soll, verstehe ich eigentlich nicht. Mir beweist diese Geschichte nur, daß die hochgestellten Damen leider nicht immer die tadellos gute Haltung haben, die man von ihnen verlangen muß. Je höher eine Dame steht, desto weniger darf sie ihre Neigungen über die Verpflichtungen ihres Standes herrschen

lassen. — Es war heut' eklig kalt im Schlitten. Meine Hände sind noch ganz starr."

„Bei dem Schneetreiben, das glaub' ich, Du Armer! Mach' ein bißchen Bewegungen! So."

Sie krümmte und spreizte in raschem Wechsel die Finger der ausgestreckten Hände. Er machte es ihr nach, doch blieben seine Bewegungen langsamer und matter als die ihren.

* * *

Dieta wurde mit einem Mal darauf aufmerksam, daß sie dahin gekommen war, ihr Äußeres zu vernachlässigen. Nicht, daß sie es an Reinlichkeit und Ordnung hätte fehlen lassen, aber es war ihr gleichgültig geworden, ob sie das Haar kleidsam ordnete oder nicht, ob ihre Nägel den Perlmutterglanz zeigten, ob ihre Toiletten tadellos saßen, und welche Farben sie trug. Unwillkürlich von dem Urteil ihrer Umgebung geleitet, bevorzugte sie das Schlichte, Unscheinbare. Daß ihr Gesicht spitz geworden war und eine unschöne, fahle Stubenfarbe angenommen hatte, daß ihre großen Augen stumpf und müde aus dunkler Schattenumrandung schauten, das war ihr als ein Anzeichen körperlichen Verfalls eben recht gewesen. Sie hatte ja hinsiechen und sterben wollen.

Aber nun gefiel sie sich auf einmal gar nicht mehr. Sie mochte dem Vetter Silvio, der sie in der besten Zeit ihrer Ehe gesehen und bewundert hatte, nicht als eine dem Grabe zuwankende Leidensgestalt unter die Augen treten. Vor ihm schämte sie sich. Er sollte ihr nicht auf den ersten Blick ansehen, daß sie hier nicht glücklich war.

Sie brachte heimlich eine Menge Zeit damit zu, sich äußerlich aufzufrischen, aber ganz konnte sie die Spuren ihres unnatürlichen, ungesunden Lebens in ein paar Tagen nicht verwischen. Immerhin ließ sich die Hautfarbe durch geschickt gewählte Kleiderfarben etwas heben und die Magerkeit durch kluge Anordnung des Haars und

der Kleiderfalten mildern. Sie besaß in diesen Dingen Talent.

Bei alledem leitete sie das angenehme Bewußtsein, endlich einmal wieder mit einem Menschen zusammen sein zu dürfen, dem es nicht lediglich darauf ankam, daß sie folgsam und tugendhaft war, sondern der sie auf ihre Schönheit hin ansah.

Dieta liebte es, bewundert zu werden, wie alle schönen Frauen; aber wenn keiner zum Bewundern Lust hatte, hörte sie ganz auf, auf ihr Aussehen Wert zu legen. Und wenn auch Philipp zuweilen sich für ihre Schönheit sehr empfänglich zeigte, so wußte sie doch, daß er sich unter den Augen der Familie dieser Schwäche schämte. Sein Stolz litt unter dem, was ihm „Niederlagen" bedeutete. Sie hatte ihn übrigens seit geraumer Zeit nicht mehr in Versuchung geführt.

Heute zum Mittag wurde Silvio erwartet.

Dietas hellbraunes Haar glänzte wie feine Seide und umrahmte das Gesicht sehr graziös. Sie trug einen etwas schleppenden dunklen Rock und eine der Tagesmode entsprechende Bluse mit sehr weiten Ärmeln von lachsroter leichter Seide. Echte Spitzen und ein Granatenhalsband umschlossen das reizende Hälschen. Ein rosiger Schimmer ging von der Seide und den Steinen über das zarte Gesicht.

Ganz beglückt über den Effekt ihrer harmlosen Toilettenkunst, stand sie vor dem Spiegel, als die hellen Schlittenglocken im Hof die Ankunft Silvios ankündeten.

Gleich darauf trat Philipp ein.

„Er ist da!"

Als sie sich nach ihm umwandte, fiel ihm auf, daß sie sich schön gemacht hatte. Das gab ihm eine scharfe Mißempfindung.

Hämisch bemerkte er: „Nu, Du hast Dich ja gehörig aufgetakelt für den guten Silvio!"

„Jawohl, ich hab' mich ein bißchen hübsch gemacht. Ich glaubte, es müßte Dir peinlich sein, wenn Dein Vet-

ter gleich dächte: ‚Hat die aber schon eingepackt!‘ Hättest Du das gern gemocht?“

Er lächelte säuerlich: „Die Eitelkeit wird da wohl mehr mitgesprochen haben als liebevolle Rücksicht für mich.“

Sie bückte den Kopf, und mit der sanften Unterwürfigkeit, die sie sich angewöhnt hatte, fragte sie: „Willst Du, daß ich mich umziehe?“

Dies war einer der Momente, in denen er sie verabscheute. Sie nötigte ihm förmlich die Rolle eines lächerlichen Tyrannen auf und hüllte sich selbst in Tadellosigkeit. Er fühlte sich vollständig ohnmächtig dieser Griseldis-Maske gegenüber. An die Echtheit dieser Demut glaubte er nicht mehr. Auch wußte er, daß sie es verstehen würde, sich kokett zurechtzukünsteln in jedem Hauskleid, und daß er sich einfach lächerlich machte, wenn er ihr befahl, ihre dunkle Alltagsbluse anzuziehen. Nein, das konnte er nicht, und sie, die da mit gesenkten Wimpern, als sanftes Opfer seiner Herrenlaunen vor ihm stand, wußte so gut wie er, daß sie zehn Minuten später unten im Eßsaal Silvio mit ihrem rotseidenen Tand und roten Steinen entgegentriumphieren werde. Nie hätte eine seiner jungen Schwestern irgend eines Besuchs wegen auch nur eine andere Nadel vorgesteckt! Einer so unvornehmen Gefallsucht hätten sie sich geschämt — mit Recht.

Ja, er verabscheute die eitle, bald mit Tugend, bald mit Schönheit prunkende Frau und litt qualvoll unter dieser Mißempfindung.

Als er nicht antwortete, sah Dieta etwas verwundert auf. Er nagte an der Unterlippe, hatte sehr unglückliche Augen und die Nasenflügel eingezogen, einen Ausdruck verbissenen Hasses und verhaltener Qual.

Sie entsetzte sich, als sie ihn so sah. Das war also der Erfolg ihres monatelangen angestrengten Bemühens,

sich um des Friedens willen in etwas umzumodeln, was sie von Natur nicht war!! —

Das war der Erfolg nach außen. Und der innere? Eine gewaltsame Reaktion ihrer gesunden Natur, die sie vor dem asketischen und ekstatischen Treiben dieser ganzen Zeit bis zum Ekel gehenden Widerwillen fühlen ließ. Das war also alles, was sie erreicht hatte. Philipp liebte sie nicht ein bißchen mehr als früher, eher weniger! Jetzt genügte es, daß sie sich für Silvio hübsch angezogen hatte, um ihn mit Widerwillen gegen sie zu erfüllen. War das wohl der Mühe wert? Ach, wahrhaftig: nein!

Mit raschem Griff löste sie das bescheidene Granatenhalsband, das ihr Vater einst von Karlsbad mitgebracht hatte, und begann die Bluse aufzuhaken.

„Was tust Du?" fragte Philipp, vor verhaltenem Zorn bebend.

Sie schwieg und fuhr fort, die Bluse zu öffnen.

„Willst Du nicht so gut sein, mir zu antworten, wenn ich etwas frage?"

Man hörte: es kochte in ihm. Wäre er etwas minder kultiviert gewesen, so hätte er sie in diesem Augenblick vielleicht beschimpft oder sogar geschlagen. Aber so weit vergaß ein Mann aus dem Hause Vetzra sich nie.

Auch mit Dietas Sanftmut war es am Ende.

„Es ist genug", sagte sie erbittert; „wenn Du mich nicht mehr liebst, laß mich fort — zu meiner Mutter. Ich habe mich fast übermäßig angestrengt, Dich zufrieden zu stellen, und das ist der Dank! Ich kann nicht weiter. Ich will fort."

Die Empfindung des Unrechts, das ihr angetan wurde, überwältigte sie, und sie brach in Tränen aus.

Das bewirkte einen jähen Umschwung der Gefühle Philipps. Er hatte Mitleid mit ihr, und es war ihm peinlich, daß sie sich nun rote und geschwollene Augen anweinte, so daß Silvio die eheliche Szene gleich erraten

mußte. Sie vertrat hier jetzt doch die Frau des Hauses und hatte als solche die Honneurs zu machen. Und nun würde sie schlaff und stumm dasitzen als eine Trauerweide. Wie ungelegen das kam! Eben hatte sie noch strahlend dagestanden. Er begriff gar nicht mehr, wie ihn das nur hatte in Harnisch bringen können. Jetzt hätte er Gott weiß was darum gegeben, wenn er sie hätte in den vorherigen Zustand zurückversetzen können.

Er bemühte sich angelegentlichst, sie zu begütigen.

„Liebe Dieta, wie kannst Du Dir eine übellaunige Aufwallung nur so zu Herzen nehmen! Ich sehe ja schon ein, daß Du ganz recht hattest. Natürlich mußt Du elegant und nett aussehen, da Du Repräsentationspflichten hast. Komm, verzeih' mir und sei wieder gut! Sieh', ich helf' Dir auch. Bitte, bitte, Liebchen!"

Er nestelte unbehilflich an den Haken ihrer Bluse.

Mitten aus Kummer und Tränen mußte sie über seine Kammerzofenbemühungen lachen. Das Schluchzen, das ihren zarten Leib mit stürmischen Stößen erschüttert hatte, ließ nach. Die Toilette wurde in Ordnung gebracht. Philipp legte ihr selbst das Granathalsband an.

Aber freilich, ihr Gesicht blieb krankhaft gerötet und die Augen verschwollen.

„Ich habe einen Mordsschnupfen", sagte sie mit resigniertem Lächeln. Sie wollte nicht grollen, da sich Philipp so versöhnlich und liebenswürdig zeigte. Aber im Herzen blieb sie tief niedergeschlagen. Sie wäre jetzt selbst viel lieber im unscheinbaren Hauskleid hinuntergegangen. Aber am liebsten wäre sie gar nicht gegangen, um von Silvio gesehen zu werden.

Sie schämte sich; — nicht nur vor Silvio und Tante Ninette und Philipp, sondern am meisten vor sich selbst. Wie elend war ihr schwer errungenes Heiligsein eben zusammengefallen! Wie klein hatte sie sich gezeigt! Philipps Dankbarkeit zu beanspruchen für etwas, was sie doch nur ihrer selbst wegen getan hatte, wie lächerlich!

Als ob sie nicht reichlichen Lohn in den Entzückungen der Ekstase davongetragen hatte! In der Selbstanbetung, — jawohl.

Und nun war alles so widerlich leer und schal geworden. Ach, ihr graute!

* * *

Doch siehe: als sie an Philipps Arm den Eßsaal betrat und Silvio auf sich zukommen sah, vergaß sie alles, was sie eben noch gequält hatte, über der Freude an ihm.

Dieser Mann erschien ihr in diesem Moment einfach wie die Verkörperung alles Frohen, Erfrischenden, alles dessen, wonach sie sich in letzter Zeit so heftig gesehnt hatte.

Das war es, was ihrem Dasein gefehlt hatte: ein wenig Freude. Und nun war sie da, die Freude! Mit ihm war sie in dies dunkle, feuchtkalte Haus gekommen wie ein heller Sonnengruß aus dem Süden.

Sie dachte nicht mehr an ihre verweinten Augen, sie dachte nicht mehr an den Schnupfen, über den sie hatte klagen wollen, sie dachte nicht an ihr Kleid, sie dachte nur: „O Gott, wie köstlich, daß er hier ist!“

Strahlend, mit ausgestreckten Händen trat sie ihm entgegen.

„Willkommen in Donarsbrunn!“

Er küßte ehrerbietig und galant erst die eine ihrer Hände, dann die andere. Dabei sah er sie an, als sei sie ihm eine Überraschung, — ein unerwartet gewecktes Erinnern. Sie bemerkte es deutlich und begriff sofort, daß er in den zwei Jahren, die seit ihrer Trennung in Rom nahezu verflossen waren, noch weniger an sie gedacht hatte als sie an ihn.

Sie erinnerte sich plötzlich deutlich des letzten Alleinseins mit ihm in der Kneipe zum Vater Abraham auf dem Monte Cenci, wo sie die ölgesottenen, knoblauchgespickten Artischocken gegessen hatten. Dort war ihr mit

einem Male die Empfindung gekommen, daß er etwas zu warm für sie fühlte. Vielleicht hatte sie sich das aber auch nur eingebildet, weil er so viel in seinen Blick legte. Jedenfalls schien er sie bald vergessen zu haben.

Und jetzt eben stiegen wohl in ihm die nämlichen Erinnerungen auf.

Philipp bat die Tante Ninette aufs höflichste um Entschuldigung wegen der kleinen Verspätung und setzte, halb gegen Silvio gewendet, hinzu:

„Meine Frau ist leider von einem solchen Schnupfen überfallen worden, daß sie zweifelte, ob sie mit herunterkommen sollte.“

„Ach freilich! Du hast ja eine ganz rote Nase, armes Kind!“ sagte Tante Ninette mit Humor. Und Dieta war überzeugt, daß die Tante mit Scharfblick die wirkliche Ursache der roten Nase ahnte.

Alle diese frommen Beßras zögerten nie, zu lügen und Komödie zu spielen, wenn es den Anstand zu wahren galt.

Man nahm an den vier Seiten der nach Möglichkeit zusammengeschobenen Tafel Platz.

Während Trinius mit seinen Herrschaften fort war, servierte Karl bei Tisch. Als dieser die Suppenteller fortnahm, lehnte sich Silvio in seinen Stuhl zurück, stemmte die inneren Flächen seiner sehr gepflegten Hände gegen den Tischrand und warf einen langen Blick über den Saal.

„Es ist wunderbar bei Euch, wunderbar!“ sagte er bewundernd. „Einfach stupende! Und ich muß immer daran denken, daß meine Mutter hier als Kind umhergespielt hat, ein kleiner, blonder Engel.“

„Du mußt mir noch recht viel von Deiner lieben Mutter erzählen“, sagte Tante Ninette.

„Und Du mir, liebste Tante, von der Kindheit der mamina. Ich werde nie genug davon hören können. Sie war ein Engel, ein Engel!“

Wirkte die Luft dieses Hauses schon so stark auf ihn

ein? Er sprach ja genau wie die Vezras hier: Familienverhimmelung — Schluß.

Ein leises Grauen beschlich Dieta. Hatte sie sich zu früh gefreut? Am Ende beherrschte der Geist der Stumpfsinnigkeit diesen Ort so ausschließlich, daß selbst die lustigsten und unterhaltendsten Menschen ihm verfielen. An den Nachbarn, die im Sommer nach Donarsbrunn kamen, hatte sie ja schon Ähnliches erfahren. Alle verfielen in diesen rührseligen Ton des Bewunderns.

Nur daß Silvio eine melodische, schmeichelnde Stimme hatte, eine Art, zu sprechen, der sie mit Entzücken lauschte, allein des Klanges wegen. Musik!

Also, er fand es hier wundervoll. „Stupende“, wie er sich ausdrückte. Sie sah sich um und sah mit seinen Augen. Wirklich, der feudale, altertümliche Saal mußte Eindruck machen. Er wäre ein Rahmen für Königsmenschen gewesen.

Silvio blieb nicht, wie Dieta schon gefürchtet, im Familienkultus stecken, sondern erzählte sehr amüsant und lebendig von dem Petersburger Highlife, das er eben verlassen hatte. Ihm zuzuhören, war den einsamen Leuten hier allen ein Genuß.

Nach dem süßen Gericht, welches den Abschluß des einfachen Mittagessens bildete, zog sich Tante Ninette zu ihrem Schläfchen zurück. Silvio zu Liebe wurde noch am Tisch schwarzer Kaffee serviert und Benediktiner. Karl mußte auch Zigaretten bringen.

Dieta hätte jetzt auch gehen müssen, aber sie blieb.

Durch das orangegelbe Glas der Wappenfenster warf das Tageslicht einen warmen Goldton über den Saal; in dem Kamin züngelten die Flammen an den aufrecht gestellten Buchenklötzen gierig wild empor.

„Es ist köstlich bei Euch“, sagte Silvio wieder; „um zu erfahren, was ein Interieur sein kann, muß man im Winter nach Deutschland kommen. Der Norden allein ist's nicht. Die Petersburger Salons haben nicht annähernd das Anheimelnde. Erst aus der Ehe von nor-

discher Winterlichkeit mit deutschem Schöpfergeist geht Eure unvergleichlich edle und feine Traulichkeit hervor. Ich habe, Gott sei Dank, gerade genug von dem deutschen Blut meiner Mutter, um dies aufnehmen und begreifen zu können."

Dieta schwieg dazu; aber sie dachte: „Und doch ist diese Traulichkeit tot ohne einen, der einen belebenden Funken seiner Genußkraft hineinwirft. Erst der weckt sie aus dem Schlaf, und jetzt eben ist sie erwacht."

Dagegen bemerkte Philipp: „Die echte Traulichkeit existiert auch bei uns nur in alten Häusern, die sehr lange von einer und derselben Familie bewohnt waren. Was eine lange Vergangenheit hat, ist beredt, spricht zum Herzen wie zum Kopf. Neue Dinge sind gehaltlos, nüchtern und stumm — überall."

Lächelnd entgegnete Silvio: „Erwarte nicht von einem modernen Römer, daß er hierin mit Dir übereinstimmt!"

„Aber gerade Ihr Römer mit Eurer ungeheuren, gloriosen Vergangenheit ..."

Lebhaft fuhr ihm Silvio ins Wort: „Das ist eben die Sache! Vergangenheit, Vergangenheit! Nichts als Vergangenheit! Bis zum Ekel müssen wir das hören. Die Forestieri, die aus aller Herren Länder uns überfluten, möchten uns in ihrem Ruinen- und Historien-Kultus am liebsten verbieten, eine Gegenwart zu haben. Es ist wahr."

Dieta horchte mit der Seele. Sie drehte ihr leeres Mokkatäßchen zwischen den Fingern langsam hin und her, und die braunen Augensterne blickten groß und dunkel.

„Ich bitte Dich inständig, lieber Silvio, solche Blasphemien wenigstens nicht in Gegenwart meiner Frau zu äußern", sagte Philipp ärgerlich lachend.

„Und warum nicht?"

„Weil Dieta zu viel Revolutionäres in ihrem Blut

hat." Etwas leiser fügte er hinzu: „Sie hat's vom Vater."

„Eine schöne Frau ist aber doch eine Königin", sagte Silvio gegen Dieta gewendet. „Wie kann eine Königin Revolutionärin sein? Das ist gegen die Natur."

„Wenn sie Königin ist, so ist sie auch keine Revolutionärin", entgegnete Dieta, schwermütig lächelnd. „Ich bin' aber nur Philipps Sklavin."

War es Scherz? oder halber Ernst? Oder? Silvio blickte sie entzückt an. „Ihr Frauen vereint ja alle Widersprüche; wißt Königin und Sklavin in einem zu sein, — anbetungswürdige Kreaturen!"

Dieta liebte nicht diese, nur dem Weibe geltende Galanterie. Sie richtete sich aus ihrer lässigen Versunkenheit auf und sagte: „Ich denke wie Du, Silvio. Die Gegenwart ist unser Teil, und der Lebende hat recht. Das Ererbte ist nur insofern ein Segen, als es uns zum Sprungbrett dient."

„Zum Sprungbrett!" wiederholte Philipp wegwerfend.

„Ja, um durch den Blick auf die Vergangenheit in die Zukunft sehen zu lernen und so über die Bedürfnisse des Tages hinauszustreben: das ist meine Ansicht."

Sie hatte über diesen Gegenstand so viel nachgesonnen, daß sie ihre Ansicht mühelos formulieren konnte. Nichts reizte aber Philipp so, als wenn sie von den seinen abweichende Ansichten im Tone fertiger Urteile aussprach.

Er stand auf und ging auf und nieder, um seine Ärgerlichkeit nicht zu zeigen.

„Frauen sollten mit ihren Ansichten über Dinge, die sie unmöglich verstehen können, doch zu Hause bleiben", sagte er; „denn diese ‚Ansichten' (er gab dem Wort ‚Ansichten' jedesmal eine ironische Betonung) basieren auf einer das Urteil entwertenden Unkenntnis des Lebens und der Geschichte. Habe ich recht oder nicht, Silvio?"

„Aber liebster Philipp!" protestierte Silvio lachend,

„Du wirst doch nicht erwarten, daß ich gegen Deine Frau Partei nehme?"

„Ich will gar kein Verstandesurteil geben", verteidigte sich Dieta, „ich sage doch nur, was ich fühle. Es ist nicht mein Wissen, es ist mein Glaube."

„Das sind Worte", sagte Philipp. „Du drischest leeres Stroh."

Sein Ton verriet die Gereiztheit, die er vergeblich zu verbergen bemüht war.

Silvio schien es angezeigt zu finden, die Aufmerksamkeit der Streitenden auf etwas anderes abzulenken.

„Wißt Ihr, daß ich mich im Sommer verheiraten werde?"

Philipp blieb auf seiner Wanderung stehen. Er und Dieta horchten mit lebhaftem Anteil auf.

„Ist die Verlobung schon gewesen?" fragte Philipp.

„Ja. Es ist eine alte Familienabmachung, die nur nicht vor dem siebzehnten Geburtstag meiner Braut besiegelt werden sollte. Im Juni wird sie siebzehn."

„Wer ist sie?" forschte Philipp.

„Die einzige Tochter eines Jugendfreundes meines Vaters, des Herzogs von Casabranca. Die Casabrancas sind noch sehr begütert. Maria Gabriella bekommt ein schönes Vermögen mit in die Ehe."

„Ist sie schön?"

„Non troppo", sagte er mit einem kleinen Zaudern, als müsse er den Fall erst erwägen; „aber sympathisch — molto sympatica! Sie war übrigens noch halb Kind, als ich sie zuletzt gesehen habe."

„Dann kannst Du sie doch aber gar nicht kennen!" rief Dieta vorwurfsvoll.

„Ich kenne aber ihre Familie, und besonders kennt mein Vater den ihren sehr genau und schätzt ihn außerordentlich. Das ist eigentlich wichtiger als persönliche Bekanntschaft oder Verliebtheit. Wenn wir uns in eine Frau verlieben, so lassen wir uns durch persönliche Reize mehr bestimmen als durch innere Qualitäten. Wenn ich

mich verheirate, will ich aber nicht eine anbetungswürdige Geliebte, sondern eine Herrin für mein Haus und eine Mutter für meine Kinder. Und da ist das Wichtigste, daß Art zu Art paßt. Nicht wahr?"

„Das ist sehr wahr", sagte Philipp ernst.

* * *

Es verhielt sich wirklich so: auch Silvio Adriani zeigte in Donarsbrunn ein anderes Gesicht! Die Leichtlebigkeit kam innerhalb dieser Burgmauern eben nicht auf. Die heitere Seite des Daseins machte sich hier zu wenig fühlbar, um so mehr aber das eherne Notwendigkeitsgesicht der Geschichte, die ernste Gewichtigkeit der Überlieferung mit ihren den Einzelwillen fesselnden Satzungen. Als öliger Balsam zwischen den Härten eiserner Pflichten funktionierte die sentimentale und geradezu religiöse Familienverhimmelung. Es war wie eine stillschweigende Selig- und Heiligsprechung aller, die ihre Persönlichkeit dem Familiendogma restlos einordneten.

Und dennoch bedeutete jetzt Silvio für Dietas Gemütsleben das Brot und Wasser, das sie nicht nur erquickte, nein, vor dem Verschmachten errettete!

Sie war sich ihres gefährlichen Zustandes nicht bewußt.

Einem ausgetrockneten, hoch aufgeschichteten Haufen Zündstoff glich ihr Herz, so überbereit zum Aufflammen, daß das geringste Fünkchen genügen mußte, das Ganze in eine wilde Lohe zu verwandeln.

Als ein solcher Feuerfunke kam Silvio.

Sie verließ ihn kaum mit den Augen, hörte nur noch ihn, dachte, fühlte nur ihn. Seine bloße Gegenwart erfüllte sie mit einem Ungestüm des Glückes, das alles Denken lahm legte. Unter ihren sehnenden Blicken verwandelte sich alles an ihm in Schönheit. Es wurde allmählich, ohne daß sie dem seltsamen Vorgang Beachtung schenkte. Seine Bewegungen, sein Gang, seine Stimme!

Ihn sprechen zu hören, dem weichen, schmeichelnden Tonfall seiner Stimme zu lauschen, wurde ihr zum Genuß, den die schönste Musik nicht schaffen konnte.

Das Merkwürdigste geschah jedoch, wenn er ihr einmal so nahe kam, daß sie den Duft seines Körpers einatmete. Das berauschte sie dermaßen, daß sie ohnmächtig zu werden meinte.

Äußerlich hatte sie sich in der Gewalt. Die Beßrasche Tugend der Selbstbeherrschung hatte sie zur Genüge geübt. Adriani merkte nichts von der wahnsinnigen Leidenschaft, die er entzündet hatte, — konnte nichts merken.

Er fühlte, daß er dieser ernst und still gewordenen Frau sympathisch war, mehr nicht.

Sie sah ihn stets nur in Gesellschaft der anderen, bei den Mahlzeiten und abends. Nach dem Abendessen spielte er mit Philipp Schach, während die Damen strickten. Beide spielten mäßig, Philipp noch weniger gut als Silvio. Und manchmal, wenn Philipp öfters matt gesetzt worden war, hatte er keine Lust mehr. Dann machte Silvio in seiner leichten und liebenswürdigen Manier die Unterhaltung.

Manchmal wurde auch Musik gemacht. Philipp und Silvio sangen abwechselnd, Philipp seine Arien von Händel, Gluck, Haydn, Beethoven, Silvio am liebsten aus der „Traviata" oder dem „Rigoletto". Als etwas ganz Neues brachte er die „Cavalleria rusticana" aus Italien. Dieta verging fast vor Entzücken über die Serenade; aber Philipp fand diese ganze „moderne" Musik nichts wert: weibisch und zerfahren, gar nicht den Namen Musik verdienend!

Gewöhnlich fingen sie dann an, über Wagner zu streiten, Silvio äußerlich lebhaft, innerlich ruhig, nicht mit dem Herzen beteiligt; Philipp aber, der seine „klassische" Musik mit dem Fanatismus des rechtgläubigen Eiferers liebte, wurde jedesmal erregt und heftig.

Beide erläuterten ihre Argumente am Flügel. Silvio spielte ein Motiv aus „Tristan und Isolde", um zu be-

weisen, daß es Leidenschaftlicheres in der Musik nicht gäbe. Philipp antwortete mit ein paar Takten Händel und erklärte, daß neben dieser erhabenen Empfindung jenes Gewimmer nervöser Erotik wie hysterisches Weinen gegen den Gesang von Engeln anzuhören sei. Silvio kam darauf mit einem feierlichen Chor aus dem „Parsifal", den Philipp jedoch durch ein in seiner Einfachheit überwältigend grandioses Motiv von Beethoven übertrumpfte.

Und Dieta saß und schaute und lauschte.

Was ging sie Beethoven an oder Mascagni oder Wagner? Jeder einfache Satz, den Silvio sprach, umschmeichelte ihr Ohr mehr, als alle Kompositionen jener Meister es konnten!

Und so waren die Tage schwer von Glück. Es war Glück, zu wissen: „Um die und die Zeit hab' ich ihn wieder vor mir." Und jeden Abend war es ein Glück, mit dem Gedanken einzuschlafen: „Morgen!"

Nie zuvor war Dieta so besessen gewesen von Empfindung, so daß sie nichts dachte, nichts ersehnte, nichts wollte, als die unbeschreibliche Süßigkeit der Nähe dieses ihr im Grunde der Seele doch fremden und gleichgültigen Mannes auskosten.

Eines Abends sagte sie: „Ich würde so gerne Italienisch können."

Sofort fragte Silvio, ob er ihr nicht seine Sprache lehren dürfe?

„Wenn Du das wolltest!" rief Dieta froh.

Man saß noch im Musikzimmer. Wachskerzen verbreiteten von Wandleuchtern aus eine mäßige Helle.

Silvio stand mit dem Rücken gegen das untere Ende des Flügels gelehnt, Philipp blätterte, an der Klaviatur stehend, in Noten herum.

Die Tante hatte sich still zurückgezogen; sie wurde des anhaltenden Musiktreibens bald müde. Dieta saß in der Ecke des Empire-Sofas, die Schultern in ein rotes Tuch gehüllt. Sie fror; das Kaminfeuer durchwärmte

den großen Raum nicht genügend. Sie fror jetzt übrigens immer, aber sie machte sich nichts daraus.

Silvio wandte sich dem Vetter zu.

„Hast Du etwas dagegen?"

Der sah geistesabwesend aus seinen Noten auf.

„Gegen was?"

„Daß ich mit Deiner Frau etwas Italienisch treibe?"

„Im Gegenteil! Ich wäre Dir sehr dankbar. Eine derartige Beschäftigung ist gewiß sehr gut für Dieta."

„Willst Du nicht mittun, Philipp?" fragte sie. Eine schwindelnde Angst vor dem tête-à-tête mit Silvio überfiel sie. Als müsse das etwas nicht zu Ertragendes sein!

Philipp wollte auch gern teilnehmen.

* * *

„Wie wird er es machen?!" dachte Dieta, als sie am Morgen des anderen Tages aufwachte; „wird er geduldig sein? Oder ungeduldig? Wird es ihm Vergnügen machen? Wird er mir als Lehrer sympathisch sein?"

Diese Fragen, nicht, ob sie etwas lernen werde, beschäftigten sie und hielten sie in Spannung.

Um zehn Uhr im Archiv sollte die erste Lektion beginnen. Dieta war lange vorher dort, legte selbst noch einmal Holz in den Kachelofen. Dann sah sie sich rings um. Die Kahlheit, die ihr gerade dieses Gelaß wert gemacht hatte, störte sie heute. Wie häßlich waren die verstaubten Akten in den Regalen, den aus Tannenholz kunstlos gezimmerten! Und wie häßlich dieser wurmzerfressene, löcherige Scheuerdielenboden.

Silvio liebte Reichtum und Pracht. Hatte sie nicht unklug getan, das Archiv zu bezeichnen? Am Ende störte ihn die kahle Häßlichkeit hier und brachte ihn von Anfang an aus der Stimmung.

Zwei- oder dreimal hatte sie ihn schon verstimmt gesehen, davor ängstigte sie sich sehr. Es war wie eine jähe Verfinsterung ihrer Sonne. Das wollte sie nicht. Diese

Sonne sollte ihr jetzt leuchten, so hell, so hell als irgend möglich!

Es gab nichts Köstlicheres als dieses Entzücken an einem Menschen, und ihr graute immer ganz heimlich vor einer Ernüchterung.

Ach, nur das nicht noch einmal! Nur kein verfrühtes Erwachen aus diesem wonnigen Rausch!

Sie rief den Diener Karl und ließ ihn den Tisch aus der Fensternische in die Mitte des Zimmers setzen; drei Stühle herum.

Gleich zehn. Nun würde er kommen, denn er wußte, daß man eine Dame nicht warten läßt. Aber auch Philipp war meistens pünktlich.

Ob sie zusammen kamen? Oder?

Ihr Herz fing an zu hämmern. Warum diese Aufregung? fragte sie sich selbst, blieb indessen eine Antwort schuldig.

Sie trat an das kleine, zweiteilige Bogenfenster mit den Butzenscheiben. Jetzt waren die Butzenscheiben in Berlin Mode, diese aber waren Gott weiß wie uralt und völlig blind wie das Krokodil im Teich bei Singapur.

Ein fester und leichter Schritt draußen; das war nicht Philipp! Philipp ging ganz anders. Wie der Gang doch die Männer kennzeichnete!

Als Silvio eintrat, blieb sie mit dem Gesicht nach dem Fenster stehen.

„O, Dieta! Schon hier? Bitte tausendmal um Verzeihung!“ Ganz erschrocken zog er die Uhr, um sich zu vergewissern, ob er sich nicht verspätet habe.

Dieta wandte sich dem Zimmer zu und lächelte: „Ich mußte vorher erst unser Klassenzimmer revidieren“, sagte sie; „gleicht es nicht einer Klosterzelle?“

„Wirklich. Die Zelle eines asketischen und gelehrten Mönchs.“

„Nur das Muttergottesbild fehlt.“

Sein Blick umfaßte ihre Gestalt: „Es fehlt nicht“, sagte er in seinen wohllautendsten Tönen.

Er ließ sie jetzt fort und fort fühlen, daß er durch ihre Schönheit beeindruckt war. Und sie merkte selbst, daß die entschwundene Schönheit, seit er hier war, rapide zurückkehrte. Er hatte ein unscheinbares Buch mitgebracht und auf den Tisch gelegt. Sie nahm es auf, um über eine jähe Verwirrung fortzukommen.

„Was ist es?"

„Le Mié Prigioni von Silvio Pellico; es war noch das Modernste, was ich in der Bibliothek fand. Und es ist schön geschrieben, — sehr traurig, aber schön."

„Meine Gefängnisse", wiederholte sie ernst; „o, wie schauerlich das klingt! — Übrigens kann man sich das Archiv mit dem einen kleinen hohen Fenster auch ganz gut als Gefängniszelle denken."

„Ja. Eben, als ich kam und Dich dort am Fenster stehen sah, kam mir die Erinnerung an ein Bild der Lady Jane Grey im Tower. Neunzehn Jahre und schön und klug und liebenswürdig war sie, und diese englischen Hallunken hackten ihr den Kopf ab. Ist es nicht unerhört brutal?"

Dieta sagte herbe: „Ich wundere mich über nichts sobald menschliche Gesetzgeberei in Frage kommt. Sie ist etwas Furchtbares."

„Die Gesetze der Natur sind es auch", entgegnete er. „Furchtbar ist alle Gewalt, und Gewalt ist notwendig."

Doch der Ernst und die Tragik lagen ihm nicht. Er ging rasch in den heiteren Ton über, der bei ihm das Gewöhnliche war. Auf das Tintenfaß und die Papiere weisend, die sie herbeigetragen hatte, sagte er: „Aber dies da wollen wir gar nicht benutzen. Es sind Eselsbrücken, die das Gedächtnis hindern, sich zu entwickeln. Du wirst alles behalten, was ich Dir sagen werde, Dieta."

Sie errötete schwach und senkte den Blick, um die Erregung zu verbergen, die seine harmlose Bemerkung bei ihr wachgerufen.

„Willst Du mich mit Deinem Willen regieren wie ein Hypnotiseur?" fragte sie.

„Das kann ich nicht; aber es ist auch nicht nötig."

Er sprach leichthin, während sie für jedes seiner Worte und jedes ihrer Worte zu ihm bis zum Rande beladen mit Meinung und verhaltenem Empfinden war.

Und trotz aller Beherrschung machte sich ihre Erregung fühlbar und sprang plötzlich auf ihn über.

Zum Glück kam Philipp, beiden zur Erleichterung. Er erklärte kurz und rund, ohne die Hilfe von Tinte und Papier könne er nichts lernen.

„Man muß wenigstens Vokabeln notieren!"

„Damit man sie desto sicherer vergißt", entgegnete Silvio. „Versuch's mal ohne Schreiberei, und Du sollst sehen, wie rasch sich das verlotterte Gedächtnis ermannt."

„Ich versichere Dir: was ich nicht notiere, kann ich nicht behalten. Mein Kopf ist so schwach, daß ich manchmal fürchte, Gehirnlähmung zu bekommen."

„Du? Unsinn!" lachte Silvio herzlich. „Du mutest Dir nichts zu, das ist alles."

Sie setzten sich um den eichenen Tisch, und Silvio fing mit Lesen an; aber bald gab er Dieta das Buch und bat sie, fortzufahren. Dieta konnte so viel von der Sprache, wie sie während ihrer Hochzeitsreise aufgeschnappt hatte, Philipp etwas mehr als sie, da er schon früher in Italien gewesen war und auch etwas Unterricht genommen hatte.

Sie las und verstand fast alles. Die Worte, die sie nicht kannte, erriet sie.

Philipp kombinierte nicht und erriet nichts, sondern unterbrach bei jedem Satz, um Fragen zu stellen. Und weil Silvio in liebenswürdiger und gewandter Weise antwortete, freute sich Dieta, daß Philipp so oft fragte.

Silvio verbesserte in seinem verbindlichsten Ton ihre Fehler in der Aussprache. Er konnte die äußerste Zartheit in das Wort legen, das er ihr vorsagte. Für gewöhnlich vergaß sie die Betonung eines solchen Wortes nicht wieder.

Trotzdem kam es vor, daß er sie zum zweiten, zum

dritten Mal auf einen bei ihr eingebürgerten Fehler aufmerksam zu machen hatte, immer das nächste Mal mit noch größerer Artigkeit und Höflichkeit, wenn auch lächelnd. Und dann blickte sie auf, und eine Zerknirschung, eine so innige Bitte um Nachsicht drückte sich in ihren Mienen aus, daß sie aufs neue verwirrt wurde.

Zuletzt las Silvio selbst. Der Gegenstand des Buches ergriff ihn stärker, als er Philipp und Dieta ergreifen konnte. Er legte das Buch aus der Hand und erzählte von den Freiheitskämpfen gegen Österreich.

Statt der festgesetzten einen Stunde verbrachten sie, ohne es gewahr zu werden, deren zwei.

Den nächsten und den übernächsten Tag ging es nicht anders, Dieta war voller Begabung auch für Sprachen, aber so unglaublich schnell und leicht hatte sie noch nie etwas gelernt; denn als Schulmeister ist die Liebe unerreicht. Philipp, der sich ohne diese große Magierin behelfen mußte und dazu von Haus aus nicht so viel Begabung hatte, konnte nicht im entferntesten Schritt halten.

Dabei hatte er allerhand Geschäfte, die seine Gedanken ablenkten und seine Zeit in Anspruch nahmen. Er erklärte am vierten Tage, daß er für seinen Teil Silvios Unterricht bei ihm für verlorene Mühe halte und darauf verzichten wolle. Er blieb auch bei diesem Entschluß, obwohl Dieta und Silvio ihm lebhaft zuredeten, auszuharren.

* * *

So ging nun Silvio als Sonne durch Dietas Tage und übergoß alles mit Glanz und Wärme. Sobald er seine Blicke auf einem Ding weilen ließ und etwas darüber sagte, tauchte es für Dieta aus dem Schatten zum Licht auf. Jetzt wurde Donarsbrunn schön für sie.

Und weil dieses so schön war und sie so glücklich machte, hielt sie es für gut. Was das Tote in Leben, das

Kalte in Wärme, das Graue in Glanz verwandelte, das konnte nicht Sünde sein. Sünde mußte das sein, was kalt und lieblos und leer machte.

Aber sie wollte kein Unheil stiften, weder für Silvio, noch für Philipp. So lang' sie nur wie ein Kind dastand und die beiden offenen Hände hinstreckte und dankend, jauchzend die himmlischen Gaben in Empfang nahm, fühlte sie sich unschuldig, so hastig es auch in den erregten Sinnen stürmen mochte.

Aber zu der unbeherrschten Begierde, die gewaltsam an sich riß, was ihr versagt war, wollte sie es nicht kommen lassen. Das gelobte sie sich mit Angst und Zittern alle Tage aufs neue.

Das heiligste Band, das es unter den Kulturmenschen gab, fesselte sie an Philipp, dem sie mit vollem Bewußtsein und aus freiem Willen Treue geschworen hatte. Diesen Schwur durfte sie nicht brechen. Wenn sie nicht fähig war, ihr Wort zu halten, so hatten ja die Donarsbrunner recht, sie gering zu schätzen. Ihres Tuns war sie Herr, mußte sie Herr bleiben! Das Empfinden entzog sich ihrem Willen.

So argumentierte Dieta vor sich selbst.

Sie war verheiratet und Silvio war verlobt. Er würde in wenigen Wochen abreisen, und dann war der große Festtag ihres Lebens aus. Jetzt wollte sie das Fest genießen. Nachher brav sein. Furchtbar brav!

Sie wußte, daß jetzt auch Silvio sie liebte. Dies aber war so unmerklich gekommen und hatte äußerlich so wenig sein Leben geändert, daß sie meinte, es sei immer so gewesen und könne gar nicht anders sein.

Sie wußte auch: er war kein Held und kein Fanatiker; er gehörte seiner ganzen Art nach in die große Welt, nicht in die Einsamkeit einer Ausnahmestellung. Ihm war ein geselliges Leben auf großem Fuß, ein solide fundiertes Familienglück notwendig zum Wohlsein. Wenn sie ihn in den Strudel einer schrankendurchbrechenden Leidenschaft hingerissen hätte, so hätte sie ihm den ihm

natürlichen Boden entzogen, und er wäre unglücklich geworden. Auch seinetwegen mußte sie fest bleiben!

Aber nachts, wenn sie wach lag, war sie nicht heroisch. Dann schlug die Sehnsucht nach der vollen Vereinigung mit dem geliebten Manne dunkel über ihr zusammen. Dann machte sie die unmöglichsten Pläne. Der tiefste Fall schien ihr zuweilen nicht zu tief, wenn er sie nur zu Silvio führte. Und hundertmal überdachte sie die Möglichkeit, von Philipp frei zu kommen. Er mußte in die Scheidung willigen, wenn sie ihm sagte: ich liebe Deinen Vetter. Und wenn das noch nicht genügte, dann mußte sie fortlaufen — zu ihm.

Doch an jedem neuen Morgen wappnete sie sich von neuem gegen die Versuchung.

Sie hatte gemeint, die Wonnen dieser verschwiegenen Liebe müßten Wonne bleiben, so lange sie schuldlos blieb. Sie hatte noch nicht erfahren, daß die Leidenschaft ein Strom ist, der nicht eine Stunde beharren kann, sondern ohne Halt zur Tiefe stürzt, immer rasender im Tempo.

Jetzt erfuhr sie es. Der Genuß wurde zum Leiden, das Leiden zur Qual, — bei ihr und bei ihm.

Und wenn die Qual auch noch mit der auserlesensten Süße vermischt war, — der Abgrund lag nicht mehr weit.

Nein, sie durfte nicht warten, daß es „von selbst“ zu Ende kam; sie mußte das Ende herbeiführen, wenn es ihr auch das Herz zerriß.

Die Ehe brechen? Hier im Hause ihres vertrauenden Mannes? — Lieber sterben!

Sie lasen jetzt Tasso. Er saß an der einen Seite des Tisches, sie an der anderen, so weit von einander entfernt als möglich. Es war ein seltsam mühseliges Lesen jetzt, obwohl er längst keinen Akzentfehler mehr zu verbessern hatte.

Der Tauwind rüttelte am Fenster und rumorte im Kamin. Es war Ende März geworden. Schon fand man auf der Grasböschung des Burggrabens Schneeglöckchen und Veilchen.

Silvio, der eben gelesen hatte, brach ab, sah sie an. Ihre Blicke versenkten sich ineinander. Keines sprach.

Endlich, wie aus einem Traum erwachend, sagte Dieta in gebrochenem Ton: „Willst Du nicht weiter lesen?“

Er fuhr sich mit seiner schönen Hand über die Stirne, als müsse er da etwas wegräumen, schob seinen Stuhl zurück und stand auf.

Stumm ging er zum Fenster hin.

Mit einer wahnsinnigen, verzweifelten Angst, mit vernichtender Gewißheit fühlte sie: „Das ist das Ende.“

Ihr armes Herz wehrte sich schreiend. Und doch wußte sie, daß es vergeblich war.

Aber wie der Verbrecher im Augenblick vor der Hinrichtung fühlte sie: „Nur noch ein kleines bißchen Gnadenfrist! Ein paar armselige Minuten noch!“ Das war der einzige Gedanke und das einzige Begehren, dessen sie im Moment fähig war: „Nur hinausschieben das Unerträgliche!“

Sie ergriff das Buch und versuchte zu lesen. Sie konnte nicht. Vor ihren Augen tanzten die Druckzeilen. Sie versprach sich — stockte — verstummte.

Da lag er plötzlich vor ihr auf den Knien, umklammerte ihre Hüften und stöhnte: „Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!“

Sie saß zurückgelehnt, mit rückwärts gebeugtem Kopf, geschlossenen Augen, schlaff herabhängenden Armen und Händen wie eine Ohnmächtige. Sie berührte ihn mit keinem Finger. Aber ihre Sinne waren ungeheuer wach. Sie bedurfte nicht der Hände, nicht der Lippen, in jedem kleinsten Nerv fühlte sie ihn, mit ihrem leisen Atem zog sie den Duft seines Körpers in sich hinein und empfand es als eine Wollust ohne Gleichen.

Sie wußte nie, wie lange sie so regungslos verharrt war, ob Sekunden, ob Minuten.

Allmählich brach sich die Besinnung Bahn. Sie

richtete sich auf, streckte die Hände aus und schob ihn sanft von sich fort.

„Steh' auf".

Er gehorchte und wandte sich ab.

„Nun mußt Du fort", sagte sie. Es klang wie verhaltenes Schluchzen.

„Dieta, ich bete Dich an! Ich sterbe, wenn Du Dich mir versagst! Es ist ein Unglück, ich weiß es. Ein Unglück für uns alle. Aber es ist stärker als ich. Mein Gott, was hab' ich gekämpft dagegen! Was hab' ich gelitten!"

Er stöhnte.

Sie machte eine abwehrende Bewegung.

„Sei still, — bitte!"

„Dieta, ich kann nicht mehr leben ohne Dich."

Er sagte es ganz ernsthaft und machte große unglückliche Kinderaugen dazu. Er sagte es, wie man eine traurige Tatsache konstatiert.

„Still, Silvio, ich bitte Dich um Gottes willen! Du vergißt, daß wir in Donarsbrunn sind. Finde rasch einen Grund und reise ab — heute."

„Das willst Du?!"

„Ja."

Sie stand neben ihrem Stuhl, die Hände über die Lehne gefaltet. Stolz und fest wollte sie sein und merkte gar nicht, daß ihr Träne auf Träne über die Wangen rann.

Wie sie ihn liebte! Ihn nicht mehr zu sehen war wirklich wie ein Tod.

Er sah ihr in die Augen.

„Dieta! Ich weiß, daß Du mich liebst."

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht so, wie Du meinst."

„Das lügst Du!"

Sie zuckte schwach mit den Achseln. „Wenn Du mir nicht glaubst?" Ihre Stimme versagte.

„Dieta!" sagte er ungemein liebevoll; „ich kann Dich nicht leiden sehen. Du schickst mich fort?"

„Ja.“

„Du willst, daß ich gehe?“

„Ja.“

„Heute noch?“

„Ja.“

Ihr Mund zitterte von verhaltenem Schluchzen. Auch er war bleich und zermartert und gequält.

„Leb' wohl, Silvio. Ich danke Dir.“

Sie streckte ihm die Hand hin, und er preßte seine Lippen auf diese Hand, heiß, lange.

Dann wandte er sich, wankte zur Tür, — jetzt, ach jetzt! — nun hatte die grausame Tür ihn von ihr getrennt! . . .

Ein paar Sekunden stand sie regungslos, lauschte, — dann brach sie mit einem halberstickten Schrei zusammen und weinte laut.

* * *

Als Philipp kurz vor dem Mittagessen in das gemeinsame Ankleidezimmer trat, sagte er: „Denke Dir, wie traurig! Silvio muß ganz rasch abreisen. Sein intimster Freund liegt am Tode und will ihn sehen! Er ist ganz erschüttert. Es scheint ihm sehr nahe zu gehen.“

„Natürlich!“ rief sie. „Sein liebster Freund?!“

Sie rieb sich eben Bay-Rum auf die Schläfen und die schmerzende Stirn.

„Ist er schon fort?“

„Nein, er fährt aber gleich, er ißt eben noch einen Bissen. Ich muß ihn direkt nach St. Anton fahren lassen; der Sturm hat auf unserer Bummelbahn ein paar Bäume über das Geleise geworfen, so daß die Strecke vor morgen nicht frei ist. Das trifft sich recht schlecht. Komm' doch noch etwas mit hinunter.“

Sie schwankte einen Augenblick.

„Ich habe greuliche Kopfschmerzen“, sagte sie zögernd.

„Aber, liebes Kind, so weit wirst Du Dich doch über-

winden können, um dem guten Silvio noch ein paar teilnehmende Abschiedsworte zu sagen!"

„Gut, — ja."

Sie ging vor ihm her, hinunter.

Silvio saß im Eßsaal vor einem eilig hergerichteten Gabelfrühstück; Karl wartete auf.

Er sprang auf.

„Laß Dich nicht stören", wehrte Dieta.

Man hörte und sah ihr an, daß sie sehr geweint hatte.

„Weißt Du, ich glaube, das wird eine tüchtige Grippe", bemerkte Philipp teilnehmend.

Nicht das leiseste Mißtrauen kam ihm.

Sie setzten sich zu Silvio an die Tafel.

Silvio wagte nicht, Dieta anzusehen. Sie dagegen wandte den Blick nicht von ihm und hatte dabei immer die Empfindung, als kehre sich ihr in der Brust etwas um. Es war ein wühlender Schmerz.

Philipp fragte allerlei, erkundigte sich nach den näheren Umständen der Erkrankung des Intimus. Silvio antwortete einsilbig und geistesabwesend.

Dieta schwieg.

Jetzt ratterte der Wagen auf dem Pflaster des Hofs.

Das Wühlen in Dietas Brust wurde noch heftiger.

„Ja . ." sagte Silvio und stand auf.

Er sah fahl und verstört aus.

Karl half ihm in den Mantel.

„Kommt nicht mit heraus, es stürmt so."

Seine Stimme war unsicher.

Sie begleiteten ihn doch an den Wagen, Dieta zitternd, stumm, Philipp unter liebenswürdigen Dankesworten.

„Nun, gebe Gott, daß Dein Freund doch noch aufkommt. Die Ärzte haben sich so oft geirrt. Ihr Wissen ist Stückwerk."

„Gracie", sagte Silvio weich und drückte dem Vetter die Hand, konnte ihm aber nicht in die Augen sehen.

Dieta sah den Händedruck und fühlte scharf: „Schon

jetzt ist er mir dankbar, daß ich fest blieb.“ Aber es tat ihr weh.

Noch ein schöner zarter Kuß auf ihre Hand.

„Addio.“

„Leb' wohl.“

„Abel, Du mußt zufahren, was Du kannst“, rief Philipp dem Kutscher zu, „die Ellersdorfer Straße.“

„Zu Befehl, Herr Graf.“

Dieta drückte die linke Hand gegen ihr Scheitelhaar, das der Wind zerzausen wollte, und winkte mit der rechten. Der Wind wickelte ihr die Röcke um die Füße.

Die Pferde zogen an. Nun donnerte der Wagen unter der tunnelartigen Torfahrt und ratterte über die Zugbrücke.

Nun war er fort.

„Wir werden ihn recht vermissen“, bemerkte Philipp.

Dieta gab keine Antwort. Der Sturm machte ihr zu schaffen. Beide Hände gegen die Haarfrisur drückend, eilte sie zurück ins Haus.

Philipp stieg neben ihr die steinerne Wendeltreppe hinauf.

„Sind die Kopfschmerzen noch so schlimm?“ fragte er teilnehmend.

„Ja, sehr.“

„Willst Du lieber auf dem Zimmer essen?“

„Ach ja, bitte.“

„Dieser Freund scheint dem Silvio sehr nahe zu stehen. Dieser Fall beweist wieder, daß er bei aller italienischen Leichtlebigkeit ein echt Beßrasches Herz hat. Bemerktest Du, wie übel er aussah?“

„Ja.“

„Etwas romanische Gefühlsübertriebenheit steckt freilich auch in ihm. Wir Beßras würden uns nicht so schnell aus der Fassung bringen lassen.“

Dieta ertrug es kaum, ihn anzuhören. Aber das mußte sie, jetzt und alle Tage.

* * *

Draußen schien die Märzsonne, aber in Dietas Herzen wohnte Finsternis. Sie sehnte sich halb zu Tode nach Silvio und fand das Leben, das sie führen mußte, bis zur Unerträglichkeit öde.

Und jetzt war sie wenigstens noch viel allein, konnte ungestört weinen und ihren Gedanken nachhängen. Aber in drei Wochen kam die Familie aus Venedig zurück, und der alte Sommerschlendrian begann aufs neue. Man würde wieder zusammensitzen und handarbeiten und mit liebevollen Mienen und sanftem Ton die ausgesuchtesten Nichtigkeiten sagen und sich gegenseitig mit Zärtlichkeiten die Gemüter auswattieren und im Park die Veilchen und Schlüsselblumen pflücken.

Und sie, Dieta, würde wieder schweigen, zu allem schweigen mit heiter ergebenem Gesicht, während in ihrem Innern alles ein Schmerzensschrei war.

Wenn Philipp ihr doch nur erlauben wollte, ein paar Wochen bei ihrer Mutter zuzubringen! Sie konnte hier jetzt nicht mehr atmen. Sie erstickte!

Nachts gewannen die Stimmen die Oberhand, die Silvio und das Glück, den Rausch der Leidenschaft verlangten. Warum hatte sie sich nicht in seine Arme geworfen und den Becher der Glückseligkeit ausgetrunken bis auf den Grund! Mochte daraus werden, was wollte. Wer lohnte ihr denn ihre Tugend?

Am Tage fühlte sie anders. „Lieber glücklos als ehrlos“, dachte sie am Tage. „Die Frauen der Vetzras sind immer tugendhaft gewesen.“ Und sie war eine Vetzra, — ja, trotz alledem!

Philipp kramte jetzt tagelang im Archiv nach einem Dokument, das in einer Grenzstreitigkeit den Beweis des Rechtstitels liefern sollte.

Das nahm ihm viel Zeit, weil er in den Papieren, die ihm beim Suchen in die Finger kamen, häufig las und sich oft in alte Briefe vertiefte. Bei den Mahlzeiten sprach er jetzt immer nur von alten Familienbriefen. Das interessierte die Tante Ninette höchlichst;

sie konnte so manches erklären und ergänzen. Dieta verhielt sich gleichgültig.

Ihre Teilnahmslosigkeit den Familienerinnerungen gegenüber kränkte Philipp. Er war überhaupt ärgerlich auf sie. Seit Silvio fort war, schien sie es nicht mehr der Mühe wert zu finden, den Mund aufzumachen. Dem Gast hatte sie sich von der besten Seite gezeigt, die eigenen Angehörigen mochten sehen, wie sie mit der verdrießlichen Laune fertig wurden. Daß sie sich einer so vulgären Geschmacklosigkeit nicht ein bißchen schämte!

„Heute bin ich auf etwas gestoßen, was auch Dich interessieren wird“, sagte er eines Tages zu Dieta, „Du wolltest doch mal nach Briefen der Tante Aldringen suchen, und der Papa gab den Schlüssel nicht her. Heute ist mir ein ganzes Bündel Briefe von ihr in die Hände gefallen. Wenn Du Lust hast, kannst Du sie lesen.“

Dieta interessierte sich schon längst nicht mehr für die schöne Ahnin, der sie ähnlich sah, aber sie wollte Philipp nicht enttäuschen.

„Ja, ich lese sie gern“, sagte sie.

„Nur mußt Du damit im Archiv bleiben. Ich bin verantwortlich für die Familienpapiere und darf sie nicht aus den Augen lassen.“

Ihr war es gleich.

Als Onkel Eberhard heute über dem Vorlesen endgültig eingeschlafen war, kam sie in das Archiv, ließ sich von Philipp, der am Fußboden vor dem offenen Aktenschrank hockte, das betreffende Briefbündel reichen und setzte sich damit an den Tisch auf dem Fenstertritt.

Draußen peitschte der Westwind die noch kahlen, feuchtschwarzen Bäume, daß sie sich ächzend wanden. Das trübe, schwarze Wasser des Burggrabens schlug kleine Wellen.

Sie fing an zu lesen und faßte nicht, was sie las, dazwischen sah sie durchs Fenster und dachte, daß in Rom jetzt Rosen und Akazien blühten, und daß Silvio dort war!

Plötzlich wurde sie aufmerksam.

Bei dem ersten und zweiten der Briefe, die sie flüchtig durchgelesen, hatte sie geglaubt, sie seien an den Gatten der Dietlinde Aldringen gerichtet. Der Ton war ein äußerst vertraulicher und zärtlicher. Da war mit einemmal von einem Anderen die Rede, den die Schreiberin mit „il“ und „lui“ in Gänsefüßchen bezeichnete und der dem Zusammenhang nach nur der Hausherr von Rauelage sein konnte, Baron Aldringen.

Dieta blickte nach ihrem Mann hin.

„Kennst Du diese Briefe, Philipp?“

„Nein.“

„Weißt Du, an wen sie gerichtet sind?“

„Nein.“

Dieta las weiter, jetzt mit Interesse, mit Spannung. Rote fieberige Hitze stieg ihr in die Wangen.

Die Briefe waren chronologisch geordnet, auf vergilbtem rauhen Papier, alle an denselben Adressaten gerichtet, einen russischen Obersten von Rosen.

Dieta las und las. Niemals war ihr ein Roman so fesselnd, eine Liebesgeschichte so tragisch erschienen.

Die Briefe gingen durch Jahre. Der Empfänger hatte sie offenbar pietätvoll aufbewahrt, von Anfang bis zu Ende. Mit fünfunddreißig Jahren war Frau von Aldringen gestorben.

Und diese verräterischen Briefe erzählten, was kein Mensch ahnte, daß Dietlinde aus dem Hause Vehra ihren Mann viele Jahre lang fort und fort mit dem russischen Obersten betrogen hatte.

Diese schöne Frau, von deren Vortrefflichkeit und Güte so oft erzählt wurde, hatte gelogen und gelogen, hatte neben ihrer legitimen und offiziellen Ehe eine geheime Ehe gehabt, der, wie aus den Briefen deutlich hervorging, ihre drei jüngsten Kinder, nach der Ansicht der Mutter, entstammten.

Die Briefe waren in französischer Sprache geschrieben, meist von dem Aldringenschen Gut Rauelage aus.

Ihre Eltern, Brüder, Kinder figurierten mit vollem Namen, nur der Gatte hieß „il“ und „lui“ und schien geflissentlich wenig erwähnt zu werden.

Und diese vielen Jahre hindurch schien niemand etwas von dieser Ehebruchstragödie erfahren zu haben!

Die Briefe verrieten ein ernstes, leidenschaftliches, gefühlsstarkes Naturell, eine unendliche Zärtlichkeit und tiefes Seelenleiden. Kein Wunder, daß Dietlinde bei solcher fortgesetzten heimlichen Erregung und Qual nicht alt geworden war.

„Wie sind diese Briefe nur nach Donarsbrunn gekommen?!“ fragte Dieta.

Er wußte es nicht.

„Sie sind nämlich alle an einen russischen Obersten von Rosen gerichtet.“

„Wahrscheinlich hat man sie bei des Adressaten Tod vorgefunden und hierher geschickt. Mein seliger Großvater stöberte überall nach Familienbriefen.“

„Dein Großvater hat sie wahrscheinlich nicht durchgelesen.“

„Warum?“

„Weil er sie sonst vernichtet haben würde, glaube ich.“

„Warum?“ fragte er wieder.

„Weil ganz unzweifelhaft aus ihnen hervorgeht, daß Dietlinde Aldringen ihren Mann betrogen hat.“

Er fuhr auf — war empört.

„Dieta! Schäme Dich! Du hast eine so schmutzige Phantasie, daß Du in allem Anrüchiges witterst. Jetzt bereue ich, daß ich Dir die Briefe gegeben habe.“

„Das wirst Du noch mehr bereuen, wenn Du sie selbst liest.“

Er kam und nahm ihr in ärgerlicher Hast die Briefe fort. Seine langen, schlanken Finger zitterten.

Dieta krümmte in Abneigung und Zorn die Oberlippe und verließ stumm das Archiv.

Als sie Philipp wiedersah, war er erschüttert.

„Ich wollte, Du hättest mir das Ideal meiner Jugend

nicht zertrümmert!“ klagte er; „einen bittereren Schmerz hättest Du mir nicht antun können. Das ist ein Verlust, härter als ein Todesfall.“

„Es tut mir leid“, sagte Dieta. „Vielleicht hätte ich schweigen sollen.“

„Natürlich hättest Du schweigen sollen. Wenn Du mich wahrhaft liebtest, hättest Du es gar nicht übers Herz gebracht, mir das anzutun.“

Dieta schwieg. Sie fühlte, daß er recht hatte. Würde sie nicht hundertmal überlegt haben, ehe sie Silvio etwas mitgeteilt hätte, was ihn betrüben und schmerzen mußte? —

Aber dabei schien ihr Philipp so klein! Daß ihn nach dem Einblick in dies erschütternde Lebensgeheimnis jetzt nichts bewegte als die eigene Enttäuschung! Er war ein schwächlicher Egoist, trotz all seiner pathetischen Worte.

Ihr selbst ging die Geschichte der schönen Dietlinde unablässig im Kopf herum. Sie malte sich Einzelheiten aus, ganze Szenen. Der Russe sah aus wie Silvio, Dietlinde war sie selbst.

Gern hätte sie die Briefe weiter durchstudiert, aber Philipp gab sie nicht wieder her.

Daß Philipp kühl, oft sogar geradezu unfreundlich mit ihr war, war ihr ganz recht. Seit sie Silvio liebte, graute ihr vor nichts so sehr als vor Philipps Zärtlichkeit. Wie hatte die Frau von Aldringen nur die Liebkosungen ihres Gatten ertragen können? Oder hatten diese beiden sich etwa dahin geeinigt, eine Scheinehe zu führen? Philipp ließ sie ja zum Glück seit Wochen ganz in Ruhe. Aber würde das dauern? Er wollte ja Kinder. O Gott, wie ihr vor der Zukunft graute! —

Wenn sie ihn bat, sie zu der Mama reisen zu lassen, hörte er kaum hin. Er fand es nicht nötig, daß sie Donarsbrunn jetzt schon wieder verließ, und fürchtete auch, daß sie bei ihrer Mutter mit Karlsens zusammentreffen

könnte. „Deine Mama kann uns ja im Sommer hier besuchen“, sagte er.

Eines Morgens früh, als Philipp die Fenster öffnete, schien die Frühlingssonne ganz warm, und weiche, balsamische Luft strömte ins Zimmer.

„Nun wird bald alles grün sein“, sagte er freudvoll. „Ach, ist das ein Tag! Ein Tag zum sich liebhaben. Komm', ich muß Dich küssen.“

Dieta erschrak. Am liebsten hätte sie sich unsichtbar gemacht.

„Ach, wie ist's möglich dann“, sang er und kam auf sie zu. „Hab' Dich von Herzen lieb, — das glaube mir.“

Mit kleinen, unsicher blickenden Augen sah er sie an und neigte sich, um sie zu küssen.

Sie wehrte heftig ab.

„Bitte nicht!!“

„Aber Dieta! Was ist Dir? Du willst mir nicht mehr erlauben ....“

Sie saß mit aufgelöstem Haar in ihrem weißen Frisiermantel am Toilettentisch, und er sah vorwurfsvoll fragend auf sie herab.

Sie legte die beiden Hände über die Augen in ihrer Seelenpein.

„Dieta, ich bitte Dich, erkläre mir dies! Was fehlt Dir?“

Er sprach dringend und liebevoll um sie besorgt. Sie aber antwortete: „Ich liebe Dich nicht mehr, — nicht mehr in dieser Weise, — kann nicht mehr.“

Da wandte er ihr den Rücken. „Du redest irre.“

„Aber so etwas kommt doch vor“, verteidigte sich Dieta kleinlaut. „Man kann nichts dazu ... das Gefühl ist da, oder nicht da. Du hast auch oft keine Lust, mich zu küssen. Nie würde ich dann in Dich dringen. Es muß aus freiem Trieb kommen.“

„Es handelt sich unter Eheleuten nicht um die Befriedigung verliebter Gelüste“, sagte er kalt und streng.

Seine zärtliche Wallung war über ihren, ihn kränkenden Worten völlig verflogen.

Sie sah ihm in die Augen. „Wenn es das eben nicht war . . . bei Dir . . . dann kann es Dir doch einerlei sein . . .“

Sie brach ab, erschrocken über die Veränderung in einem eben noch so verliebten Gesicht.

„Glaubst Du, ich bin ein Sklave Deiner Launen?“ herrschte er sie an. „Zwischen uns handelt es sich um etwas ganz anderes als verliebte Schrullen. Das solltest Du wissen.“

„Das weiß ich auch: es handelt sich um Deine Rechte und meine Pflichten und um Kinder, die Du wünschest.“

„Du hoffentlich auch.“

„Nein.“

„Dieta!! Du wünschest Dir keine Kinder?!“

„Nein, — nicht mehr.“

Er war starr, sprachlos. Endlich sagte er: „Für was lebst Du denn dann?“

„Laß Dich von mir scheiden, Philipp!“ rief sie aus. „Bitte, tue es. Heirate eine, die zu Dir paßt, die Cousine von Wiesenstein zum Beispiel.“

„Wie kannst Du so leichtfertig denken! Die Ehe ist ein heiliges Sakrament. Man heiratet nicht heute, um sich morgen scheiden zu lassen.“

„Ich bin nicht leichtfertig, Philipp! Gott weiß, daß ich gelitten und gerungen habe. Wenn Du Scheidung nicht willst, dann wenigstens Trennung. Ich bitte Dich inständig! Ich passe nicht zu Euch, und ich halte das Leben hier einfach nicht aus!“

Philipp ging mit raschen Schritten hin und her. Er war außer sich.

„Nein, Du paßt wahrhaftig nicht zu uns! Du leidest einfach an moralischem Irrsinn. Ich war ein Narr, als ich mich von Deiner Schönheit blenden ließ. Nun kommt die Strafe. Die Eltern warnten gleich, und ich wollte nicht auf sie hören. Nun bin ich gestraft, und die Reue

kommt zu spät. Aber eine Ehe zu lösen, ist Sünde, und diese Sünde werde ich nicht auf mich laden, das sage ich Dir. Ich werde keine Sünde auf mich laden um der hysterischen Launen einer verzogenen Frau willen! Jedenfalls ist es Dir gelungen, einen Mann, der Dich lieb gehabt hat, unglücklich zu machen."

„Ich weiß, Du hast Dein Bestes getan", sagte sie sanft, „ich aber auch. Es geht nicht, weil wir so grundverschieden sind. Wir stimmen einmal nicht zusammen."

„Dann beißt man die Zähne aufeinander und hält auf seinem Posten aus. Die Veßras desertieren nicht."

„Du willst die Scheidung also auf keinen Fall?"

„Auf keinen Fall."

Mit einem lauernden Blick fragte sie: „Wenn ich nun einen anderen liebte?"

Er blieb vor ihr stehen und sah sie haßerfüllt an.

„Glaubst Du, ich würde Dir dann zur Erreichung Deiner lasterhaften Wünsche die Hand bieten? Lieber wüßte ich Dich tot. Ist es Dir noch nicht genug, das Leben eines Mannes zerstört zu haben?"

Sie seufzte tief.

„Doch, es ist genug. Zu viel schon."

Sie dachte mit Grauen daran, daß sie einmal fast so in Philipp verliebt gewesen wie jetzt in Silvio, und daß die Leidenschaft für Silvio vielleicht auch vorüberging. Auch seine Leidenschaft. Wenn sie den Besitz rücksichtslos erstritten hätten und darüber mit der ganzen Familie gebrochen, dann bliebe ihnen nur die Reue und die Vorwürfe. Was für Vorwürfe!

Nein, für sie gab es nur noch Verzicht.

Philipp hatte seine Wanderung durch das Zimmer wieder aufgenommen. Er fühlte sich über alles Maß elend. Was war das für eine Ehe mit dieser renitenten, launischen Frau! Welche traurige Rolle ließ sie ihn spielen! Der Vater hatte einmal wieder allein recht gehabt, als er dem Frieden ihrer wunderbaren Bekehrung nicht traute. Das hatte gerade so lange gedauert,

bis Silvio kam und sie amüsierte. Was der Papa wohl zu dieser Szene sagen würde?

Er gedachte jener Unterhaltung mit dem Vater, als sie durch den schneebeladenen Wald gingen. Der Vater hatte gefragt: „Sie weigert sich doch nicht, ihre ehelichen Pflichten zu erfüllen?“ Aber das war auch noch niemals vorgekommen. Mit welcher Sicherheit er noch behauptet hatte, daß er Widerstand von Seiten seiner Frau unter keinen Umständen dulden würde! Und da saß sie nun mit ihrem braunen Haarmantel in ihrer sündhaften Schönheit und trotzte ihm!

Mit einem Mal schien es ihm, als erfordere es seine Ehre, ihr nicht den Willen zu lassen, als müsse er ihr in ganz brutaler Weise zeigen, wer hier der Herr sei, schon um in der Achtung des Vaters nicht zu sinken.

Er ging rasch auf sie zu und umfaßte sie mit festem Griff.

„Jetzt kommst Du.“

Sie starrte ungläubig in sein bleiches entschlossenes Gesicht. Unheimlich sah er aus.

„Du willst mich zwingen?!“

„Ja, das will ich.“

Das Entsetzen darüber, daß er imstande war, so mit ihr umzugehen, lähmte sie. Zu einem willenlosen Ding machte er sie! Und sie haßte ihn dafür, wie der Mensch nur das hassen kann, was ihm Gewalt antut.

* * *

Nun hatte er sie sich selbst überlassen. Sie lauschte seinen sich entfernenden Schritten. Nun schlich sie nach der Tür und schloß sich ein.

Dann saß sie lange auf einem steifen Taburettchen, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, die Stirn in den Händen und dachte nach.

Sie wollte sich das Leben nehmen. Alles erregte

ihren Abscheu: die Menschen, ihre Einrichtungen, alles. Sie mochte nichts mehr damit zu tun haben.

Aber sie fürchtete sich vor heftigen körperlichen Schmerzen, und ihr graute vor Gewaltsamkeit. Wenn sie Morphium gehabt hätte oder ein anderes Betäubungsmittel, daß sie hätte einschlafen können, um nie wieder wach zu werden! Aber sie hatte nichts dergleichen. Ach, sie war keine Heldin, keine Lucretia oder Emilia Galotti! Ihr wurde ganz schwindlig vor Grauen bei der Vorstellung, daß sie sich ein Messer tief in die Brust stoßen müsse.

Kalte Schauer überliefen sie. Sie trat ans offene Fenster, man sah tief hinunter in den steingepflasterten Hof. Ein Sprung hier würde genügen. Sie brauchte sich nur in das Fenster zu setzen, die Füße nach außen, dann fallen lassen, wie sie es oft als Kind von den hohen Parterrefenstern aus getan. Es war so leicht ....

Ihr Herz klopfte zum Zerspringen vor Angst.

„Nein, nein, nein“, sagte sie ganz laut, um sich zu beruhigen.

Der Schloßhof lag voll Morgensonne. In den Fugen des Steinpflasters drängten sich zarte Gräslein und Kräutlein ans Licht. Auf der Rinne am eckigen Turm spazierten die Täuber mit ihrem tiefen Rukuku! Unten plätscherte der Wasserstrahl in das Brunnenbecken, und in den Säulenarkaden lag weicher Schatten.

Silvio hatte von diesem Hof gesagt: „versonnen und verträumt wie eine alte Romanze.“

Sie wußte auf einmal ganz gewiß: wenn Silvio ihr jetzt ein Messer in die Brust stieße, sie würde furchtlos still halten.

Aber er hatte sie verlassen. Alle hatten sie verlassen.

Was fragte Gertrud noch nach ihr, seit sie ihren Karlsen hatte! Die beiden gingen völlig ineinander auf. Niemand auf der Welt half ihr. Sie mußte sich selbst helfen.

Ein wonniger Frühlingsodem kam von draußen. Dieta empfand mit einemmal heiße Sehnsucht nach weiten

grünen Wiesen und Saatfeldern und langen Landstraßen zwischen Pappeln und nach dem in der Sonne glitzernden Flüßchen, das wie ein silbernes Band die Flur durchzog . . .

Gnadendorf!

Das Heimweh nach diesem Schauplatz ihrer Kinderjahre erfaßte sie mit Gewalt. Nein, sie wollte doch nicht sterben. Sie wollte zur Mama und zu der Tante Charlotte nach Gnadendorf. Und dort nur ausruhen!

Kam ihr Philipp dorthin nach, um sie zurückzuholen, wie es ja sein Recht war, dann lief sie ihm bei nächster Gelegenheit eben wieder fort. Gewalt duldete sie nicht.

Sie war jetzt entschlossen und darum ruhig.

Eilig beendete sie ihre Toilette und klingelte nach dem Frühstück.

„Ist der Herr Graf noch zu Hause, Lisette?"

„Der Herr Graf sind eben fortgefahren, nach dem Forsthaus, sagt der Karl."

„Gut. Du kannst gehen."

Die Jungfer ging, und Dieta zwang sich, etwas Semmel zum Kaffee zu essen, weil sie eine weite Wanderung vor sich hatte. Dabei ging sie herum und ordnete die Sachen, die sie in Gnadendorf brauchte. Alles stellte und legte sie hübsch zusammen. Lisette sollte es später in den Koffer tun und nachschicken.

Wenn man sie heute vermißte, mußte Philipp eben irgend etwas erfinden. Im Bemänteln waren er und Tante Ninette ja groß. Übrigens ging sie das jetzt nichts mehr an.

Während ihr dies und anderes durch den Kopf ging, machte sie sich reisefertig.

Zuletzt schrieb sie ein paar Zeilen an Philipp und nahm aus seinem Schreibtisch einen Hundertmarkschein. Sie hatte, wenn sie mit Philipp zusammen war, nie einen Pfennig eigenes Geld, aber seine Kasse stand ihr zur Verfügung. Obwohl er sparsam war, besonders für seine Person, hatte er ihr gegenüber nie geknausert.

Sie schlüpfte die Treppen hinunter, ohne gesehen zu werden. Im Hof gesellte Ralf sich ihr zu und wollte sie begleiten.

Karl war am Brunnen mit Flaschenspülen beschäftigt.

„Halten Sie den Ralf zurück", rief ihm Dieta zu, „ich kann ihn nicht mitnehmen." Errötend, mit schlechtem Gewissen, setzte sie zur Erklärung hinzu: „Es gibt immer Beißerei mit den Dorfhunden."

Die Dogge bat schmeichelnd und mit beredtesten Blicken.

„Bleib' zu Haus, gutes Ralfchen!"

Das verstand er und folgte gravitätisch dem Ruf des Dieners. Als ob er sagte: nicht weil du rufst, sondern weil die Herrin es wünscht.

Dieta überschritt die Zugbrücke.

Als Philipp mittags in seinem Sandschneider nach Hause fuhr, war ihm nicht ganz angenehm zu Mute. Zwar hatte er sich den ganzen Vormittag über gesagt, daß er wohl getan habe, der Frau gezeigt zu haben, daß er sie zwingen konnte, und hatte sich in Gedanken schon die Worte zurechtgelegt, mit welchen er gelegentlich seinem Vater erzählen wollte, mit wie unerbittlicher Festigkeit er sich durchzusetzen wußte — wenn es darauf ankam; — aber eine andere innere Stimme kam immer wieder mit leisen Zweifeln.

Dieta hatte ja heute Morgen keinen Ton mehr gesagt, stumm wie ein Schlachtlamm war sie geworden über seiner Schroffheit; aber er wußte doch, daß er sie einfach mißhandelt hatte und daß sie ihm schwer zürnen werde.

Er sagte sich zu seiner Rechtfertigung, daß er sich nicht etwa hatte fortreißen lassen, sondern, im Gegenteil, mit Überlegung und aus Prinzip gehandelt hatte, daß er unbedingt im Recht war.

Dennoch war die Aussicht auf ihre Duldermiene, den stummen Vorwurf ihres Wesens, unerfreulich. Er nahm sich vor, ihr irgend eine Freude zu machen.

Indem er überlegte, ob er ihr ein wertvolles Geschenk machen solle oder einen Ausflug in den Thüringer Wald mit ihr unternehmen, stieg er die Treppe hinauf nach den gemeinsamen Zimmern.

Daß er Dieta hier nicht fand, war ihm zunächst eine Erleichterung. „Onkel Eberhard wird sie noch festhalten", dachte er; „daß sie dem guten Großonkel so hübsch vorliest, ist wirklich anzuerkennen. Sie ist ja sein Liebling jetzt."

Was lag denn da auf dem Schreibtisch für ein Kouvert? Er nahm es auf.

Ein geschlossener grauer Briefumschlag, darauf in Dietas Hand geschrieben: „Für Philipp."

Ihm wurde plötzlich sehr unheimlich zu Mute. Doch griff er bedächtig nach seinem Brieföffner und öffnete den Umschlag säuberlich.

Und dann las er stehend:

„Ich gehe zu meiner Mutter. Sei so gut und schicke mir die Sachen, die auf der Truhe liegen, nach Gnadendorf. Lisette kann sie einpacken. Wenn Du mich zurückholst, was ja auch Dein Recht ist, wirst Du mich einsperren müssen, denn ich sage Dir gleich, daß ich jede Gelegenheit benutzen werde, wieder fortzulaufen. Nach dem Erlebnis von heute kann ich nicht bei Dir bleiben.

Ich habe 100 Mark aus Deinem Schubfach genommen für die Reise und was ich sonst brauche.

Dieta."

Philipp stand und starrte auf den Briefbogen.

Ihm war, als habe ihm eine schwere Faust eben einen Schlag vor die Stirn versetzt. Auf dieses war er nicht gefaßt gewesen! —

V.

Die Herrnhuterkolonie Gnadendorf sieht aus, als habe sie ein Riesenkind aus seiner Spielschachtel herausgenommen und steif und niedlich aufgebaut. In der Mitte auf dem „Platz“ steht der Betsaal, ein großes Haus, ziegelgedeckt, mit einem Glockentürmchen als Dachreiter. Dahinter unter breitästigen sehr alten Pappeln und Linden der Gottesacker mit seinen einfachen liegenden Grabsteinen auf grünem Rasen. Auf dem „Platz“ der Brunnen mit breitem, rundem Steinbecken, rechts das „Schwesternhaus“, links das „Brüderhaus“, große klosterartige Bauten. Um diesen Mittelpunkt scharen sich die etwa zwanzig altmodischen Familienwohnhäuser in zwei kurzen, aber breiten Straßen. Das ist die Siedelung.

Da, wo die beiden Straßen aufeinanderstoßen, steht ein behäbiges Eckhaus mit steilem gebrochenem Ziegeldach und mauerumfaßtem Hof. In diesem Haus hatten Gertrud und Dieta Veßra während ihrer Schuljahre gewohnt. Es gehörte der verwitweten Frau Charlotte Platen, geborenen Freiin von Rotendorff, die einst einen Herrnhuter Missionar geheiratet hatte. Jetzt bewohnte ihre Cousine, die Baronin Veßra, in dem Hause das Obergeschoß.

Die Baronin rüstete sich eben, um vor der „Versammlung“, dem allabendlich im Betsaal stattfindenden Gottesdienst, noch einen Spaziergang zu unternehmen, da hörte sie im unteren Flur die drei Hunde der Cousine Platen fürchterlich kläffen.

„Gewiß wieder so ein Vagabund, der dem lieben Gott den Tag stiehlt!“ dachte sie entrüstet, „aber diese Köter

sind zu gräßlich! Ich begreife doch die gute Charlotte nicht, daß ihr dies Gelärme Vergnügen macht. Wie gut erzogen hatten wir dagegen den Ponto."

Auf einmal ging das Kläffen in Freudenjaulen und Winseln über.

Jemand sprach zu den Hunden. Was war denn das? dieser Ton ....

Ungläubig und doch in Erregung öffnete die Baronin die Tür nach dem Flur.

„Jawohl, Cäsar, jawohl", tönte es durch das Freudengewimmer der Tiere, „Du hast mich noch lieb! Und Du auch, mein braver Pompejus!"

„Ja, aber .... nu brat' mir doch einer 'nen Storch!" rief die Baronin, in der Überraschungsfreude berlinernd, „wo kommst Du denn auf einmal her, liebste Dieta?!"

Dieta blickte lächelnd auf.

„Ich bin eben da, Mama. Sei gut zu mir."

„Kommt Philipp auch?"

„Nein."

„Und Du bist allein gereist?"

„Ja."

„Wo ist Dein Koffer, Kind?"

„Der kommt nach. Ich bin gekommen wie ich ging und stand aus lauter Heimweh."

„O Du seltsames Mädchen! Nein, aber ich freue mich ja ganz unbändig! Wie lange hast Du Urlaub bekommen von Deinem Mann?"

Das war der kritische Moment, vor dem es Dieta schon seit einer halben Stunde graute, denn nun mußte sie die Freude der Mama in ihr Gegenteil verwandeln und aus dem hochwillkommenen Gast wurde ein Ärgernis, eine drückende Sorge! Erörterungen wurden notwendig, die Dieta am liebsten so lang als möglich hinausgeschoben hätte.

Doch es half nichts. Ach, wie viel leichter ist ein

noch so schwerer Entschluß gegen die einzelnen Schritte seiner praktischen Durchführung!

Die Mutter hatte sie an der Hand in ihr Wohnzimmerchen geführt und die Tür hinter sich geschlossen.

Einen Augenblick lang war Dieta versucht, etwas Unwahres zu sagen, um die Mama fürs erste zu schonen, die Mama und besonders auch sich selbst. Denn sie war ermattet und sehnte sich nach dem Ausruhen.

Aber der alte Spruch fiel ihr ein:

Üble Botschaft auf der langen Bank
Macht dem Gaste wie dem Wirt das Herze krank,

und da sagte sie entschlossen: „Ich habe mich mit Philipp veruneinigt und bin ihm fortgelaufen."

„Was?!"

„Ja, ich konnte nicht anders, ich hielt es nicht aus. Ach, Mama, sei gut! Dein Kind flüchtet sich in seiner großen Not zu Dir! Sei Du gut!"

Die Baronin blieb nicht ungerührt.

„So sag' doch nur, was hat es denn gegeben? Philipp ist ja so gut und ein so vortrefflicher Mensch! Du wirst ihn wohl nicht richtig genommen haben."

Dieta drückte die Mama in die Sofa-Ecke und setzte sich auf ein Schemelchen zu ihren Füßen. Dann klagte sie in Worten, die einander überstürzten, ihr Leid.

Die Baronin hörte schweigend zu, aber sie begriff nicht recht, worüber Dieta sich so furchtbar aufregte. Dietas Art schien ihr exaltiert, ihre Ansichten verworren und unrichtig.

Als Dieta endlich eine Pause machte, sagte die Mutter: „Es ist doch ein großes Unrecht, daß Du ihm fortgelaufen bist; denn Du bist einmal seine Frau."

„Aber Mama! Wenn er mir Gewalt antut?!"

„Es war nicht schön von ihm", gab sie zu, „aber das gibt Dir doch noch lange nicht das Recht, Deinem Mann fortzulaufen. Eine rechtschaffene Frau nimmt gar vieles schweigend hin."

Im Herzen begriff die Baronin wohl Dietas Em-

pörung über dieses brutale Vorgehen ihres Mannes; was sie aber durchaus nicht verstand, war Dietas wiederholte leidenschaftliche Versicherung, sie könne unter diesen Menschen in Donarsbrunn nicht leben.

Für die Baronin Veßra gab es nichts Idealeres als das romantische Stammschloß in Franken und die edlen, schönen, stillen Menschen, die es bewohnten. Das kam ihr vor wie aus einem ihrer geliebten englischen Romane genommen. Dieta hatte in ihren Augen das beneidenswerteste Los gezogen. Wenn sie dagegen an die bürgerliche Stellung, das mühevolle Geldverdienen, und die winzige Behausung der „armen" Gertrud dachte!

Und Dieta, die in dem fürstlichen Donarsbrunn als verwöhnte Prinzessin lebte, lief davon wie eine Landstreicherin und behauptete, ihr Leben sei nicht auszuhalten.

Nein, das begriff die Baronin wirklich nicht. Wenn Philipp noch ein schlechter Mensch gewesen wäre, aber im Gegenteil. Er mochte Dieta nicht ganz richtig anfassen, aber an seiner Herzensreinheit, Treue, Ehrenhaftigkeit, an seinem hohen Pflichtgefühl konnte doch niemand auch nur eine Sekunde zweifeln!

Es war wirklich sehr traurig!

Die Baronin sank immer mehr in sich zusammen. Das übertrieben aristokratische Rotendorff-Gesicht mit der schmalen, langen hochsatteligen Nase, den geschwungenen schmalen Lippen und den brauenlosen Augen wurde von Sekunde zu Sekunde schärfer. Und die Augen vermieden, Dietas flehendem Blick zu begegnen.

Dieta sah, wie die Mutter sich innerlich von ihr abwandte. Ein Gefühl jammervollen Verlassenseins überkam sie. Zu wem sollte sie denn flüchten, wenn nicht einmal die Mama auf ihre Seite trat?! Gertrud hätte sie wohl verstanden, aber die konnte sie nicht aufnehmen, denn ein Bruder Karlsens, der das Polytechnikum besuchte, bewohnte jetzt die Mansarde.

Was tun?

Sollte sie mit den achtzig Mark, die sie noch übrig hatte, in die Welt hineinlaufen? —

Dieta besaß sehr wenig Kenntnisse realer Verhältnisse, denn sie hatte immer im Schutz der Familie gelebt und war nie in die Lage gekommen, für sich selbst sorgen zu müssen. Was ihrer „draußen in der Welt“ harrte, wenn die Türen der schützenden Familienheimstätten sich einmal hinter ihr geschlossen hatten, davon konnte sie sich gar keine klare Vorstellung machen. Sie hatte damals der armen Josephine geraten: „Geh' und mach' Dich selbständig.“ Von weitem sah das so leicht aus. Aber wenn man nun plötzlich mutterseelenallein auf der Straße stand? Allerlei dunkle Schrecknisse standen ihr vor Augen: Hunger, zerrissene Kleider, schlechte Kammern und Betten, grobe Antworten, Zudringlichkeiten usw. usw. Es graute ihr vor alledem. Ach, sie war keine Heldin. Verwöhnt und unwissend und furchtsam war sie!

Einen Moment durchzuckte sie der Gedanke, sich an Silvio zu wenden; aber sie verwarf ihn sofort.

Die Wanduhr schlug sieben, und gleichzeitig begann die Kirchenglocke zu läuten. Wie gut Dieta dies Geläut kannte!

Die Mama fuhr ganz erschrocken auf.

„Ich muß ja auf den Saal!“

Eilig setzte sie ein Tüllhäubchen auf den Kopf, nahm Handschuhe und Liturgienbuch und ging.

„Du kannst Dich einstweilen etwas ausruhen“, rief sie von der Tür aus der Tochter zu.

Dieta hörte ihren Schritt die hölzerne Treppe hinunter, hörte unten die Haustür gehen mit ihrem im Dreiklang abgestimmten Geläut, die drei Hunde kläffen.

Dann war's eine Weile ganz still.

Mit schwerem Kopf und müden, heißen Augen lauschte sie hinaus. Ob sie jetzt wohl ungesehen fortkam? Sie wollte mit dem ersten Zug, der abging, zur nächsten Stadt fahren, dort in einem Gasthof übernachten und bis mor-

gen weitere Schritte überlegen. Wenn sie nur nicht krank wurde, ihr war gar so schlecht.

Es blieb still.

Dieta stand auf, ging die Treppe hinunter, auf deren glattem, runden Holzgeländer sie als Kind, wenn keiner es sah, herabzurutschen pflegte. Ach, was für ein Wildfang sie gewesen war, — und Gertrud auch.

Sie hatten damals das Heim der Tante Charlotte als Verbannungsort empfunden, weil sie sich nach dem Elternhaus sehnten. Heute, als der ersehnte Zufluchtsort sich ihr verschloß, wurde es zum verlorenen Paradies!

Sie wollte nur einen Blick in den Grasgarten tun, in dem der alte Birnbaum stand. Leise wie ein Dieb öffnete sie die Hintertür, die nach dem Hof und Grasplatz führte. Aber ein Windzug riß ihr die Tür aus der Hand und warf sie krachend ins Schloß.

Dieta stand zitternd; wie eine ertappte Einbrecherin kam sie sich vor.

In der Küchentür erschien eine handfeste Frauengestalt, die Therese.

„Ja, was is mich denn das? Is das nich Fräulein Dietachen? J Du meine Güte, was wird aber Mamachen da für 'ne Freude haben! Aber Fräuleinchen sehen ja ganz käsig aus . . .“

„Gute Therese!“

„Un' ich Gans sag' noch immer Fräulein Dietachen, wo Sie doch jetzt Frau Gräfin sind. Sein Se man nich böse, Fräulein Dietachen!“

Dieta seufzte.

„Wär' ich doch noch Ihr Fräulein Dietachen, Therese.“

Die Therese nickte verständnisvoll.

„Ich sag's ja: mit den Männern, das ist schon ein Kreuz. Die Ledigen haben's besser.“

„Hsch!“ machte Dieta ängstlich, „ich muß fort, eh' mich Tante Charlotte sieht. Die Mama will mich nicht hier haben.“

„Jetzt wollen Fräulein schon wieder fort? So weiß und kalkig wie Sie aussehen? Und bei nachtschlafender Zeit, so ungegessen und ungeruht? Nee, Fräulein Dietachen, das leid' ich nicht, da kann Mamachen sagen, was sie will. Jetzt back' ich rasch noch ein paar Eierkuchen, und die Frau Tante läßt Sie auch nicht fort, wie ich die kenne."

In diesem Augenblick öffnete sich mit Kling-klang-kling die Haustür, und Frau Charlotte Platen erschien, von den Hunden umsprungen, auf der Schwelle.

„Was ist denn los, Therese?" rief ihre tiefe Altstimme, die beinahe schon Baß war.

Charlotte Platen war eine starkknochige, behäbige, ältere Frau. Auf dem ergrauten, aber noch dichten Scheitel trug sie das Herrnhuter Häubchen. Ihr Kopf war ziemlich groß, besonders der Schädel, der eigentlich Männerform hatte, dazu stimmten auch die sehr resoluten, groben Gesichtszüge. Dieta und Gertrud hatten als Kinder weit mehr Respekt vor dieser Tante gehabt als vor der Mutter.

„Nu sag' mal, Dieta! Was treibst Du Dich auf dem Flur herum? Willst Du mir gar nicht Guten Abend sagen?"

„Ich wollte gleich wieder fort", sagte Dieta traurig. „Die Mama findet nämlich . . . ."

Tante Charlotte wehrte energisch ab.

„Weiß schon, weiß schon. Deine Mutter hat mir schon die ganze Tragödie erzählt."

Dieta machte große Augen. „Wann denn?"

„Nu, eben jetzt auf dem Weg nach dem Saal."

„Aber Du bist ja doch hier!"

„Nu, natürlich bin ich umgedreht, wie ich hörte, was los war. Komm! Du wohnst in Deiner alten Kammer, was? Mit der Aussicht auf den Birnbaum. Der blüht nächstens. Therese, sag' der Eile, sie soll gleich die Hofkammer zurechtmachen für die Gräfin. Sie soll von dem

blaubezeichneten Bettzeug nehmen von oben links und tüchtig lüften."

„Jawohl, gnäd'ge Frau. Und ich back' noch flink 'n paar Eierkuchen, wie sie Frau Gräfin gern ißt."

„Kannst Du machen! — So, marsch ins Zimmer. Hut und Jacke runter, Mädel."

Die Tante schob Dieta bei den Schultern vor sich her in ihr zu ebener Erde gelegenes Zimmer.

„Also ein paar Tage bleibst Du auf alle Fälle", dekretierte die Tante, während sie sich der altmodischen Mantille, der Zwirnhandschuhe und dann auch des Schwesternhäubchens entledigte.

Dietas Kopf schmerzte jetzt empfindlich, und auch die Magennerven rebellierten.

In Tante Charlottens Zimmer war immer schlechte Luft, weil sie es mit allerlei Tiervolk teilte. Auf einem breiten, die ganze eine Zimmerwand entlang laufenden Wandbord stand ein Vogelbauer neben dem andern: Nachtigallen, Kanarienvögel, eine Spottdrossel, zwei kleine grüne Inseparables. Auf einem Messinggestell saß ein grauer Papagei, welcher rief: „Hallo, hallo, ein Dieb! Mordio! Feuerjo! Hil—feee!" Das hatte ihm Tante Charlotte einst beigebracht, in der Erwägung, daß es im Falle eines Einbruchs den Einbrecher erschrecken werde. Aber freilich, in Gnadendorf gab es weder Einbrüche, noch Diebstähle, noch eine Polizei.

Jeder der drei Hunde hatte seine Lagerstatt in dem Zimmer, daneben seinen Futter- und seinen Wassernapf. Auf einem Schränkchen stand noch der dickbauchige irdene Topf voll Mehlwürmer, vor dem es Dieta immer so geekelt hatte; das war die Leibspeise der Nachtigallen, und Tante Charlotte kaufte sie im Vorrat vom Nachbar Bäcker. Die Kästen voll Hanf, Hirse, Samen und Sonnenblumenkerne waren zwar nicht ekelhaft, dienten aber auch nicht zum Schmuck. Die Scheuerdielen des Fußbodens waren mit Fettflecken arg beschmutzt, weil die Hunde Knochen und Fleischstücke aus ihren Trögen auf

dem ganzen Fußboden herumzuzerren liebten. So sah das Reich der Tante ziemlich wüst und unsauber aus, obwohl sie selbst, an ihrer Person, reinlich war.

„Du hast einen neuen Hund?“ fragte Dieta.

„Ja; er heißt Brutus. Er ist ein Sohn von Cäsar. Komm her, mein Hund. So ist's recht. Gib's Pfötchen!“

„So ein drolliges Ungeheuer! Cäsar scheint eine Mesalliance eingegangen zu sein!“

„Seine Frau, Brutussen seine Mutter, ist ein irischer Terrier und ganz echt, und Cäsar ist ein Seidenspitz. Beide Eltern rasserein.“

„Nur daß die Rassen nicht zusammen passen!“

Eine ganze Weile drehte sich das Gespräch um die Hunde; diese standen dem Herzen der Tante von allen Wesen am nächsten und interessierten sie daher auch am lebhaftesten.

„Nun mach' Dir's bequem, Kind. Da, setz' Dich auf den Großvaterstuhl am Fenster. So ist's recht. Du darfst auch den Pompejus auf den Schoß nehmen. Wie die guten Tiere von dem Wiedersehen erregt sind. Sie leiden ordentlich unter ihrer Gemütsbewegung! Und die sollten weniger in den Himmel kommen als das gemütsrohe Menschenvolk? Das kann mir keiner weismachen.“

Dann entnahm die Tante einem massiven Schrank eine strohumsponnene bauchige Flasche, in der sie einen schweren Malaga hielt, der schwarz und zähflüssig tropfte, als sie davon in ein Glas goß. Sie reichte das Glas der Nichte.

„Das wird Dich aufmuntern. Du siehst ja aus wie grüner Käse.“

Dieta schlürfte gierig. Ihr war ganz schwach geworden. Schmunzelnd goß Tante Charlotte das Glas zum zweitenmal voll, stellte die Flasche an ihren Ort, band sich die Spinnschürze vor und setzte sich behaglich an ihr rohgezimmertes, plumpes Spinnrad.

„Na also, Du hast Streit mit Deinem Philipp gehabt?“

„Streit eigentlich nicht . . . .“

„Na ja, weiß schon. Er ist ein bißchen roh gewesen. Das liegt nun mal in der Männernatur, und 'ne vernünft'ge Frau regt sich darüber nicht auf. Alle Männer haben ein Stück Bestie in sich, und das durchbricht immer mal wieder das Bißchen Zivilisationspolitur. Die Natur ist halt nicht so leicht klein zu kriegen. Wir Weiber sind aber auch keine Engel. Kindisch und kleinlich und dumm ist das Weibervolk, das ist für die Mannsleute auch 'ne gehörige Geduldsprobe. Und genau zu einander passen, so daß beiderseitige Tugenden und Fehler sich ganz glücklich ausgleichen, das tun Eheleute aus hundert Fällen vielleicht einmal; aber ich glaube, das ist noch zu hoch geschätzt.“

So predigte die Tante weiter. Dabei spann sie, und statt zum Befeuchten des Fadens den Finger in den Netzbecher einzutauchen, netzte sie den Zeigefinger an der breiten, etwas hängenden Unterlippe, ganz wie die eine der drei Spinnerinnen aus dem Volksmärchen.

Das Rädchen schnurrte traulich, und draußen rötete sich der Abendhimmel.

Als die Tante verstummte, sagte Dieta:

„Weißt Du, Tante, Philipp hat gar nichts Bestialisches in sich. Er ist vielmehr seiner Natur nach schwach. Und wenn schwache Menschen, die nicht das Zeug zum Dominieren in sich haben, den Herrn zeigen wollen, tun sie es ganz gewiß im unrechten Augenblick und auf die unrechte, die unglücklichste Weise! Ich glaube, das kommt immer, wenn man etwas tun will oder vorstellen will, was einem nicht natürlich ist.“

Charlotte Platen sah erstaunt nach Dieta zum Fensterplatz hin. So vernünftig sprach diese rabiate kleine Frau?!

„Wenn es sich so verhält“, sagte sie nach einer Pause, „dann mußt Du ihm doch erst recht verzeihen. Ein aus

Schwäche begangenes Unrecht beurteilt eine echte Frau niemals hart."

Dieta schüttelte sich vor Grauen.

„Es stößt mich ab", sagte sie gepreßt. „Ich kann es nicht ändern." Und in nervöser Erregung streichelte sie immerfort das seidenglänzende Fell des auf ihren Knien liegenden Pompejus. „Nicht die Schwäche an sich stößt mich ab, Tante Charlotte; aber wenn sich schwache Menschen aus irgend einer Eitelkeit oder Herrschbegierde auf die Gewaltmenschen hinausspielen und sich selbst aufstacheln bis zur Brutalität, — das kann ich nicht aushalten! Es ist widerlich."

Die Tante entgegnete streng: „Ein solches Gefühl darfst Du Deinem Mann gegenüber gar nicht aufkommen lassen. Das gibt's nicht. Hörst Du? Ist er zu schwach, so mußt Du eben stark für zweie sein. Basta."

Dieta sprang auf und ließ den überraschten Pompejus rücksichtslos zu Boden kollern.

„Ich würde es überwinden!" rief sie klagend aus; „ich würde alles ganz gut ertragen können, wenn ich mit Philipp allein wäre. Aber sie sind alle dort so einmütig, daß sie alle wie einer sind und alle mir entgegen! Sie sind so stark in ihrer Geschlossenheit und füllen die Luft so ganz mit ihrem unduldsamen, hochmütigen, beschränkten Kastengeist, daß ich darin ersticke. Es ist Seelenmord, wenn ihr mich zwingt, in Donarsbrunn zu bleiben!"

Die Tante, der die breite, vorgebaute Männerstirn tief über die grauen Augen hing, zog die rechte Braue noch mehr herab und schob den linken Mundwinkel in die Höhe. Außer durch diese, eine abweichende Meinung ausdrückende Mienensprache ging sie auf Dietas letzten Notschrei nicht ein. Sie verschob es auf gelegenere Zeit.

Nach einem kurzen Schweigen bemerkte sie:

„Sieh, da kommen die Leute schon aus der Versammlung. Die bucklige Schwester Klingeberger immer vorweg. Die läuft wie ein Wiesel. Nun kommt die Mutter auch gleich und wir können essen. Ich rieche auch be-

reits Theresens Eierkuchen. Wann hast Du eigentlich zuletzt gegessen, Kind?"

Dieta strich mit der Handfläche über die brennende, schmerzende Stirn.

„Heute morgen zum Frühstück." —

„Heiliges Kanonenrohr!" rief die Tante und band die mit Flachsfusseln bedeckte Spinnschürze herunter, „man sollt' es nicht für möglich halten, so 'ne Unvernunft! Wie alt bist Du eigentlich?"

„Ich werde im Juni fünfundzwanzig."

„Man sollt' es nicht für möglich halten!! Ein Vierteljahrhundert auf dem Buckel und wagt noch nicht unterwegs was zu essen zu bestellen! Und Du willst ohne Mann fertig werden?!"

* * *

Die Baronin Adelgunde Beßra, geborene Freiin von Rotendorff, verlangte vom Leben nicht viel mehr als etwas friedliches Behagen. Gemütsruhe vor allem. Und da sie einen stillen frommen Wandel führte, wie er sich für eine echte Witib geziemt, so meinte sie, wohl ein Recht auf ihr bißchen Frieden zu haben. Den mußte der liebe Gott ihr garantieren, was hatte man sonst von der Frömmigkeit?

Die Baronin dachte nicht gern und entschied nicht gern. Jede Willensanstrengung war ihr peinlich, Konzentration fast unmöglich. Aber sie tat gern das, was „alle Welt" für recht hielt, ihre Welt nämlich, die Welt in den Büchern, die sie las, und die Welt der Menschen, die ihren Umgangskreis ausmachten. Mit diesen mußte sie sich im Einklang wissen, um sich wohl zu fühlen.

Und nun fuhr Dieta mit ihren Ehekonflikten mitten in der Baronin idyllischen Herrnhuterfrieden, als ein Element der Sorge und Beunruhigung!

Adelgunde Beßra sah im Geist das mißbilligende Staunen der Donarsbrunner, hörte die verwunderten

Fragen der Gnadendorfer! Wie in aller Welt sollte sie sich dabei verhalten? Sie hätte weitaus am liebsten Dieta sofort zurückgeschickt dorthin, wohin sie nun einmal gehörte. Aber wenn Dieta nicht wollte, konnte sie nichts machen. Sie hatte nie viel Autorität über die Töchter gehabt, leider!

Und nun stellte sich Charlotte auch noch auf die Seite der Ausreißerin!

Die Nächstenliebe war im Charakter Adelgundens schwach entwickelt. Sogar die Mutterliebe, dieser starke Naturtrieb, hatte das Alter der babyhaften Hilflosigkeit ihrer Kleinen kaum überdauert.

Jetzt fühlte sie wohl mütterliche Eitelkeit und war sehr zufrieden, die Töchter gut untergebracht zu wissen, aber das innere Leben der beiden kümmerte sie fast gar nicht. Solange die Töchter zufrieden waren, war auch die Mutter mit ihnen einverstanden. Klagten sie aber, so fürchtete die Baronin die Störung ihres friedlichen Behagens so sehr, daß sie zur Anklägerin der Störenden wurde.

Aber Charlotte Platen, die ebenso viel geistiges Rückgrat besaß wie Adelgunde Beßra wenig, tyrannisierte die liebe Cousine.

Frau von Beßra seufzte darüber. „Sie ist mir zu mächtig!“ pflegte sie zu sagen. Doch konnte sie einen energischen Willen über sich schlechterdings nicht entbehren. Immer hatte sie einen solchen Halt gehabt: erst die Eltern, dann den Gatten, dann die Tochter Gertrud und jetzt war es Charlotte Platen.

„Das Kind sieht miserabel aus“, sagte Charlotte, „die Luft in dem alten, tiefliegenden und von stehendem Wasser umgebenen Nest bekommt ihr gewiß nicht.“

„Nest! das schönste Schloß, was man sehen kann! Du hast doch eine Ausdrucksweise —“

„Warum soll sie sich nicht ein paar Wochen hier erholen!“

„Und hernach?“

„Laß sie sich nur mal ein paar Wochen hier gründlich langweilen, dann sieht sie Donarsbrunn und ihre Leute dort schon mit andern Augen. Unser Gnadendorfer Leben ist für die Dieta erst recht nichts."

„Aber Philipp?"

„Der wird auch Vernunft annehmen. Schreib' ihm ruhig Deine Ansicht!"

Ihre Ansicht! Ja, hatte sie denn eigentlich eine Ansicht?

Seufzend ging sie, um an den Schwiegersohn einen recht liebevollen Brief zu schreiben mit — Charlottens Ansicht.

Briefe schrieb sie gern. Sie hatte einen leichten und gewandten Stil und eine sehr zierliche Handschrift. Wenn sie schrieb, kamen ihr ganz von selbst eine Menge schöner Redewendungen in die Feder. Dann schrieb sie leicht in frohem Eifer mehr und anderes, als sie eigentlich hatte schreiben wollen.

„Wenn wir im Mittelalter lebten", schrieb sie heute, „so würde ich denken, Dieta sei von einem bösen Dämon besessen, denn ich erkenne mein gutes, sanftes Kind gar nicht wieder, so sehr hat der Geist der Auflehnung von ihr Besitz ergriffen. Ich flehe zum Heiland, daß Er Seine Gnade über diesem verirrten Lamm neu werden läßt, und ich weiß, daß Du, mein teurer, geliebter Sohn, Dich in der Fürbitte mit mir vereinen wirst usw. usw."

Als die Baronin zwölf Briefseiten in dieser ihr überaus geläufigen Tonart, die sie „die Sprache Kanaans" nannte, geschrieben hatte, war sie in eine gehobene und freudige Stimmung gekommen. Es war ihr ein Genuß, die vollendete Epistel zu überlesen, so daß sie es mehrmals nacheinander tat. Das, was sie da geschrieben hatte, las sich wirklich ganz wie die erbaulichen Briefe der frommen Helden ihrer Lieblingsbücher.

Philipps Antwort kam umgehend gleichzeitig mit dem Koffer, den er selbst gepackt hatte.

Aber die Baronin fühlte eine kleine Enttäuschung.

Es schien ihr, als sei Philipp nicht so gerührt und ergriffen, wie sie es auf ihren wunderschönen Brief hin erwartet hatte. Gleichwohl gefiel ihr die Antwort des Schwiegersohnes, und sie versprach sich davon eine starke Wirkung auf Dieta.

Sogleich begab sie sich mit ihrem Brief auf die Suche nach der Tochter.

Diese fütterte eben im Grasgarten die Stallhasen, Meerschweinchen und Tauben der Tante Charlotte.

Es kribbelte, hüpfte, flatterte um sie herum. Auch die drei Hunde trieben um sie her ihr Wesen.

Dieta sah eben frisch und rosig aus. Die Luft und der Verkehr mit den unschuldigen, zutraulichen Tieren erquickte sie. Da kam die Baronin. Ihre Mienen verkündeten nichts Gutes. Die Nase schien extra dünn und lang, der Mund mit den schmalen Lippen war gedankenstrichartig gestreckt, die Augen funkelten wie in ganz leisem Triumph.

„Von Philipp", sagte sie und reichte den Brief.

Dieta erblaßte jäh.

„An mich?" fragte sie widerstrebend.

„Nein, an mich. Aber der Inhalt geht eigentlich Dich am nächsten an. Wenn Du willst, lese ich ihn Dir vor."

Dieta hätte gern abgelehnt, sie wollte am liebsten gar nicht wissen, was in dem Brief stand; aber das hätte die Mama unverzeihlich gefunden.

„Ja, bitte", antwortete sie tonlos.

O, diese kalte, leere Gleichgültigkeit im Herzen! sie zürnte nicht mehr, aber dies war schlimmer.

Die Baronin las im Stehen. Sie las mit sentimentaler, süßlicher Betonung, wie es ihr Geschmack war.

„Teuerste Mutter,

möchte Gott Deine — und unsere Gebete gnädig erhören! Dietas unverantwortlicher Schritt ist wohl eine Übereilung gewesen. Es ist mir ein tiefer Schmerz,

daß es mir nicht gelingen will, sie in der rechten Weise zu beeinflussen. Du hast nur zu recht, verehrteste Mutter, es ist ein ganz unchristlicher, ungöttlicher Geist, der von ihrem Herzen Besitz genommen hat! Ich bete mit Dir, daß der Allmächtige ihr ein demütiges, gehorsames Herz schenken wolle; aber bitte Du auch für mich Armen um Weisheit und Kraft! Ach, wie schmerzlich empfinde ich die eigene Unzulänglichkeit! Wie oft mag ich im besten Wollen geirrt haben! Ich bitte Dieta, mir zu verzeihen, wie ich verzeihe . . . .“

Die Baronin unterbrach sich und rief aus: „Nein, er ist doch zu rührend! Du hast den edelsten Mann, den es gibt, Du böse, kleine Dieta, und erkennst es nicht an.“

Dieta kauerte, der Mutter abgewandt, im Grase und streichelte ein großes hellbraunes Kaninchen.

Die Baronin wähnte, Ergriffenheit veranlasse Dieta zu diesem schweigenden Sichabwenden. Das fand sie sehr schön.

In noch bewegterem Ton las sie weiter:

„Wenn Du unserem Schmerzenskind für einige Wochen Gastfreiheit gewähren willst, so bin ich Dir zu großem Dank verpflichtet. In ihrem aufgeregten Zustand ist die Ärmste bei Dir gewiß am besten aufgehoben, denn was vermag die ewig gleiche Langmut der Mutterliebe zu ersetzen?! Sobald Du es für ratsam hältst, werde ich sie mir zurückholen, und nochmals bitte ich Dich: sei Du mein Fürsprecher bei ihr, wie ich der ihrige sein werde bei meinen teuren Eltern, deren Heimkehr von Venedig zu erwarten steht. Gottes Barmherzigkeit möge alles zum Besten kehren.

In tiefster Verehrung und inniger Liebe küßt Dir, teuerste Mutter, die Hände

Dein unglücklicher Sohn
Philipp Veßra.“

„Ach, Dieta, Du weißt es nicht, wie gut Du es hast!" seufzte die Baronin. „Ich fürchte sehr, Du wirst noch einmal bereuen, wenn es zu spät ist!"

Dieta stand auf und ging, ohne ein Wort zu sagen, an der Mutter vorüber ins Haus.

„Es arbeitet tüchtig in ihr", sagte sich die Baronin, gemächlich folgend. „Ich glaube, sie geht in sich."

Mit ihrer immer noch wohlklingenden Stimme fing sie für sich zu singen an:

„Weg hast Du allerwegen,
An Mitteln fehlt's Dir nicht,
Dein Tun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht."

Sie war von Philipp und von sich selbst entzückt. In dieser Stimmung schien ihr die Wirklichkeit beinahe so ansprechend wie die Welt in ihren frommen englischen Lieblingsromanen.

* * *

In Dieta arbeitete es allerdings, und sie war von dem besten Willen beseelt, in sich zu gehen; aber in ganz anderer Weise, als die Phantasie der Mama es sich ausmalte.

Aus Philipps ganzem Schreiben, dessen gefühlselige und moralisierende Tonart sie so gewohnt war, daß sie gar keinen Eindruck mehr machte, hatte sie nur eins stark berührt: daß er ihr einige Wochen schenkte. Ein paar Wochen absoluten geistigen Ausruhens, des sich Sammelns, die hatte sie so nötig! Nach den durchwühlenden Kämpfen der letzten Zeit sehnte sie sich nach Stille — nach Ruhe und Stille!

Sie packte den von Donarsbrunn gekommenen Koffer aus und fand darin allerlei Gegenstände, die sie nicht bereit gelegt hatte. Die mußte Philipp noch zusammengesucht haben, — oder Lisette?

Die Auswahl ließ eher auf Philipp schließen; kleine

Liebhabereien, die er an ihr kannte, waren bedacht. Das rührte sie.

Es war köstlich, sich in der lieben alten Hinterstube häuslich einrichten zu dürfen! Ein Fenster dieses langen und schmalen Kämmerchens ging auf den Grasgarten mit seinem smaragdnen Frühlingsgras und dem alten Birnbaum, der sich zum Blühen anschickte. Ein anderes Fenster und eine Tür mündeten auf eine Holzgalerie, die nach alter Sitte an den beiden, den Hof begrenzenden Seiten des Eckhauses hinlief. Ein Holztreppchen führte von dieser Galerie in den Hof, so daß sie unmittelbar aus ihrem Zimmerchen ins Freie gelangen konnte. Das hatte ihr schon als Kind diese Kammer so wert gemacht.

Die weißgetünchten Wände waren noch ganz bedeckt mit Bildern, die einst sie und Gertrud in jugendlichem Verschönerungseifer aus illustrierten Blättern geschnitten hatten. Alle diese großäugigen Frauen und berühmten Männer und Genrebilder riß Dieta von der Wand und verbrannte sie im Ofen. Sie gefielen ihr gar nicht mehr.

Leere weiße Wände wollte sie sehen.

Auch die paar anspruchslosen Nippsachen, die noch von früher hier standen, verschloß sie in ein Schubfach, das gestickte Rückenkissen, die Putzdeckchen, alles schloß sie fort.

Das alles war zudringliche Gesellschaft, nach der sie kein Verlangen trug. Es sprach zu ihr von Dingen, die sie eben jetzt nichts angingen.

Sie brauchte nur Raum, Luft, Licht, Freiheit — Schweigen um sich, damit sie die im Innern raunenden Stimmen hören konnte.

Die ohnehin sehr einfache Einrichtung wurde unter diesem Räumen zu einer Art Klosterzelle.

Als sie mit Ein- und Forträumen fertig geworden, sah sie sich prüfend um. Ja, so ging es. Nun kam noch das Reinmachen mit Besen, Scheuereimer, Schrubber und Staubtuch. Das wollte sie auch selbst tun, ganz allein,

so wie sie es im vorigen Herbst bei Gertrud gelernt hatte. Mamas Therese und Tante Charlottens kleine bäuerliche Magd Cile würden es zwar nicht gern zugeben, aber ihr war, als dürfe hier in ihrem der inneren Andacht geweihten Heiligtum kein fremdes Wesen Hand anlegen. Hier wollte sie allein — ganz allein sein.

Das hatte sie erst in Donarsbrunn erfahren, daß es eines der wertvollsten Geschenke des Lebens ist: allein sein dürfen.

Nun stand sie mitten in ihrer kahlen Kammer und streckte in sehnendem Flehen die Arme aus.

„Hilf mir, lieber Gott!“

Die Cile meldete in verlegenem Thüringisch: „'s wär' angericht't.“

Die Mama und Tante Charlotte saßen schon am Mittagstisch und blickten der eintretenden Dieta erwartungsvoll entgegen. Sie erlebten eine Enttäuschung. Dieta sah weder zerknirscht, noch verweint, noch auch nur gerührt aus. Statt der erwarteten Erweichung schien eher eine Verhärtung eingetreten zu sein; ernst entschlossen, undurchdringlich war Dietas Gesicht.

„Eine steinerne Maske“, dachte Charlotte Platen, ohne sich darüber aufzuregen. Sie war eine praktische Philosophin. Die Baronin dagegen begehrte und wünschte und hoffte so ungestüm wie ein Kind.

Sie hätte am liebsten Dieta gleich katechisiert, nur auf dringendes Anraten der Cousine Charlotte schwieg sie, so daß das, was alle beschäftigte, unbesprochen blieb. Dagegen unterhielten sich die beiden Witwen, wie tagtäglich, über die winzigen Ereignisse Gnadendorfs.

Schwester Eckebrecher habe auf dem Grabhügel des heimgegangenen Bruders Eckebrecher Muskathyazinthen gepflanzt, erzählte Tante Charlotte, die sie aus einer Erfurter Gärtnerei habe kommen lassen.

Die Baronin erwähnte: der neue Hut, den die junge Schwester Grün jetzt spazieren trage, sei doch ein bißchen reichlich weltlich.

Charlotte Platen hatte heute bei Geschwister Talks gehört, der nette Bruder Arden habe einen Ruf nach dem Himalaya bekommen.

Ob er denn Freudigkeit dazu habe? fragte die Baronin. Charlotte glaubte eigentlich nicht sehr, aber er werde das Los fragen und damit die Entscheidung dem Herrn überlassen. — U. s. w.

Am Nachmittag begleitete Dieta die Mama auf deren Spaziergang. Jetzt hätte die Baronin Gelegenheit gehabt, Dieta auszuforschen, aber eine Scheu vor unliebsamen Erörterungen hielt sie davon ab. Sie wollte sich lieber der Annehmlichkeiten des Augenblicks freuen und das Weitere dem lieben Gott überlassen, dachte sie.

Die wenigen Gnadendorfer, die ihnen begegneten, schauten neugierig auf Dieta, während sie ihr breites deutliches „guuten Taag“ wünschten. Daß Dieta Aufmerksamkeit erregte, machte der Baronin Vergnügen. „Du imponierst den guten Gnadendorfern doch gewaltig“, bemerkte mit behaglichem Mutterstolz die Baronin.

„Wieso denn?“ fragte Dieta befremdet. „Warum?“ Sie begriff nicht die Überhebung der Mama über die „guten Gnadendorfer“, zu denen selbst zu gehören doch ihr Herzenswunsch immer gewesen war!

Die Baronin blieb die Antwort schuldig, weil ihr die Frage sinnlos schien. Warum scheint die Sonne? warum ist es Tag? warum Nacht? Nach Selbstverständlichkeiten fragt man nicht. Es ist eben so.

Ihren eigenen ergötzenden Gedankenfaden weiter spinnend, fuhr sie fort: „Du bist in diesem nußbraunen Jackenkostüm und dem Matrosenhütchen eine so distinguierte Erscheinung, wie man sie bei uns nicht oft zu sehen bekommt. Du hast überhaupt immer sehr was Apartes an Dir gehabt, mehr als die Gertrud. Überall fielst Du auf. Eigentlich dürfte ich Dir das aber gar nicht sagen.“

„Warum nicht?“

„Weil es Dich eitel macht.“

Dieta lächelte schwermütig. „Ich bin nicht mehr eitel, Mama, gar nicht mehr. Ich bin zu unglücklich, um eitel sein zu können."

„Du bist nur unglücklich, weil Du nicht den rechten Glauben hast", sagte die Mama.

Dieta seufzte und schwieg.

Sie gingen auf schmalem Fußweg am Flüßchen hin, das jetzt mit seinen lehmbraunen, von geschmolzenem Bergschnee mächtig angeschwollenen Fluten sich als wilder Strom hinter den Uferpappeln talwärts wälzte.

Dieser Weg am Fluß war die „Promenade" der Gnadendorfer. Hier und da, an Stellen, die einen schönen Blick auf die Waldberge boten, hatte man eine Bank errichtet.

Auf einer dieser Bänke saß ein junger Mann, der Dietas Aufmerksamkeit erregte durch die Versunkenheit seiner Haltung. Er schien vor sich hin zu brüten. Sie konnte ihn gut beobachten, denn er sah nicht auf. „Dieser würde nicht aufsehen, wenn Königinnen in weißseidenen, goldverbrämten Schleppkleidern vorübergingen", fühlte Dieta. Ganz weltentrückt war er. Aber das zur Brust geneigte Gesicht sah traurig aus, wie ihr schien, sehr traurig.

„Er grüßt einen nicht einmal mehr", sagte die Baronin, sowie sie so weit waren, daß er sie nicht mehr verstehen konnte. „Immer wunderlicher wird er."

Sie sagte es mehr teilnahmevoll, als entrüstet.

„Wer ist er?" fragte Dieta.

„Ach, das ist der arme Rudolf Matthies."

„Ist das nicht der älteste Sohn vom Bruder Matthies, dem Diaspora-Arbeiter?"

(„Arbeiter" nannte man in Gnadendorf die Inhaber der geistlichen Würden nach dem Bibelwort von den Arbeitern im Weinberge des Herrn.)

„Ja, derselbe."

„Warum nennst Du ihn ‚arm', Mama?"

„Weil er ein unglücklicher Ungläubiger ist. Er hat

nämlich Theologie studiert und dabei zu viel Wissenschaft aufgeschnappt. Dadurch ist sein Glaube ins Wanken gekommen, und er mußte aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. Nun drückt er sich hier herum und führt ein ganz elendes, friedloses und nutzloses Dasein, der arme Mensch, und seine Eltern grämen sich. Es ist ein rechtes Kreuz für die armen Geschwister Matthies!“

Dieta fühlte innigste Sympathie! Dem ging es ja nun fast wie ihr selbst: niemandem zu Freud und Nutzen, den nächsten Angehörigen ein Kummer und im Herzen Dunkelheit und das qualvolle Sehnen und Drängen zum Licht!

Diesen ganzen Tag mußte sie immer wieder an den Mann auf der Bank am Fluß denken, der so unglücklich war, weil er seinen Kinderglauben verloren hatte.

* * *

„Ich möchte wissen“, rief etwa eine Woche später die Baronin ärgerlich staunend aus, „was Du eigentlich den ganzen Tag tust!“

Dieta hatte ihren Vorschlag, mit auf das „Trinken“ der „jubelnden“ Schwester Krug zu kommen, kurz und rund abgelehnt, wie sie derartige Zumutungen bis jetzt immer abgelehnt hatte.

Schwester Krug, welche das Amt der Witwenpflegerin bekleidete, mithin Charlotte Platens und quasi auch Adelgunde Vetzras bestallte Spezial-Seelsorgerin war, feierte heute ihren „Jubel“, wie die Gnadendorfer sagten, d. h. ihren fünfzigsten Geburtstag, und gab darum ein großes „Trinken“, d. h. eine Kaffeegesellschaft. Sie hatte Frau von Vetzra freundlich gebeten, doch auch ihre liebe Tochter mitzubringen, und die Baronin hätte gar zu gern ein bißchen vor den lieben Geschwistern mit ihrer Dieta Staat gemacht.

„Wenn ich nur wüßte, was Du eigentlich den ganzen Tag tust!“

„Ich suche“, antwortete Dieta ernst.

„Du suchst? Aber Du kannst doch nicht in einem fort suchen?!“

„Doch, immerfort.“

„Ja, was denn nur?“

„Mich selbst.“

„Wenn sich die Menschen bloß nicht immer mit sich selbst beschäftigen wollten!“ rief die Baronin. „Diese müßige Selbstbespiegelung ist mir immer in den Tod zuwider gewesen. Es wäre besser für Dich, Du wärest etwas weniger Philosophin und mehr Christin.“

Dieta lachte.

„Ach Mamachen! Niemals war wohl jemand weniger Philosophin, als ich es bin. Ich . . . .“

Sie brach kurz ab. Es hatte keinen Sinn, der Mutter erklären zu wollen, was sie quälte. Der Mama war alles so klipp und klar: die Bibel in ihrer handfestesten Auslegung erklärte und erledigte für sie alles: darum hatte sie für die Nöte der Dunkelheiten gar kein Verständnis.

Die Mama und Tante Charlotte zogen ab. Dieta schaute vom Fenster aus ihnen nach. Die Mama war noch immer schlank wie ein junges Mädchen und sah sehr distinguiert aus in ihrem schmelzbesetzten starren Seidenkleid und dem Capottehütchen. Tante Charlotte dagegen hatte die Figur einer auseinandergegangenen Pächtersfrau. Daß sie einst eine flotte Reiterin und gewandte Wagenlenkerin gewesen war, sah man ihrer jetzigen Schwerfälligkeit nimmer an!

Man konnte von Mamas Fenstern aus den Weg der beiden Witwen bis zur Wohnung der Schwester Krug übersehen. Kaum waren die beiden durch die Krugsche Haustür entschwunden, so holte Dieta Hut und Handschuhe, rief die Hunde, die sie freudeschreiend umtobten, und wanderte in den Frühlingsnachmittag hinaus.

Sie schwelgte jetzt in einsamen Spaziergängen. Nie sonst ließ es sich so gut nachdenken und träumen. Aber

es gab noch etwas neben dem Träumen, was sie dabei anzog:

Beinahe täglich begegnete sie irgendwo dem anderen Einsamen: Rudolf Matthies, und immer war ihr, als sei er mehr zu ihr gehörig als alle anderen hier, als müsse sie ihn grüßen wie einen Verwandten, einen Seelenverwandten. Sie ergriff in ihrer Phantasie gleichsam Besitz von ihm, grüßte ihn und sah ihn an mit einem Blick, der tief und schwer war von allem, was sie sich dachte.

Der junge Mann war natürlich aufmerksam geworden und erwiderte ihren Gruß jedesmal mit linkischer Befangenheit.

Sie sehnte sich nach einem Gespräch mit diesem Ausgestoßenen. Ihr war, als müsse er ihr vieles sagen können. Von den anderen Gnadendorfern, den kirchengläubigen, gut angeschriebenen, hielt sie sich, wie sie irgend konnte, zurück, diesen aber wünschte sie kennen zu lernen.

Heute, als sie am Flußufer hinging, sah sie ihn auf der Bank sitzen, wie jenes erste Mal.

Sie faßte den Entschluß, ihn anzureden. Dergleichen war zwar nicht der Brauch, zumal in Gnadendorf nicht; aber Dieta fand, es hätte Brauch sein sollen. Sie jedenfalls wollte es tun.

Doch wie sie sich ihm näherte, wurde ihr auf einmal furchtbar bange vor einer großen Enttäuschung. Konnte sie wissen, ob er nicht ein Stoffel war, ein Mensch ohne Manieren, zu schwerfällig, um sich rasch in eine seltsame Situation zu finden? Oder trotz seiner inneren Kämpfe äußerlich philiströs? Er blieb doch immer ein Gnadendorfer!

Doch freilich, sein Gesicht . . . .

Sie wollte die Enttäuschung wagen!

„Dies ist ein schönes Fleckchen“, sagte sie vor ihm stehen bleibend. „Ich möchte mich ein wenig neben Sie setzen. Erlauben Sie?“

Er starrte sie staunend an und sprang auf. „O bitte sehr."

Sie sah ihm gerade in die Augen.

„Ja, aber Sie dürfen nicht fortgehen. Ich will Ihnen ganz aufrichtig sagen: es ist nicht die Bank, zu der ich komme, sondern Sie."

„Kann ich .... Ihnen irgendwie behilflich sein, gnädige Frau?"

Er fragte es höflich und förmlich. Da wurde sie mit einemmal entsetzlich verwirrt, so sehr, daß ihr fast die Tränen kamen.

Was mußte er von ihr denken!

„Ich glaubte .... wenn ich Sie sah .... Sie könnten .... Sie würden ...."

Die Worte versagten ihr. Sie blickte ihn in hilflosem Flehen an.

Da ging eine jähe Verwandlung in seinen Zügen vor. Sein eben noch blöder und scheuer Blick wurde durchdringend und heftete sich auf sie in ernstem, fast strengem Forschen.

„Was kann ich Ihnen helfen?"

„Ich weiß nicht, vielleicht können Sie gar nichts für mich tun, vielleicht sehr viel, vielleicht alles. — Ich bin so schrecklich allein."

Sie seufzte tief.

Er sah nieder auf das Unkraut, das zart und saftig grün zu seinen Füßen sproß, von Menschen nicht geachtet, doch in seinem Frühlingsgewand prächtiger als alles Menschenwerk.

Nun sah er zu ihr auf, und sein steifes Wesen wandelte sich plötzlich in jähe Herzlichkeit.

Er streckte ihr die Hand hin. „Ich danke Ihnen!" sagte er mit großer Wärme.

„Wollen Sie jetzt mein Seelsorger sein?" fragte Dieta, ganz erschüttert von der Freude, ihn so zu finden. Da lächelte er herbe. „Ich ein Seelsorger?! Kann auch ein Blinder einen Blinden leiten?"

„Nein", entgegnete sie sehr sanft; „aber ein starker Suchender kann den schwachen Suchenden verstehen und ihm helfen."

„Wenn es Ihnen wohltut, sich auszusprechen, will ich gern den Beichtvater machen."

Der Blick heißen Mitgefühls, der seine Worte begleitete, ergriff sie. In ihr jubelte es: „O welcher Fund! o welches Geschenk!"

Sie gingen langsam nebeneinander am Fluß hin. Dieta versuchte zu erklären, wie sie zu dem dringenden Verlangen, seine Bekanntschaft zu machen, gekommen sei.

„Ich hörte von Ihnen reden", sagte sie, „und ich dachte: wer so schmerzlich um seinen Gottesglauben trauert, der ist anders als die vielen. Eine deutliche Vorstellung von dieser Trauer konnte ich mir freilich nicht machen. Einen Glauben, der mir so viel bedeutete, habe ich selbst nie gehabt. Manchmal dachte ich mich in etwas derartiges hinein und lebte eine Zeitlang darin, aber nachher war es doch nur Phantasiespiel und Gefühlsschwärmerei gewesen, — ein Nichts. So geht es mir nämlich oft: ich erhitze mich gewaltig und nachher zerrinnt mir alles unter den Händen." — —

Sie dachte an ihre Schwärmerei für Philipp, an die Leidenschaft für Silvio. Was war nach kurzem Lodern davon übrig geblieben?

Ja, auch an Silvio dachte sie jetzt vollkommen ruhig. Die Sehnsucht nach ihm, die erst so wild in ihr getobt hatte, war vergangen.

„Was ist denn nur Wirklichkeit?" fragte sie nach einem gedankenvollen Schweigen.

„Alles!" antwortete er sanft.

„Wie verstehen Sie das?"

Er war nicht gewohnt, sich zu unterhalten, nichts weniger als schlagfertig. Ehe er eine Antwort fand, schien er mit etwas zu ringen. Seine Stirn faltete sich in allerlei krausen Linien, Augenbrauen und Lippen zuckten. Dann kamen zögernd, schwer und scheu die Worte. Er

sagte: „Was Sie fühlen, das ist für Sie die Wirklichkeit. Immer.“

„Gibt es denn nicht unwahre Gefühle? Drapierte, aufgeputzte, künstlich erhitzte Gefühle, die man groß zieht, um irgendwie der Eitelkeit zu schmeicheln?“

„Man sagt, Menschen verwechseln oft nervöse Erregung mit wirklichem Gefühl. Das ist es vielleicht, was Sie meinen. Aber ich weiß davon nichts.“

„Sie sind nicht nervös? Gar nicht?“

Er lächelte über die Zumutung: „Nein.“

Dieta fuhr eifrig fort: „Wenn ich zum Beispiel einen Menschen schwärmerisch zu lieben glaube, ohne daß ich ihn kenne, wie er wirklich ist, und dann lerne ich ihn genauer kennen, und fort ist die Liebe: War das ein echtes Gefühl!“

„Ja“, antwortete er schwermütig; „die Liebe war schon echt. War sie denn nicht schön und erquickend? Ich möchte diese subjektiv idealisierende Liebe ein Kindesstadium nennen. Sind wir ihm entwachsen, so kommt alles darauf an, die höhere Liebe zu finden, die sich nicht an eigene Phantasieschöpfungen klammert, sondern das umfaßt, was wirklich da ist. Das ist freilich sehr, sehr schwer! Je inniger wir an dem selbstgeschaffenen Ideal hingen, desto schwerer. In dunklen Stunden scheint es unmöglich.“

„Sie haben auch geliebt!“ sagte Dieta leise. „Eben sprachen Sie für sich!“

Er sah sie betroffen an und machte seltsame Bewegungen mit den Kinnbacken, als sei ihm etwas zwischen die Zähne gekommen, das er beseitigen müsse. Dieta fühlte, daß er erregt war.

„Es ist, als ob ich eine Handvoll Steine in ein tiefes, düsteres Wasser geworfen hätte“, fühlte sie, „so ganz unversehens. Vielleicht tut es ihm gut. O wie froh, wie froh bin ich, daß ich meine Angst überwunden und ihn angesprochen habe!“

Er raffte sich zusammen und antwortete: „Ja, ich habe an mich selbst gedacht."

„Sie haben geliebt?"

„Ja. Meinen Gott."

Dieta war verblüfft.

„Gott? Sie meinen wirklich Gott?!"

„Ich meine den Gott, den ich mir nach den Lehren unserer Kirche und nach der Bibel und nach meines schwachen Herzens Bedürfnis konstruiert hatte."

„Und . . . den lieben Sie nicht mehr?" fragte sie leise, voll Scheu.

„Ich glaube ihn nicht mehr."

Obwohl er ihr ja damit nichts ihr Neues offenbart hatte, war ihr ganz feierlich zu Mut, als habe er eben eine Kirchenpforte aufgeschlossen, daß sie nur flüsternd reden dürfe aus Ehrerbietung. Was man damals im Park von Donarsbrunn von ihr erwartet hatte, das sie beim Betreten der Familiengruft empfinden solle, das empfand sie jetzt; damals hatte sie es nicht getan.

„Meine Kirchen liegen, wie es scheint, ganz wo anders", fühlte sie.

Der Frühling lachte in seinen hellen bunten Farben und duftete und blühte und die Vögel jubelten.

Cäsar, Pompejus und Grachus sprangen voll Lebendigkeit und Ergötzen hin und her und schnupperten an allen Baumstämmen und Zaunpfählen nach neuesten Nachrichten aus der Hundewelt.

Dieta und Matthies hatten eine kleine Weile geschwiegen. Plötzlich rief Dieta: „Alles in der Natur ist so glücklich! Warum müssen wir friedlos und elend sein?!"

„Vielleicht, weil wir zu denen gehören, die auserlesen sind, anderen voran, einen Schritt vorwärts zu tun", sagte er in mildem Ton; „denken Sie sich den Gärtner, der im Warmhaus unterm schützenden Glasdach Pflänzchen zieht: sind sie genügend erstarkt, so nimmt er sie heraus und setzt sie in das windumbrauste, ungeschützte

Erdreich. Wenn sie hier nicht erfrieren, sondern Wurzeln ausstrecken, werden sie höher wachsen, als es im Glashaus möglich gewesen wäre."

„Sie glauben doch!!" rief Dieta.

„Wie wäre es möglich, zu leben ohne Glauben an einen Gott?! Aber ich kenne ihn nicht. Ich sehe, ich verstehe ihn nicht mehr. Sein Dasein ist für mich zu einem unergründlichen Rätsel geworden und seine Offenbarungen zu einem Chaos von Widersprüchen. Das ist eine entsetzliche Vereinsamung! Man kann nichts mehr tun, als ihn suchen."

* * *

So hatten sich diese beiden in einer Stunde befreundet. Von nun an trafen sie sich täglich heimlich, wie Liebesleute, denn ihre Zusammenkünfte hätten, wenn sie ruchbar geworden wären, Ärgernis in der Gemeinde erregt. Und obzwar Dieta und Matthies nichts weniger als verliebte Gedanken hatten, waren sie doch, wie Liebesleute, auf das Zusammensein erpicht. Sie ließen sich weder durch Regen und Wind, noch durch Hitze von dem gemeinsamen Spaziergang abhalten. Aber den Weg am Flußufer und den freien grünen Gottesacker, den Dieta besonders lieb hatte, mieden sie, weil sie dort vor Begegnungen nicht sicher waren.

Matthies war mit Dieta ungefähr im gleichen Alter; er war mittelgroß, nicht schmächtig, aber hager; sein Gesicht, in der Ruhe ziemlich häßlich, konnte durch das groteske Muskelspiel sehr häßlich, aber dann auch wieder durch das leidenschaftlich Beseelte des Ausdrucks beweglich schön werden.

Auf dem Hügel hinter dem Fluß standen zwei Linden, die ein Wahrzeichen der Gegend waren, weil man sie von überall her sah. Dort pflegten Dieta und Matthies sich zu treffen, und von dort gingen sie nach einem in einer Talmulde gelegenen Eichenhain, unter dessen

knospendem Geäst jetzt gelbe Schlüsselblumen, lila Leberblümchen, weiße Anemonen und große blaue Hundsveilchen einen bunten Teppich bildeten. Wenn die mächtige Aprilsonne stundenlang dorthin geschienen hatte, dann atmete das Stückchen Wald einen ganz wundervoll köstlichen Duft aus, so daß Dieta das Antworten vergaß und in Entzücken genoß.

Matthies war kein genießender Mensch; bei ihm wurde alles zur Reflexion.

„Alle diese Blumen und Pflanzen", sagte er, „sind Gottes kleine Kindlein. Sein Schöpferwille kommt noch ganz unmittelbar in ihnen zum Ausdruck; darum müßten sie heiligste Lehrbücher für uns sein, wenn wir nur zu lesen verständen. Von der organischen Kreatur ruht die Pflanze noch am festesten in Gott, der Mensch am unsichersten, der ist ihm am fernsten, besonders der aus seiner Vernunft lebende Mann."

Er saß, während er ihr so predigte, auf einem moosüberwucherten, sonnendurchglühten Baumstumpf und stocherte mechanisch mit dem Spazierstock im feuchten Moos. Sein Filzhut lag neben ihm. Die Sonne rötete sein scharfkantiges Gesicht, der laue Wind warf sein etwas hängendes aschblondes Haar nach vorn.

Immer sprach er langsam und stockend; manchmal hob er am Ende eines Satzes jählings den Blick, dabei legte er die Stirn in tiefe, wagerechte Falten. Sein Ausdruck war, so lang er an sich selbst dachte oder an das, worüber er sprach, von strengem, herbem Ernst, sonst aber von milder Güte. Sein Mienenspiel machte ihn viel älter aussehend, als er den Jahren nach war.

Dieta pflückte Schlüsselblumen, deren süßen, wiesenwilden Duft sie liebte.

Dann wieder erzählte sie ihm aus ihrem Leben und klagte ihm, daß sie durch ihre Heirat in eine Luft versetzt worden sei, die unerträglich auf ihr laste, und aus der sich zu befreien ihr heißes Verlangen sei.

„Ich kann nicht mit jenen leben! Als würgte mich's!

Mir ist, als ob in ihrem Umkreis alles lebendige Keimen erstickte! Sie stehlen mir das Leben. Und niemand begreift es, und die ganze Welt ist gegen mich. Es ist mir unmöglich, ich selbst zu sein unter diesem bleiernen Druck. Ich fühle, wie meine Seele verkrüppelt und es ängstet und elendet mich, ohne daß ich das Geringste daran ändern kann. Sie wollen mich nicht frei lassen."

„Ihre Not ist für mich zu einem großen Segen geworden", sagte er mit dem überaus milden und gütigen Ausdruck, den sein Gesicht jedesmal annahm, wenn er an sie und ihre Angelegenheit dachte.

„Sie sind, — nach meiner Schwester, — der erste Freund, den ich gehabt habe", sagte sie. „Wenn ich Sie immer in meiner Nähe haben könnte, würde ich gut sein, das weiß ich."

Ihren Mann erwähnte sie fast nie. Immer waren es die Donarsbrunner, die Familie, von der sie sprach.

Er verteidigte ihre Donarsbrunner.

„Bedenken Sie, wie schwer wir daran tragen, daß wir innerlich die engen schützenden Mauern des Vaterhauses verließen! Wie irren wir im Finstern umher! Wie unsicher tasten wir uns vorwärts! Helle, sehr helle Augen müßten wir haben, um aufrecht unsern Weg zu finden, und sehr feste Kraft. Ist es nicht so?"

Sie bejahte nur mit dem Blick.

Er fuhr fort: „Solche Kraft und solche Augen besitzen nur einzelne. Um die vielen Schwachen vor dem zu bewahren, was sie nicht ertragen würden, baute der Stärkeren Umsicht alle jene Schutzmauern und Schranken, und je lebendiger in ihnen die Sorge für die Wohlfahrt der Nachkommen war, desto fester bauten sie die Wände. Wer die Schwelle überschreitet, die ins Freie führt, der ist den tausend Gefahren dieser wirren und dunklen Welt preisgegeben. Darum stehen diese Ihnen so verhaßten Tyrannen, angetan mit dem Rüstzeug geheiligter Überlieferung, das Schwert ihres Gesetzes in den Händen, als starke getreue Hüter der Schwelle."

„Aber ich will lieber verkommen als in solcher Hut leben!“ rief Dieta.

„Rebellin!“ sagte er mit einem schwachen, melancholischen Lächeln. „O diese alte, alte Tragödie! Wie alt sie ist, zeigt die Legende vom gefallenen Erzengel; der wollte auch nicht in seines Gottes Hut sein.“

„Mein Schwiegervater ist kein Gott“, sagte Dieta.

Es enttäuschte sie etwas, daß er ihren Peinigern das Wort redete. —

Sie wurden unglaublich rasch vertraut.

„Wollen wir nicht Du zueinander sagen und uns mit Vornamen nennen?“ schlug Dieta einmal vor. „Mir erscheint die konventionelle Anrede schon ganz widersinnig.“

Er sah zu Boden und bewegte in seiner eigentümlichen Manier die Kinnbacken. Das tat er immer, wenn ihn etwas in Verwirrung setzte.

Dann sah er mit seinem großen, ernsten Blick auf und sagte „Nein.“

„Nicht? nun dann eben nicht“, sagte Dieta mit betonter Gleichgültigkeit. Sie war ein wenig pikiert.

„Wir könnten dadurch in die Lage kommen, entweder Komödie spielen zu müssen, oder die Schwachen in der Gemeinde zu ärgern, und beides wollen wir doch lieber vermeiden, soweit es sich, ohne Wertvolles zu opfern, vermeiden läßt. Nicht wahr? Es ist doch nicht ausgeschlossen, daß wir uns einmal im Beisein anderer treffen.“

Sein Ton war so zart, sein Blick so bittend, daß Dieta sich ihrer kleinlichen Regung schämte.

Sie streckte ihm beide Hände hin.

„Ich bin Ihnen ja so gut, Herr Matthies, ob ich Sie so anrede oder so. Und ich fühle mich so klein neben Ihnen. Aber ich werde mir alle Mühe geben, zu wachsen!“

* * *

Eines Tages fühlte sich Dieta von einem jähen Erschrecken durchzuckt.

Wäre es möglich?! Aber nein, nein, nein! Das wollte sie nicht, das durfte einfach nicht sein!

Ihr war, als sollte sie aufs neue Mutter werden. Aber so heftig lehnte sich ihr Wille gegen diese Möglichkeit auf, daß er den angstvollen Zweifel für den Augenblick niedertrat. Klimawechsel und sehr veränderte Lebensweise konnten sehr gut für die beunruhigenden Symptome verantwortlich gemacht werden.

Aber ein paar Tage später kam die Angst aufs neue gekrochen. Und nun wollte sie sich nicht wieder vertreiben lassen.

Da suchte Dieta sie zu betäuben.

Zum frohen Erstaunen von Mutter und Tante wurde sie mit einemmal lebhaft, gesellig, mitunter sogar mutwillig, wie in den Tagen ihrer Mädchenzeit.

Diese Lebhaftigkeit war freilich nervöser Natur, ein bißchen fiebernd oft, aber das merkten die anderen nicht. Dieta begleitete die Baronin auf Visiten und unterhielt sich mit so viel Anmut, daß die lieben Schwestern und Geschwister ganz entzückt waren, was wiederum die Mama hoch erfreute. Abends ging sie jetzt täglich mit den anderen in die Versammlung.

Matthies bemerkte natürlich, daß etwas vorgegangen war, was sie verändert hatte.

Sie hatte sich bisher im Gespräch mit ihm oder in ihrem Natur-Enthusiasmus stets mit ganzer Seele gegeben, war immer ganz bei der Sache gewesen.

Das alles hatte sich mit einemmale geändert.

Sie war zerstreut. Ihre Gedanken sprangen oft ab. Manchmal war sie ohne ersichtliche Veranlassung plötzlich erregt und zeigte eine gewaltsame Heiterkeit.

Bisher hatte sie ängstlich darauf geachtet, nicht mit Matthies zusammen gesehen zu werden, denn sie wollte ihre schöne, reine Freundschaft nicht kleinlichen Aus-

legungen preisgeben. Auch hier schien sie umgewandelt. Ob man sie sah oder nicht, ließ sie gleichgültig.

Matthies war entschlossen, dieser Sache auf den Grund zu gehen.

Einmal, als er unter den beiden Linden auf sie gewartet hatte, empfing er sie mit den Worten: „Dort auf dem Feldweg hinter den weißen Kirschbäumen geht ein Mann, den ich für den Bruder Arden halte. Er kann uns gesehen haben."

Das sagte er absichtlich, um die Wirkung zu beobachten.

Sie stand und schaute über das Tal nach den fernen Waldbergen und gab keine Antwort.

Da setzte er etwas zögernd hinzu: „Bruder Arden hat sehr weitsichtige Augen. Es wäre möglich, daß er uns erkannt hat."

Dieta seufzte und lächelte wie jemand, der sich mit mehr gutem Willen als innerem Drang von dem, was ihn ernstlich beschäftigt, ab-, irgend welchen sich herandrängenden Nichtigkeiten zuwendet.

„Mag er uns erkennen", sagte sie unbekümmert.

Da wurde Matthies von schwerer Traurigkeit ergriffen. Mochte der Grund nun sein, welcher er wollte, er fühlte: sie war im Begriff, sich leise von ihm zu entfernen.

Und ihm war, als hätte er das köstliche Geschenk ihres Vertrauens gar nicht genug zu schätzen gewußt, bis jetzt, da er es zu verlieren schien.

An diesem Tag blieben sie ohne Stimmung. Kein eingehendes Gespräch kam auf, denn beide lähmte die qualvolle Unruhe, die jedes dem andern zu verbergen suchte. Als sie sich am nächsten Tage trafen, waren sie beide bedrückt und bleich.

Sie antwortete wieder zerstreut und schien mehr denn je in ihre eigenen, ihm fremden Gedanken versunken. Und er hatte eine Nacht hindurch mit seinem neuen Schmerz gerungen und war fest entschlossen, entweder

ihr Vertrauen zurückzugewinnen oder den Verkehr, dem sie den Lebensnerv entzogen hatte, zu enden.

Sie gingen heute nicht in den Eichenhain, sondern einen Pfad über die mit Kirschbäumen bestandenen Hügel, die in schneeiger Blüte prangten.

Da fragte er sie: „Warum vertrauen Sie mir nicht mehr?“

Dieta blieb vor Schrecken stehen. Sie sah ihn an und wurde langsam rot.

„Ich vertraue Ihnen aber!“

„Nein, nicht mehr. Sie sind nicht mehr wahr.“

Sie waren bei einer Krähenhütte angekommen, vor der im Schatten einiger Ebereschen eine Holzbank stand. Dieta, die Schwindel und Schwäche fühlte, setzte sich auf die Bank.

„Ich muß mich etwas ausruhen“, sagte sie und ihre Stimme zitterte.

Er blieb mit strenger Miene vor ihr stehen, wie ein unerbittlicher Kläger. Es war etwas Hartes, Herbes, unerschütterlich Entschlossenes in dem Blick, mit dem er auf sie herabsah.

„Auch er würde mich martern, wenn es ihm gut für mich schiene“, dachte sie, „alle Männer sind so: leide Du nur, stirb meinetwegen vor Kummer, aber sei, wie ich Dich haben will. So sind die Männer.“

Sie war in Verwirrung, geängstet, erregt. Wie konnte sie ihm davon sprechen? — Die Finger ihrer im Juchtenhandschuh steckenden Hand griffen tastend auf der morschen Planke der Bank herum in unbewußtem Ausdruck der inneren Unruhe.

In der Nähe, den Augen unsichtbar, stieg eine Lerche mit silbernem Trillern in den Himmel hinein. Es zirpte und sang und flüsterte ringsum von jungem Leben.

Aber die beiden jungen Menschen achteten nicht darauf. Der Mann, der hier so starr und stumm vor Dieta stand und Rechenschaft forderte, fühlte zum erstenmale, aber mit einer Gewalt, die ihn bis in den Grund

der Seele erschütterte, die Schönheit und den Liebreiz des Weibes.

Eine Welt, die ihm bis dahin ein toter Begriff gewesen, trat plötzlich ins Leben ein. Wonneschauer packten ihn und Entsetzen zugleich. Er rieb die Zähne aufeinander. Seine Züge wurden so scharf, daß sie alt erschienen.

Endlich, da sie stumm blieb, brach er das Schweigen.

„Warum verbergen Sie mir, was Sie bewegt? Unsere Freundschaft beruht auf vollem gegenseitigen Vertrauen. Fallen diese Fundamente, so fällt alles. Dann ist es eben aus. Ist das Ihr Wunsch? Warum sprechen Sie es nicht offen aus?“

Sie hob das Kinn, sah auf, aber nicht in sein Gesicht, sondern über ihn fort. Ihr schönes, zartes Gesicht zeigte keine Verwirrung mehr, nur leidensvollen Ernst.

„Sie verlangen zu wissen? ....“

„Ja.“

Da sagte sie es ihm in kurzen deutlichen Worten. Dies hatte er nicht zu hören erwartet, nein, das nicht! Nichts auf der Welt hätte ihn unerwarteter treffen können!

Zwar war es nichts Außergewöhnliches, daß junge Frauen in gesegnete Umstände kommen, es war vielmehr dasjenige, was sich immer und überall zutrug — zutragen sollte, — aber diese hier? Diese einsame, kranke, suchende Kinderseele, die den Ihren davongelaufen war und sich schutzsuchend in die Gnadendorfer Einöde, hilfesuchend zu ihm geflüchtet hatte, weil sie das Leben unter den starren Prinzipienmenschen nicht ertrug?

Daß sie nicht die Freiheit behalten sollte, ihren Weg allein zu suchen, und sich zur Klarheit durchzuringen, sondern für jene bigotte Familie ....

Es tat ihm weh, es empörte ihn unsäglich.

Sie sah, daß er litt, und war froh darüber. Denn von diesem Einen wollte sie sich verstanden fühlen.

Nach einem langen, schweren Schweigen fragte er: „Ist es Ihnen sehr unwillkommen?"

„Ja."

„Sehr schwer?"

Sie nickte. Und dann brach sie leidenschaftlich aus:

„Es ist die unzerreißbarste Kette, das ist das Fürchterliche! Es bedeutet für mich ewige Gefangenschaft! Das erste Mal .... es sollte schon einmal sein, ... machte es mich so glücklich, und als mein Kind dann nicht leben konnte, habe ich getrauert. Aber jetzt wünsche ich, daß es nicht lebt."

Er zuckte zusammen.

„Ja, Sie entsetzen sich! Es ist entsetzlich! Aber wenn es lebt, komme ich nie von Donarsbrunn los."

„Diesen Gedanken müssen Sie bekämpfen."

„Das kann ich nicht."

„Sie können."

Dieta fuhr auf: „Wissen Sie das? Woher denn? Haben Sie in meiner Seele gesteckt? Ihr müßt! ihr müßt! Das ist immer das Ende Eurer Männerweisheit."

„Es ist das Ende aller Menschlichkeit: wir müssen."

Dieta brach in Tränen aus.

Da sprach er ihr mit sanften und dringenden Worten zu, als der Seelsorger, der er gern für sie sein wollte, nach seinen Kräften.

Noch unter Tränen sah sie dankbar zu ihm auf.

„Was soll ich anfangen, wenn ich von Ihnen fort muß? Wie soll ich ohne Sie das schwere Leben weiter leben? Ich brauche Sie."

Etwas in ihm packte und würgte ihn und wollte aus ihm schreien: „Ich kann ja auch nicht mehr ohne Sie sein!"

Seine Lippen verzogen sich in der wunderlichsten Art, die sein unschönes Gesicht noch unschöner machte. Sie kannte dies Mienenspiel jetzt so gut und wußte, daß es dann stürmisch in ihm gärte.

Aber plötzlich durchzuckte sie das Begreifen von etwas,

an dessen Möglichkeit sie bei diesem Asketen nie gedacht hatte: er liebte sie!

Es war gar kein Verdacht, sondern eine jähe Erleuchtung, absolute Gewißheit.

Er sprach endlich: „Wir müssen das zu sagen lernen: Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe."

„Zu welchem Vater, Matthies?!"

„Der da ist. In uns, außer uns, überall."

Sie stand auf; ohne ihn anzusehen, streckte sie ihm die Hand hin, die er nahm und sanft drückte.

„Sie sind gut", sagte sie, „wie ich keinen anderen Menschen weiß."

Er zog die Brauen etwas in die Höhe: „Ich bin nicht gut."

„Doch. Jedenfalls für mich. Ich habe Sie sehr lieb. Um Ihretwillen werde ich versuchen, gut und tapfer zu sein, damit ich Ihnen nahe bleibe."

Sein Mund zuckte. Er konnte nicht sprechen.

Sie war auf einmal glücklich, als ob sie alle Angst und allen Jammer auf ihn abgewälzt habe, so erleichtert und beruhigt fühlte sie sich.

„Wir sind lange bei der Krähenhütte geblieben", sagte sie. „Wir müssen nach Hause."

Sie sah nach der Uhr. „Ja, halb sieben schon. Zur Versammlung komme ich nun wohl schon zu spät. Sie gehen nie auf den Saal, nicht wahr?"

Er sagte traurig: „Nein, nie mehr."

Auf Wiesenwegen gingen sie heimwärts, bis sie das Pförtchen erreichten, welches durch die mauerartig verschorene Korneliuskirschenhecke auf den Gottesacker führte. Da fing eben die Glocke an zu läuten.

„Gute Nacht", sagte sie weich; „wenn ich hier durchschlüpfe, komme ich gerade noch zurecht."

Er drückte ihr die Hand und sagte in verhaltener Ergriffenheit: „Gott schütze Sie."

Sie schlüpfte durch das Pförtchen in der Hecke, und er ging außen am Zaun weiter mit seinem unstillbaren

Heimweh nach der Kirche, die er nicht mehr betrat, — und nach ihr.

Dieta, ohne Kirchensehnsucht, ging schnellen Schrittes zwischen den flachen Grabsteinen hin, der hinteren Saaltür zu.

Um die verschiedenen Pforten des Kirchleins, welches sie in Gnadendorf den „Saal" nannten, kribbelte es ameisenhaft von den Schwestern, Brüdern und Kindern. Fast vollzählig stellten sie sich, wenn die Glocke rief, zum Abendgottesdienst ein. Sie saßen dann meist mit recht gleichgültigen Mienen auf ihren Bänken, und der amtierende Geistliche las seine Bibelabschnitte oft mit seltsam sinnwidriger Betonung, weil er dieselben so unzähligemal gelesen und gehört hatte; die Häkchen in dem Mechanismus seines Geistes, in die sich der Sinn dieser Worte festhaken mußte, waren so abgestumpft, daß sie nicht mehr faßten; darum rollten nun die bekannten Worte gleichsam von selbst, gewohnheitsmäßig floß etwas heiliges Salböl darauf, wohin es eben traf. Und die Gemeinde sang ihre wunderlich veralteten Lieder von den Wundenhöhlen, um die sie als Täublein schwirren und in die sie als Bienelein kriechen wollten, und dachte auch nicht mehr an den Sinn dieser Worte, sondern an diesen und jenen Bruder, diese und jene Schwester, die sie vor sich sitzen sahen.

Aber Dietas Gedanken suchten den Freund, jenseits der Korneliuskirschenhecke.

Sie dachte: „Unter Euch allen, die Ihr hier selbstzufrieden sitzt und singt, ist vielleicht keiner halb so fromm wie der von Euch Ausgestoßene, der jetzt todestraurig um Eure Kirche herumschleicht!"

* * *

Eines Tages vertraute sich Dieta ihrer Mutter an.

Die rief: „Aber Kind! Kind! Und das erzählst Du jetzt erst?! Das ist ja das allergrößte Glück, was der

liebe Gott uns schenken konnte! Das wird alles gut machen, alles!"

Dieta schüttelte den Kopf zu diesem Freudenausbruch.

„Wenn es mir nun geht wie das vorige Mal?" meinte sie. „Es war so schrecklich."

„Es ist aber gar kein Grund vorhanden, daß es wieder schlecht geht. Wenn Du nur hübsch verständig bist."

Dieta erwähnte die Mahnung Mohrenthals; aber die Baronin wußte sogleich von mehreren Fällen zu berichten, die die Ansicht des Sanitätsrats widerlegten.

„Wann hast Du es Deinem Mann geschrieben?"

„Noch gar nicht."

„Aber das mußt Du gleich tun! Das hättest Du längst tun müssen, Du böse kleine Frau. Er hat das Recht auf die allerschleunigste Benachrichtigung."

Sie wandte sich etwas zur Seite: „Ich schreibe nicht an Philipp."

„Aber weißt Du! Jetzt noch zu trotzen und zu maulen, das wäre einfach Sünde."

„Willst Du nicht schreiben, Mama?"

Obwohl die Baronin fand, daß Dieta selbst schreiben müsse, lockte sie der Vorschlag. Sie schrieb so gern nach Donarsbrunn, und gar eine solche Freudennachricht!

„Wenn Du durchaus nicht magst . . . ." sagte sie zögernd.

Dieta entgegnete kurz und hart: „Nein, ich kann nicht. Am liebsten wäre es mir, er brauchte es überhaupt nicht zu erfahren."

„O Du unnatürliches kleines Ding!" seufzte die Baronin. Und nach einer kleinen Pause, als ob sie Dietas schroffe Erklärung bereits vergessen hätte, frug sie gemütlich: „Was soll ich ihm von Dir ausrichten?"

„Bitte, gar nichts", sagte Dieta gereizt und ging aus dem Zimmer.

Die Baronin schrieb einen sehr erbaulichen Brief, den sie vor lauter Eifer selbst nach dem Gnadendorfer

Bahnhöfchen trug und eigenhändig in die Briefkasten-Öffnung des Postwagens eines Zugs versenkte.

Den ganzen Tag dachte sie: morgen früh ist der Brief dort, übermorgen kann schon eine Antwort hier sein. Sie strahlte vor Glück.

Anders Dieta. Seit sie wußte: nun erfahren sie es, reden darüber, fassen Beschlüsse, hatte sich ihrer eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigt. Denn nun wurden ja dort die Maschen des Netzes, das sie zu zerreißen, oder doch fürs erste langsam zu lockern bemüht gewesen war, fester, unzerreißbarer zusammengeknüpft als je.

Das kleine unschuldige Wesen in ihr, das noch kein eigenes Leben besaß, das bestimmte ihr Schicksal. Von seinem Leben oder Sterben hing das ihre ab, so schien es ihr, nur, wenn es lebte, mußte sie dem Leben entsagen und wenn es starb, durfte sie vielleicht zu leben anfangen. Denn wenn es sich herausstellte, daß sie keine lebensfähigen Kinder zur Welt bringen konnte, dann war ihr Wert für Donarsbrunn dahin. Dann mußte Philipps Bruder Lothar, der Marineoffizier, eine Frau ins Haus bringen, die dieser Aufgabe besser gewachsen war. Und dann wollte sie es durchsetzen, daß man sie frei gab.

Mohrenthal, der sehr klug war und einen Ruf als Gynäkolog hatte, hatte gesagt: ‚Wenn Sie lebensfähige Kinder wollen, sollten Sie sich mindestens zwei Jahre schonen.‘ Darauf baute sie jetzt und hoffte im heimlichen Herzen, es möge gehen, wie das erste Mal. Die Schmerzen und die schwer entkräftende Krankheit waren ihr zwar noch in schauriger Erinnerung, aber sie wollte das alles wieder durchmachen, wenn es sie in die Freiheit führte.

Am Morgen des Tages, an dem die Antwort aus Donarsbrunn erwartet werden durfte, klopfte es an Dietas Kammertür.

„Herein!“ rief sie, noch verschlafen. Es war wohl die Eile, die warmes Wasser zum Zähneputzen brachte.

Nein! Ein Mann erschien in der Tür!

„Philipp!“ rief sie überrascht und verwirrt.

Er ließ ihr zum Besinnen keine Zeit, sondern warf sich vor ihrem Bett auf die Knie und drückte die Stirn gegen die weißen Decken.

„Dieta! Hab' endlich Mitleid mit mir! Um unsers Kindes willen fleh' ich Dich an: Verzeih' mir.“

Er hatte sich seit Stunden, während er allein beim grauenden Morgen und leuchtenden Maisonnenaufgang im leeren Eisenbahnwagen gesessen hatte, in allen Tonarten der Zärtlichkeit, des Seelenleidens, der vorwurfsschweren milden Trauer vorgesprochen, wie herzbeweglich er reden wollte, um sie zu versöhnen, zu erschüttern! Jetzt aber, in dem entscheidenden Augenblick kamen die lange vorbedachten Worte matt und beinah gezwungen heraus, so daß er selbst mit Grimm fühlte, wie wenig impulsiv sie wirken mußten. Das war sein unglückseliges Naturell! In der Phantasie redete und handelte er wie ein Ideal, da fand er die schwungvollsten Worte und pathetische große Geberden, die, sowie er sie in der Praxis anwenden wollte, elend versandeten.

Er wunderte sich nicht, daß Dieta kühl blieb.

Statt ihn unter Tränen und Küssen ans Herz zu ziehen, wie er es sich so schön ausgemalt hatte, ließ sie ihr entzückendes Händchen ganz still liegen und sagte nur in schrecklich ruhigem Ton: „Ich habe Dir längst verziehen.“

Diese Antwort in diesem Ton erweckte seinen Groll.

Von Rechts wegen habe i ch zu verzeihen und nicht sie, dachte er.

Es tat ihm leid, daß er sich vor ihr gedemütigt hatte.

Aber der Gedanke an das Glück, das er nun durch sie erhoffte, verscheuchte schnell die kleine Wolke.

„Ich danke Dir“, sagte er sanft. „Darf ich Dir einen Kuß geben?“

„Wenn Du willst“, antwortete sie kühl.

Der Schatten eines anderen, den ihre Sinne liebten, stand nicht mehr zwischen ihm und ihr, wie ein Engel mit feurigem Schwert. An Silvio dachte sie kaum mehr, und Rudolf Matthies, der edle Schwärmer, hatte nie für einen Augenblick ihre Sinne erregt.

Philipp neigte sich über sie und küßte sie zart auf den Mund. Die Berührung seiner Lippen, seines feinen, weichen Schnurrbarts, der besondere leise Duft, der von ihm ausging, — das weckte hundert Erinnerungen in ihr. Im Übermaß des auf sie Eindrängenden schloß sie die Augen; ihr Gesicht bekam einen Ausdruck des Leidens, der Philipps Besorgnis erregte.

Er saß jetzt auf dem Bettrand.

„Und wie ist Dein Befinden, meine kleine Dieta?"

Sie blickte munter auf.

„Danke, gut. Ich schlafe in den Tag hinein, wie Du siehst. Freilich: nicht immer."

Er sah sich im Zimmer um. Diese leeren Wände! Diese Armseligkeit!

„Du wohnst hier nicht sehr schön", bedauerte er.

„Das habe ich so gewollt. Ich selbst habe es mir so eingerichtet."

„So? Aber unsere Zimmer in Donarsbrunn sind doch schöner, nicht?"

„Für mich ist dieses, was ich brauche. — Hast Du die Mama und die Tante Charlotte schon gesehen?"

„Ja."

„Du, geh' jetzt, Phil, damit ich aufstehen kann."

Er war ganz glücklich, daß sie ‚Phil' gesagt hatte, denn so nannte sie ihn nur, wenn sie in freundlicher Gemütsstimmung war.

Gehorsam erhob er sich und ging.

Sie sah ihm nach, verwundert, daß sein Erscheinen sie so ganz ruhig ließ. Die Bitterkeit, die sie bis jetzt darüber empfunden hatte, daß sie ihm, den sie nicht mehr liebte und nach dem letzten Auftritt kaum noch achtete, ein Kind gebären mußte, verlor sich fast bei

seinem Anblick. Sie fühlte Mitleid mit ihm, der von Natur weich und schwach war und es doch seiner Lebensstellung schuldig zu sein glaubte, den Mann von eisernem Willen herauszubeißen.

Ach, sicherlich: das war mehr zum Erbarmen als zum Hassen, denn es brachte ihn in fortwährenden inneren Widerspruch mit sich selbst, und darunter litt er selbst gewiß am meisten! —

Eine Viertelstunde später erschien Dieta in dem, der Hunde- und Vogelstube gegenübergelegenen Eßzimmer, wo Philipp schon mit den beiden alten Damen in angenehmer Unterhaltung beim Frühstück saß.

Mama und Tante beobachteten jetzt mit Argusaugen, das wußte Dieta und richtete sich danach. Sie verkehrte mit Philipp, als sei nie etwas zwischen ihnen in Unordnung geraten, nicht zärtlich zwar, aber unbefangen und freundlich.

Sie erkundigte sich nach allen Donarsbrunnern.

„Wie geht's der Maman?"

Er seufzte. „Sie trägt ihr Leiden wie ein Engel, diese herrliche Frau! Es ist immer das Gleiche!"

„Sie ist zuckerkrank", kommentierte die Baronin für Tante Charlotte.

„Hat Venedig dem Katarrh Deines Vaters wirklich gut getan?"

„Ja, Gott sei Dank, fühlt er sich recht wohl."

„Wie geht's dem Großonkelchen?"

„Brillant. Der alte Herr ist wirklich zu bewundern. Bei seinen dreiundneunzig Jahren von einer Frische, daß es junge Leute beschämen kann."

„Hat er einmal nach mir gefragt?"

„In den ersten Tagen beständig. Wir hatten Not, ihn zu beruhigen."

„Ist Ralf vergnügt?"

„Ja. Aber denke Dir: unser wartet eine große Freude! Mein Bruder Lothar kommt im August auf Urlaub. Sowie sein Schiff zurück ist von der Tropen-

reise. Wir freuen uns unbeschreiblich auf den lieben Reisenden. Endlich lernst Du ihn nun kennen, Dieta."

Sie zerbrach ihr Weißbrod und sah auf ihre Tasse nieder.

„Der wird nun seinen Abschied nehmen und heiraten", dachte sie; „wahrscheinlich, — hoffentlich."

„Sie ist noch viel schöner geworden!" dachte Philipp, dem ihre seidigen braunen Wimpern auffielen.

„Habt Ihr gute Nachrichten aus Liebenreuth?"

„Josephine ist jetzt eingekleidet worden."

„Sie ist jetzt wirklich und unwiderruflich Nonne?!" rief Dieta entsetzt.

„Wirklich und unwiderruflich", wiederholte er lächelnd.

Sie seufzte, schwieg.

Nach einer Weile fragte sie: „Habt Ihr von Silvio gehört?"

„Ach ja", rief Philipp, „das wollte ich Dir ja erzählen: vorgestern gerade hat er uns seine Vermählungsanzeige geschickt, von seinem Vater und ihren Eltern unterzeichnet."

Dieta war erblaßt. „Das sollte ja erst im Juni . . . weil sie da siebzehn Jahre wurde", sagte sie.

Für einen kurzen Augenblick tat es ihr ein bißchen weh.

„Nun, sie haben eben ein paar Wochen früher geheiratet. Sie ist aus dem Hause der Herzoge von Casabranca, sehr edle Rasse. Das ist viel wert. Ich freue mich für den lieben, prächtigen Silvio, daß er diese große Heirat gemacht hat. In seinen Briefen läßt er sich Dir immer zu Füßen legen." Und zur Baronin gewendet, setzte er lächelnd hinzu: „Mein Vetter Adriani schwärmt nämlich sehr für Dieta."

„Alle Männer haben immer für Dieta geschwärmt!" rief die Baronin voll Muttereitelkeit.

„Worauf sie sich aber nichts einzubilden braucht",

bemerkte die Tante Charlotte trocken. „Die Männer vergaffen sich halt in jeden hübschen Fratz."

„Und die sogenannte Schwärmerei nimmt gewöhnlich bald ein Ende", meinte Dieta.

* * *

Die Baronin Vezra leuchtete heute sonnenhaft. Ein Besuch, den Philipp auf ihren zaghaft geäußerten Wunsch mit ihr bei Geschwister Talks, dem Oberhirtenpaar von Gnadendorf, machte, versetzte sie in einen wahren Rausch von Glückseligkeit. Auf diesen vornehmen, schönen und frommen Schwiegersohn konnte sie ja noch viel stolzer sein, als auf die in eine etwas schiefe Richtung geratene Tochter. Auch schlug Philipps Anwesenheit und sein inniges Verhältnis zu ihr alle etwa hier aufgekommenen Zweifel an Dietas Eheglück nieder.

Es ging alles glatt und nach Wunsch, bis nachmittags Philipp seine Frau daran erinnerte, ihren Koffer zu packen. Dieta starrte ihn groß an.

„Ich soll packen?!"

„Du kannst es ja auch noch morgen früh, nur möchte ich nicht, daß Du Dich dabei abhetzest. Ich will Dir gern dabei helfen."

„Aber ich will ja gar nicht reisen!"

„Nur mit mir nach Donarsbrunn."

„Warum?"

„Du kannst doch nicht ewig auf Besuch sein, liebstes Kind! Vergißt Du, daß Du in Donarsbrunn zu Hause bist?"

„Ich fühle mich h i e r zu Hause. Die Luft in Donarsbrunn vertrage ich nicht. Sie macht mich ganz elend."

„Was für die Maman und Tante Ninette und die Schwestern gut ist, kann doch für Dich nicht schädlich sein?!"

„Doch Philipp. Ob es für Deine Mutter und die

anderen zuträglich ist, weiß ich nicht. Mir bekommt es schlecht."

„Das läßt sich mit ein wenig gutem Willen überwinden, und wirklich, Du mußt es überwinden, Dieta. Es ist so feige, jedem Leiden ängstlich aus dem Weg zu gehen! Es ist eins der kläglichsten Symptome einer entnervten Hyperkultur."

Sie dachte: das mit der entnervten Hyperkultur hat er vor kurzem in einer seiner Zeitungen gelesen.

Es war später Nachmittag. Am Himmel schifften große Flotten silberweißer Windwölkchen. Blütenduft und der würzige Geruch frischgegossener Gartenerde strömte aus den Gärten, die den Wohnhäusern der einreihigen Straße gegenüberlagen.

Sie wandelten in lässigen Schlenderschritten Arm in Arm auf den Steinplatten des Bürgersteigs die freundliche Straße hinauf und hinab. Niemand sah es dem schönen Paar an, daß es nicht einträchtig war. Aus manchem Fenster folgten ihm bewundernde oder beneidende Blicke. Da kam Rudolf Matthies gegangen.

Dieta spähte in Verwirrung nach einem Weg zum Ausbiegen. Es widerstrebte ihr heftig, jetzt an Philipps Arm dem Freund zu begegnen.

Aber es ließ sich nicht umgehen.

Sie begriff plötzlich, daß er mit Absicht diesen Weg eingeschlagen hatte, den er sonst, so lange er ihr begegnen konnte, mied.

Sie hatte ihn ja wissen lassen. Geschwister Matthies bewohnten das Obergeschoß eines Hauses, in dessen Erdgeschoß der Laden war, der Laden, in dem die Gnadendorfer ihre gesamten Haushaltseinkäufe machten. Dieta hatte am Vormittag die Eile in den Laden geschickt, um für sie etwas Fleckenwasser zu holen. Sie wußte genau, daß man im Laden, sowie die Eile ihr gewichtiges „für unsere Frau Gräfin" sagen würde, nach ihr fragte, und daß das Ereignis des Tages: Philipps Besuch, eifrig besprochen werden würde. Schwester Sauerrampf, die

Ladenbesitzerin, würde dann nicht versäumen, ihre interessante Neuigkeit schleunigst ihrer Hausgenossin, der Schwester Matthies, mitzuteilen, und so erfuhr Rudolf, was er erfahren sollte, um nicht vergeblich bei den Linden zu warten.

Ihr Schritt wurde unsicher vor Erregung, doch das bemerkte Philipp zum Glück nicht.

Matthies zog den Hut, doch sah er dabei nicht Dieta an, sondern Philipp.

„Wer war denn dieser seltsame, bartlose Mensch?" fragte Philipp, „ein Geistlicher?"

„Wenigstens ein Theologe."

„Theologen sind die gebildeten Herrnhuter wohl alle?"

„Die meisten."

„Dieser sonderbare Heilige starrte mich an, als sei ich ein Meerwunder."

Damit war der Zwischenfall erledigt, und der zwar geräuschlose, aber erbitterte Kampf entbrannte von neuem. Nachdem beider Argumente wirkungslos geblieben waren, erklärte Dieta kurz und rund: „Ich bleibe hier."

Worauf er ebenso ruhig entgegnete: „Das kannst Du gar nicht, wenn ich Deine Mutter und Tante auf meiner Seite habe."

Da legte sich Dieta aufs Drohen: „Ich rat Euch: bringt mich nicht zur Verzweiflung! Ihr schadet jetzt nicht mir allein."

Das wirkte. Es empörte ihn zwar, aber es versetzte ihn auch in Angst.

Er hielt eine lange Beratung mit seiner Schwiegermutter, darauf diese beiden eine etwas kürzere mit der Tante Charlotte, und man einigte sich dahin, Dieta einstweilen noch hier zu lassen. Sie sollte allmählich und diplomatisch an den Gedanken der Heimkehr nach Donarsbrunn, die doch eine Notwendigkeit war, gewöhnt werden.

Dieta war zufrieden.

„Nun versprich mir aber, wenn ich das nächste Mal komme, keine Schwierigkeiten zu machen!" bat Philipp dringlich.

„Du darfst nur nicht zu bald kommen, Lieber", entgegnete sie; „komm' im Herbst! Im Spätherbst! dann ist es immer noch Zeit."

Er runzelte finster die Stirn.

„Über diesen Zeitpunkt zu entscheiden, werden wir meinem Vater überlassen. Er ist das Oberhaupt der Familie, und seine Wünsche müssen für uns maßgebend sein."

* * *

Am anderen Tag mit einem frühen Nachmittagszug reiste Philipp ab. Dieta begleitete ihn auf den Bahnhof, und ehe er einstieg, umarmte und küßte Philipp seine Frau vor allem Volk, obwohl dies sonst keineswegs seine Art war. Aber diese kleine Zurschaustellung eines Eheglücks, in dessen Brüchigkeit er Fernstehenden durchaus keinen Einblick erlauben wollte, tat ihm wohl. Er winkte noch aus dem fahrenden Zug mit dem Taschentuch, und die aus dem Fenster schauenden Mitreisenden glaubten, dem zärtlichen Abschied eines Liebespaares beizuwohnen.

Dieta war wunderhübsch anzusehen. Sie trug einen Schutzhut von weißem Mull gegen die stechende Sonne und ein Jackenkleid aus geripptem weißen Pikee. Ihr Gürtel war von hellem, rehbraunen Leder, ebenso wie ihre Handschuhe. In der Hand hielt sie einen langstieligen bastseidenen Sonnenschirm, den sie aber nicht aufgespannt trug, sondern als Spazierstock benutzte.

Philipp, der nach ihr ausschaute, so lange er konnte, war ganz benommen von der Anmut ihrer Erscheinung. Er hatte in den vergangenen Wochen und gestern und heute noch mit solcher Bitterkeit an sie gedacht. Nun wirkte wieder der alte Zauber.

„Wenn sie von Herzen so gut wäre, wie sie äußerlich reizend ist“, dachte er, als er seufzend auf den Manchestersitz zurücksank, „dann könnten wir vollkommen glücklich sein!“

Indessen ging Dieta einen Weg am Schienenstrang hin, um von hier aus auf Umwegen zu den zwei Linden zu gelangen.

Sie wußte, daß sie lange auf Matthies würde warten müssen, aber sie sehnte sich so nach ihm, daß die Ungeduld sie trieb. Gestern hatte sie zum erstenmal seit ihrer Befreundung kein Wort mit ihm sprechen können.

„Das ist es, was ich brauche“, sagte sie zu sich selbst, „Menschen, von denen ich merke, daß sie lebendig sind. Matthies ist so einer. Gertrud und Karlsen und ihre Freunde sind auch solche. Und wenn ich mit solchen sein kann, bin ich still und froh und auch gut. Alles ist in Ordnung. Schon ein einziger genügt mir. Matthies ist mir ganz genug. Aber in Donarsbrunn bin ich unter Toten.“

Sie spann Zukunftspläne, was sie tun wollte, wenn sie frei geworden wäre. Aber die Voraussetzung war immer, daß das Kindchen nicht lebte!

Als Dieta an dem ersten Bahnwärterhaus vorbeikam, sah sie in einer Art Verschlag eine große Hündin liegen, an deren hängenden Zitzen ein ganzes Rudel kleiner wolliger Bärchen saugte. Die kleinen Welpen balgten sich und trampelten nach Herzenslust auf dem Körper der Mutter herum, einander die besten Plätze streitig machend. Die Hündin, ein starkes, schönes Tier, lag wie ein Lamm und ließ die Bande auf sich herumwirtschaften. Ihre klugen schönen Augen hefteten sich mit wachsamen Blick auf Dieta, welche stehen blieb, um das entzückende Schauspiel zu genießen. Die Augen der Hündin sagten: „Sieh sie meinetwegen an und freue Dich, aber wehe Dir, wenn Du eins anrührst!“

Es lag etwas unmittelbar Erquickendes in dem Anblick dieser Hundemutter mit ihren Kleinen, das ganz

unbewußt Erquickende dessen, was so ist, wie es seiner Bestimmung nach sein soll.

Dieta empfand es stark, und ihr fiel ein, was Matthies einmal von den Bäumen und Blumen gesagt hatte: sie sind Gott am nächsten, weil sie noch ohne verwirrendes Denken unmittelbar den göttlichen Willen ausführen. Darum könnten sie uns heiligste Lehrbücher sein, wenn wir nur zu lesen verständen.

Ihr war, als sei sie in erschreckender Blindheit hierhergekommen und plötzlich hebe jemand die schwarzen Schleier von ihren Augen, daß sie sah und begriff. Diese Hühnerhündin, deren Leidenschaft und Lust die Jagd war, die wahrscheinlich sonst danach lechzte, ihren Herrn auf seinen Wegen zu begleiten, vergaß alle Begierden, Ehren und Freuden ihres Jagdhundedaseins, um sich in Demut und Geduld, aber auch mit Stolz ihrer Mutteraufgabe zu widmen. Warum tat sie es? Weil Gott es in sie gelegt hatte, weil er es so wollte.

Wenn ein Geschöpf Mutter wurde, so sollte es Mutter sein vor allem anderen und über alles andere. Die Henne predigte es, die Jagdhündin . . .

Wohin — o, wohin war sie selbst geraten?! Wie hatte sie aus Trotz und Haß gegen den ihr auferlegten Zwang so furchtbar vom Weg des Gottgewollten abirren können, daß sie ihrem Kindchen das Leben nicht gönnte? Wenn etwas naturwidrig war, so war es das! Wenn etwas Sünde war, so war es das!

Sie stand erschüttert.

Weil sie so lange regungslos stand und starrte, fing die Hündin zu murren an.

„Die Predigt ist beendet“, fühlte Dieta, „ich danke Dir.“ Mit gesenktem Kopf setzte sie still ihren Weg fort.

„Ich will eine gute Mutter sein!“ sagte sie immer in Gedanken vor sich hin. „Ich wußte bis jetzt nichts über mich“, dachte sie, „jetzt weiß ich eins: daß ich Mutter sein soll, nicht physisch nur, und mit der Seele nach Gott weiß welchen Phantomen jagend, sondern mit allem,

was ich bin und kann. Das hat mir Gott eben gezeigt. Wenn ich seinem Wink nach bestem Können gehorsam bin, wird er mir wohl auch weiter zeigen, was ich soll."

Und da überkam sie die wunderbare Stille, die sie aus der Zeit kannte, als sie ihr erstes Kind erwartete. Ruhige Kraft und tiefer Friede füllten ihre Seele.

Das war Glück! —

Sie erstieg den Kirschenhügel und wanderte auf der Höhe hin und her. Unter ihr lag das Flußtal in lachendem Maiengrün, und die jenseitigen Hügel lagen in bläulichem Duft. Die Vögel schmetterten, die Insekten summten, die Grillen zirpten im junggrünen Ährenfeld, von den Sümpfen herauf drang vielstimmiges Froschgequake.

Die Kirschbäume hatten ihre weißen Blütenblättchen schon verloren. Gestern noch war es Dieta betrübend erschienen, sie hatte die Vergänglichkeit der Pracht beklagt. Heute achtete sie auf die ganz kleinen grünen Ansätze der Früchte, die nun still und unscheinbar der süßen Reife entgegenwuchsen. Die Kirschbäume wurden ihr zu geliebten Schwestern.

Sie dachte an die Tierchen, die Pflänzchen, alle die Tausende von Wesen, die alljährlich ins Dasein traten, ihr kleines Leben ihrer Art gemäß lebten, sich fortpflanzten und starben und den Nachfolgenden Platz machten.

Aber das unglückselige Menschenkind trat aus dieser sicheren Bahn heraus in die Finsternisse seines blinden Denkens und Wollens! Und es mußte nun in der Irre gehen, schreiend, um die innere Angst zu betäuben, oder in tiefen Nöten das Licht suchend, bis es vielleicht endlich den Weg wiederfand, den jene anderen in der Stille ihrer Unbewußtheit nie verlassen hatten.

„Wer Deinen Willen fühlen könnte, Gott, und sich ihm beugen, ganz willig und innig!"

„Sie müssen nur das Leiden wollen", hatte Jonas gesagt, ihr erster Prophet. Aber das allein ist es nicht; man muß auch das Leben wollen, welches der wollte, der uns eben so schuf, und nicht anders.

Immer freier und leichter wurde ihr.

Da hörte sie einen raschen Schritt hinter sich, dann rasches Atmen.

„Matthies!“

Er hatte sie von weitem schon gesehen und war hügelan gerannt, daß ihm der Schweiß in Tropfen über Stirn und Nacken lief.

„Sie sind ja ganz naß!“

Er trocknete sich lächelnd mit dem Schnupftuch ab.

„Ich habe Sie warten lassen.“

„Nein, ich war zu früh hier.“

„Sie sehen aus .... als hätten Sie .... als ob Sie etwas sehr Schönes erlebt hätten!“

„Das habe ich auch. Eine stille Feier — das was für die Mama eine Gemeinstunde auf dem Saal ist. Mir ist gut.“

Er sah sie stumm an.

Nach einer Weile fragte sie in anderem Ton, dem Ton, der den Alltäglichkeiten gehört: „Sie haben meinen Mann gesehen?“

„Ja.“

Sein langer Mund zog sich noch mehr in die Länge. Alles sah so scharf aus in seinem Gesicht, aus dem das Rot der Erhitzung gewichen war. So viel Verhaltenes, schmerzvoll Verschwiegenes im Ausdruck! Sie hatte als ganz junges Mädchen in Berlin den Hamlet von dem schon recht bejahrten Edwin Booth spielen sehen. Auf diese Boothsche Hamletmaske erinnerte sie eben Matthies: dies zugleich alte und junge, knochige und zarte, tief schwermütige und geistig überwache, dies durch seine Kontraste seltsam ergreifende Gesicht, das sie nie hatte vergessen können!

„Gefiel er Ihnen?“ fragte sie, „welchen Eindruck machte er auf Sie?“

Er zog die Stirn zusammen und zögerte etwas, nach seiner Art. Endlich sagte er: „Den Eindruck von einem Menschen, der schwer an sich selber zu tragen hat.“

„Das sahen Sie mit diesem einen Blick?"

„Ich glaubte es zu sehen."

„Es ist so. Er hat ein schweres Gemüt und fühlt sich überall leicht bedrückt und deplaciert, nur nicht zu Hause, d. h. in Donarsbrunn. Dort ist ihm wohl, — so lange er sich nicht an mir ärgern muß."

Sie hatte lebhaft gesprochen. In anderm Ton fuhr sie fort: „Über ihren Mann soll eine Frau zu einem Dritten nicht sprechen; aber — es ist mir Bedürfnis geworden, Ihnen alles zu sagen, und Sie wollen es ja auch."

Er nickte und sagte ernst: „Ja, ich will es."

Sie gingen bergab, zuletzt im Wiesental.

Sie erzählte ihm von den schlimmen und guten Gedanken, die ihr durch die Seele gezogen waren, als sie ihn erwartet hatte. Er hörte schweigsam zu. Manchmal schwiegen auch beide, ohne daß sie es merkten.

Sie genossen das Zusammensein so innig tief, wie man nur ein Glück genießt, dessen nahen Verlust das Herz leise bebend voremprfindet.

* * *

Das Leben in dem Eckhaus der Frau Charlotte Platen gestaltete sich seit dem Besuch Philipps immer mehr zum Friedensidyll, da nun der Druck, den das Zerwürfnis zwischen Dieta und ihrem Mann ausgeübt hatte, von den Gemütern genommen war.

Der Postbote brachte jetzt häufig Briefe aus Donarsbrunn für Dieta, meist von Philipp, aber auch die Prinzessin schrieb gelegentlich und sogar die Komtessen Anette und Wilhelmine.

Eines Morgens beim Frühstückskaffee öffnete Dieta einmal wieder sehr ruhig den für sie eingelaufenen Brief Philipps und begann zu lesen.

„Mein Gott!" rief sie in jähem Schrecken.

„Was ist denn?!"

„Lothar ist gestorben. Philipps Bruder Lothar."

Ihr schwindelte. Die Buchstaben tanzten. Sie gab den Brief der Mama.

Diese las in dem stark sentimentalen Ton, den sie beim Lesen rührender oder trauriger Dinge anzuschlagen pflegte, und der Dieta stets auf die Nerven fiel. Aber es war wirklich traurig!

Lothar, der drei Jahre in den chinesischen, indischen und afrikanischen Gewässern herumgefahren war, war auf der Heimreise am Typhus erkrankt und gestorben.

Philipps Brief endete: „Möge Gott, der Herr, der uns diese schwere Prüfung schickt, Dich mit seinem Licht erleuchten, daß Du endlich den Weg der Kindespflicht findest. Ich reise heute in notwendigen Geschäften nach Berlin und werde mich einige Tage dort aufhalten müssen. Auf dem Rückweg werde ich über Gnadendorf kommen und Dich mitnehmen. Auf Dir und mir steht heute die Fortdauer unseres edlen Hauses. Damit hat Gott uns eine hohe Verantwortung auferlegt. Das bedenke und laß etwaige Regungen des Eigenwillens schweigen. Wir sind nicht in erster Linie Philipp und Dieta, sondern, so Gott will, das Elternpaar der zukünftigen Donarsbrunner Beßras."

„Wie wunderschön der Philipp doch schreibt!" rief die Baronin. „Er ist ein herrlicher Mensch!"

Dieta senkte den Kopf tief.

Sie trauerte mit der Familie, aber mehr noch um sich selbst. Das war das Ende jeder leisen Hoffnung auf ein Freikommen von Donarsbrunn! —

Nach dem Frühstück schrieb sie an die Prinzessin. Es war in diesem Fall nicht leicht; denn Dieta verabscheute alles Phrasenhafte, alle übertriebenen, unwahren Beteuerungen und wußte doch, daß diese Cordelia-Eigenschaft diejenigen, die mit Gefühlsausdrücken verschwenderisch umgingen, zu verletzen pflegte.

Ihre Gedanken gingen trübe und schwer. Schwere Regenwolken hingen draußen am Himmel. Dazu war es unfreundlich kalt, trotzdem es Hochsommer war. Es

hatte viel geregnet in letzter Zeit, mitten in die Kornernte hinein. Dieta und Matthies kehrten bei Regenwetter in den kleinen Wirtsstuben der Nachbardörfer ein, und da hörten sie die Bauern räsonnieren und klagen.

An lauter kleine Nebensächlichkeiten mußte Dieta denken, Dinge, an die sie eigentlich gar nicht denken wollte. Ihr Kopf versagte. Sie sehnte sich in diesem Zustand nach dem lösenden Balsam der Töne. Darum ging sie die Treppe hinauf nach Mamas kleinem Salon, in dem das Pianino stand. Auf einem Tischchen lagen Noten. Sie suchte das Heft heraus, in dem Chopins Trauermarsch war, den sie sehr liebte, und spielte ihn. Das Bild des schönen jungen Schwagers tauchte vor ihr auf, Philipp gleichend, doch männlicher und frischer. Dazu Visionen tropischer Palmenküsten — ein glitzerndes Meer, Wogenrauschen — einsames Sterben.

Da kamen die befreienden Tränen.

Ganz sanft spielte sie weiter und die Tränen tropften auf ihre Finger.

Ach es war so gut, weinen zu können!

Da trat die Baronin ein.

„Aber Dieta! Du hast eben eine so schmerzliche Todesnachricht bekommen und spielst Klavier?!"

Die Tränen waren versiegt.

„Den Trauermarsch, Mama, ich sehnte mich danach."

„Es ist aber so wenig passend. Wirklich, es geht nicht."

„Spielt man den Trauermarsch nicht bei Begräbnissen?"

„In der Welt, ja. Bei uns werden nur Choräle von Posaunen geblasen. Aber die Leidtragenden blasen nicht selbst die Posaunen."

„Warum soll ich nicht tun, was mir natürlich ankommt?"

„Weil es einmal nicht Sitte ist, liebes Kind! Du hast so eine komische Vorliebe, immer gerade das zu

tun, was alle andern Leute nicht tun würden. Aber das hast Du von Deinem Vater. Der machte es gerade so."

Dieta machte ein nachdenkliches Gesicht. „Das ist nur ein Durchgang, glaube ich", sagte sie; „am Ende kommen wir auch zurück zu dem, was alle Leute von selbst tun. Nur: wir müssen erst einsehen, daß es gut ist."

Die Baronin verstand ihre Tochter eben gar nicht; aber der Klang der Worte „Einsicht" u. s. w. machten ihr den Eindruck, als habe Dieta etwas sehr Lobenswertes gesagt.

„Möchtest Du nicht lieber Dein schwarzes Kleid antun? Dies rosenfarbene stört mich."

„Ja, das kann ich tun."

Dieta ging hinunter in ihr Hofstübchen. Es hatte zu regnen begonnen; der Wind trieb die Regentropfen klatschend gegen die Fenster und durch die offenstehende Galerietür in die Stube. Dieta schloß die Tür und begann sich umzukleiden. In dem schwarzen, den Hals hoch umschließenden Kaschmir sah sie sehr viel weniger frisch und hübsch aus als in den hellen Sommerkleidern. Ihre Haut erschien blasser, gelblicher. Das machte sie ganz nachdenklich. So würde sie nun Jahr und Tag einherzugehen haben. Die Schönheit ihrer Farben, die oft eine so starke Wirkung ausübte, war für diese Zeit gleichsam abgestellt. Kein Blenden mehr jetzt! Nur ihr wahres Wesen, ihr Selbst, würde für sie sprechen und das war kein berühmter Anwalt. Aber das war ganz recht. Verlor man Geld oder Schönheit, so lernte man Zuneigung und Freundschaft erst kennen.

Wenn sie in Lumpen ginge, mit blatternarbenentstellten Zügen, dann würde sich Philipp wohl ihrer mitleidig annehmen; aber Liebe, wie sie jetzt noch immer wieder bei ihm durchbrach, würde er nicht mehr fühlen können. Aber Matthies würde sie um ihres Elends willen nur noch leidenschaftlicher lieben!

Sie suchte in ihrem Schmuckkästchen nach einer schwarzen Brosche, als Tante Charlotte eintrat. Dieta

sah dem Gesicht der Tante sofort an, daß irgend etwas Besonderes sie herführte und daß dies Besondere nicht angenehmer Natur war. Ein unbestimmtes Unbehagen überkroch sie.

„Ich muß ein ernstes Wort mit Dir sprechen, Dieta."

„Bitte, setz' Dich, Tantchen."

Dieta schob einen Stuhl hin.

Tante Charlotte ließ sich schwerfällig nieder mit auswärts gestreckten Knien, nach ihrer Gewohnheit die Hände auf die Knie legend.

„Hör' mal", begann sie mit ihrer tiefen Stimme, „Du machst ja schöne Geschichten, Du! Was hast Du denn mit dem Rudolf Matthies für Allotria zu treiben? Alle Tage ein heimliches Stelldichein?"

Dieta stand mit ihrer kleinen Jett-Brosche zwischen den Fingern und starrte die Tante an. Sie war sehr blaß.

„Und bist eine verheiratete Frau", fuhr die Tante fort, da Dieta schwieg, „obenein noch in anderen Umständen. Schämst Du Dich gar nicht?"

Da fuhr Dieta gereizt auf. „Nein, ich schäme mich gar nicht, denn ich habe nichts Unrechtes getan."

„Wozu dann diese Heimlichkeit?"

„Euretwegen sind wir heimlich gewesen", rief Dieta, „nicht unseretwegen. Nur aus Rücksicht auf diese engen Anstandsbegriffe der lieben Gemeine sind wir so heimlich gewesen. Wir wußten ja, daß unsere Freundschaft als „unchorplanmäßig" in der Gemeine Ärgernis erregen würde, und wir wollten Euch nicht ärgern. Wir haben nichts getan, dessen wir uns zu schämen hätten."

Tante Charlotte schüttelte den Kopf. „Ach Kind, wirst Du denn niemals klug! Nun ist der schönste Klatsch fertig. Der hat Euch da gesehen, und die dort, und einer weiß mehr zu sagen als der andere. Ich komme eben von Geschwister Talks, da hab' ich die ganze Pastete erfahren. Und ich hab' die Talks noch himmelhoch gebeten, nichts an Deine Mutter verlauten zu lassen, denn wenn

die davon hört, da ist nachher der Teufel los. Mamachen kann so was schon gar nicht vertragen. Ich hab' ihnen gesagt, Du reisest in den nächsten Tagen mit Deinem Mann nach Donarsbrunn. Das hat sie etwas beruhigt. Gestern abend ist der ledige Brüderpfleger dem Matthies auf die Bude gerückt und hat ihm gehörig die Meinung gesagt."

„Oho!" rief Dieta fast lachend, „wenn der Bruder Buff dem Matthies die Meinung gesagt hat, dann hat sie der Matthies dem Bruder Buff aber auch gesagt und wie! Ach, da möcht' ich zugehört haben!"

„Ich glaube gar, Du findest das noch unterhaltend, Dieta? Und daß Deine Mutter, wenn sie davon erfährt, in alle Zustände gerät, und daß Geschwister Matthies, die sich ohnehin genug über diesen freigeistigen Sohn grämen, gar nicht mehr die Augen aufschlagen mögen, und daß Du in den Ruf einer ganz leichtfertigen Frau gekommen bist, ist Dir alles das ganz einerlei?"

„Ach nein!!" rief Dieta aus Herzensgrund, „es ist der Fluch meines Daseins, daß ich immer und immer gut und schlecht anders fasse als meine Umgebung. Daß sich alle an mir ärgern! Aber ich fühl' einmal so, kann's nicht ändern. Und ich hab' letzten Winter in Donarsbrunn versucht, meiner Natur Zwang anzutun und eine andere zu sein, als ich in Wahrheit bin. Ich tat's, um das Zusammenleben mit denen, die so anders waren, aushalten zu können. Aber es hilft gar nichts, im Gegenteil! Die eigentliche Dieta bricht plötzlich mit erhöhter Gewalt hervor, wie das Wasser, wenn Du die Brunnenmündung eine Weile mit der Hand zugehalten hast. Und Du glaubst nicht, wie mich das alles unglücklich gemacht hat und wie viel ich jetzt dem armen Matthies danke. Er ist einfach mein Retter geworden! Er hat mich gelehrt, daß ich ich selbst sein darf und soll, trotz allen, trotz allem! Was ich dadurch leiden muß, soll ich eben leiden, aber nicht durch Verleugnen, sondern durch Bekennen!"

Sie hatte immer aufgeregter gesprochen, jetzt flog ihr Atem, ihre Augen leuchteten wie im Fieber.

Tante Charlotte fand es momentan das Wichtigste, die erregte junge Frau zu beschwichtigen.

„Beruhige Dich, Kind, Du weißt: Aufregung ist Dir schädlich.“

Aber es ist manchmal leichter, in Brand stecken, als den Brand nachher löschen.

„Und wenn Du Matthies kenntest“, fuhr Dieta fort, „dann würdest Du Dir jetzt um die Mama und um meinen Ruf überhaupt keine Sorge machen. Er ist nicht der Mann, der etwas auf einer Frau, die er . . . die ihm ihr Vertrauen geschenkt hat, sitzen läßt. Nun er erfahren hat, daß man über uns spricht, wird er das Gerede schon zum Schweigen bringen. Sei sicher!“

„Er scheint es jedenfalls verstanden zu haben, Dich für sich einzunehmen“, sagte Tante Charlotte ein wenig spottend, aber auch ein wenig erstaunt. „Wer hätte das dem linkischen Duckmäuser angesehen!“ dachte sie bei sich selbst.

Sie entfernte sich trotz alledem weit ruhiger, als sie gekommen war.

Dieta schrieb an Matthies:

„Lieber Freund,

machen Sie sich um meinetwillen keine Sorge. Das Gerede ist mir so gleichgültig, wie es Ihnen sein wird, und da ich abreisen muß, werden Sie bald nicht mehr daran denken. Eine schlimme Kunde . . .“

Sie schrieb ihm von dem Tod ihres Schwagers, der ihre schleunige Rückkehr nach Donarsbrunn notwendig mache. Und am Schluß:

„Erwarten Sie mich heute nicht. Dies kleine Opfer wollen wir der öffentlichen Meinung bringen. Nicht wahr?

Mit herzlichem Freundesgruß

Ihre

Dieta Vetzra.“

Diesen Brief schickte sie durch Eile frei öffentlich zu Rudolf Matthies hinüber.

Am andern Morgen erhielt sie durch die Post seine Antwort.

Er schrieb:

„Teuerste Gräfin,

ich verreise auf einige Tage. Es ist das Beste. Diese Zeilen sollen Ihnen Lebewohl sagen. Sie haben recht: die mißverstehenden Worte unserer kurzsichtigen Brüder und Schwestern treffen uns nicht tief und werden bald verstummen. — Der Dank, den ich für das fühle, was mir durch Sie geworden, ist für Worte zu tief. Gott sei mit Ihnen. Amen.

Rudolf Matthies.

‚Geh' an der Welt vorüber, — es ist nichts'."

Damit schloß der kurze Brief.

Dieta begriff, daß er das persönliche Abschiednehmen vermeiden wollte, — vielleicht weil er seiner Fassung nicht ganz sicher war.

So endete dies.

* * *

Wieder tönte durch das rhythmische Rattern des rollenden Eisenbahnwagens eine leise Melodie. Sie war wie eine Stimme in der Ferne. Man mußte hinlauschen, um sie durch das begleitende Tosen zu vernehmen, aber dann hörte Dieta sie deutlich.

Es war ein sonnenheißer Julitag.

Dieta gegenüber in die Ecke gelehnt saß Philipp, meist mit geschlossenen Augen; er sah grau und elend aus, hatte eine schlaflose Nacht hinter sich, die er mit der Fahrt von Berlin nach Gnadendorf zugebracht hatte.

Jetzt fuhr er alle Augenblicke mit Unbehagen aus seinem Halbschlummer auf.

Philipp gehörte zu den Menschen, die eine Art Wollust darin empfinden, sich in schmerzlichen Vorstellungen

zu ergehen. In dieser Richtung hatte er in den letzten Tagen wahre Orgien gefeiert, und die Folge war eine quälende, nervöse Depression.

Er sprach mißmutig von Berlin.

„Es ist gräßlich dort. Der Wagen- und Pferdebahnverkehr gar nicht mehr zum Aushalten: ein Gerassel und Geklingel und Gerufe von Kutschern — scheußlich. Wie die Berliner dabei arbeiten können, begreife ich einfach nicht."

Dieta schwieg. Sie liebte ihr Berlin und ließ es nicht gern schelten, das wußte er. Allein ihm war es Bedürfnis, seiner Verstimmung ein wenig Luft zu machen.

Die Nichtraucher-Abteilung der zweiten Wagenklasse, in der sie saßen, war bis auf den letzten Platz besetzt, denn die Sommerreisezeit überfüllte die Züge.

Ihn quälte die Hitze.

„Unerträglich ist das Eisenbahnfahren im Hochsommer", seufzte er, „das reine Dampfbad."

Er blies die Luft aus gespitzten Lippen und wischte immer wieder mit dem weißseidenen Schnupftuch über Stirn und Nase.

Ein dickes älteres Paar neben ihnen floß beinahe auseinander vor Hitze.

Der schlagflüssig aussehende Mann lehnte den Kopf zurück, daß die Wammen der Kehle etwas frei wurden, und stöhnte: „Lieber dreimal um die ganze Erde zu Wasser als einen Tag in diesen Brutkästen!"

Die Frau, die dunkelrot im Gesicht war, schalt auf die Eisenbahnverwaltung und fand es „unerhört", daß dieselbe bei den ungeheuren Einnahmen, die sie doch durch das reisende Publikum habe, so wenig für dessen Bequemlichkeit sorge.

Dieta war ganz still und lauschte auf das leise Tönen. Es sang: „Geh an — der Welt — vorü- — ber es — ist nichts." Langgezogen, so daß die „Rattattattat"-Begleitung bei jeden zwei Silben dreimal einsetzte.

Aber die beiden Dicken, deren Aussehen und Gebahren das Hitzegefühl noch zu erhöhen schien, fielen Philipp ganz besonders auf die Nerven.

Er sah gequält und verärgert aus.

Dieta verglich unwillkürlich sein mißmutiges Nörgeln jetzt mit dem idealen Schwung seiner Briefe. „Phrasen!“ dachte sie wegwerfend.

Sie irrte. Das eine war so echt wie das andere: Stimmung!

Von St. Anton im Walde ab in ihrer Lokalbahn fuhren sie in dem einzigen Wagenabteil erster Klasse allein.

Philipp sprach von dem Bruder.

„Er war der Begabtere und Liebenswürdigere von uns beiden“, seufzte er. „Daß gerade er den armen Eltern so früh entrissen werden mußte! Und auch gerade auf der Heimreise! Und niemand von den Seinen um sein Sterbelager! Fremde haben ihm die Augen zudrücken müssen. Es ist zu entsetzlich traurig.“

Er seufzte fast stöhnend.

„Wo bleibt Dein Glaube?“ fragte Dieta.

„Gewiß weiß ich, daß die Prüfung von Gott geschickt ist, aber darum ist sie doch schwer.“

„Ist er auf der See gestorben?“

„Nein, zum Glück nicht!“

„Warum sagst Du: zum Glück?“

„Weil sie die Leiche dann ins Meer gesenkt hätten.“

„Ist das nicht ebenso gut wie in die Erde?“

„Nein; denn wir hätten sie dann nicht in das Mausoleum überführen lassen können.“

„Ihr werdet den Sarg kommen lassen? Vom Äquator her?!“

„Aber natürlich!“

Beide schwiegen eine Weile.

Plötzlich fragte Dieta: „Erinnerst Du Dich, wie wir das erste Mal hier fuhren?“

Er nickte und seufzte: „Ja, damals waren wir glücklich!“

Aber Dieta wußte, daß sie schon damals nicht mehr glücklich gewesen war.

„Weißt Du noch, es regnete. Wir froren.“

Er sagte melancholisch lächelnd: „Aber nur äußerlich.“

Dieta schwieg.

Auf den Wiesenhalden des Waldgebirges waren die Leute noch beim Heuen. Es duftete süß und stark bis in den Steinkohlendunst des Eisenbahnzuges hinein.

Auf dem Bahnsteig von Ingelshausen stand Trinius, würdig und steif wie immer, aber ganz in Schwarz, ohne irgend etwas Blankes. Er trug eine alte Trauerlivree.

Sein steifgefaltetes Gesicht erglänzte, als Dieta ihn begrüßte.

Auch der Wagen, die Pferde, der Kutscher Abel hatten Trauer angelegt.

Sie nahmen den Weg über das Todtfeld. Die Luft flimmerte, die Waldwände lagen in hellem Duft, der sie in die Ferne rückte. Das Beßrakreuz unterschied sich heute kaum von seiner Umgebung: alles hellblau in hellblau zart verschimmernd.

Auf einer Strecke war der Weg durch die winterlichen Holzfuhren so tief aufgerissen, daß der Wagen schwankte und hüpfte.

„Laß halten“, bat Dieta; „ich muß hier gehen. Dies Stoßen ist nicht gut für mich.“

Er sah sie erschrocken, voll Besorgnis an.

„Ist Dir schlecht, mein Herz?“

„Ein bißchen. Es ist noch nicht schlimm.“

Sie stiegen aus. Das Gehen, seitlich des Fahrwegs unter den harzduftenden Tannen tat ihr wohl.

„Wie das sich eilt!“ rief Dieta, nach einer Schonung jenseits vom Wege blickend. „Die jungen Tannen haben in diesem Jahre ja ellenlange Triebe in die Höhe ge-

streckt!“ Sie bückte sich nach Walderdbeeren, die zwischen Moos tiefrot leuchteten und lockten.

Die Kreissäge aus der Waldmühle ließ ihr vibrierendes Surren und feines durchdringendes Klingen hören.

„Abscheulich ist dieser Dampfbetrieb“, sagte Philipp ärgerlich. „Die Maschinensucht ist eine wahre Pest. Unter Papas Regiment darf sich Dampf und Elektrizität nicht breit machen; bei uns drischt und pflügt und mahlt man noch nach der Väter Weise. Aber die nächsten Nachbarn schon!“

„Wenn Ihr nicht fast nur Wald hättet, könntet Ihr nicht in dieser gemütlichen altmodischen Weise wirtschaften“, sagte Dieta.

„Ach Kind, davon verstehst Du nichts.“

Sie bückte sich nach Blumen.

„Was soll nur aus uns werden, wenn die Neuerungssucht und Mammonsgier jedes richtige Empfinden verdrängt“, fuhr Philipp in seinen trüben Betrachtungen fort. „Soll es im ganzen Land keinen Fleck mehr geben, auf dem es nicht qualmt und rasselt und rußt und pfeift? Dann danke ich aber für Kuchen.“

„Wir werden's nicht erleben“, tröstete Dieta, „und die es erleben, ertragen es, oder nicht. Wenn sie's nicht ertragen, dann schwenken sie um. Unerträglich gewordenes läßt sich der Mensch nicht lange gefallen, sei's Altes oder Neues.“

Philipp wußte darauf nicht gleich etwas zu sagen, darum seufzte er nur aus seiner Nervenverstimmung heraus.

Dieta hielt ihm den Strauß Waldblumen hin, den sie gesucht hatte.

„Sieh mal, wie schön!“

„Du willst doch nicht mit einem Blumenstrauß in Donarsbrunn ankommen?! Heute? —“

Sie errötete und warf die Blumen fort.

„Blumen würden mich nie verletzen“, verteidigte sie sich.

„Dich vielleicht nicht, weil Du leider anders fühlst wie andere Menschen“, sagte er, ganz wie ihre Mutter. „Waldblumensträuße bringt man nicht in ein Trauerhaus. Ich wundere mich immer, wie Du Dich so gar nicht in anderer Leute Gefühle hineinversetzen kannst! Du bist eben viel zu ausschließlich mit Dir selbst beschäftigt.“

Dietas Geduld riß.

„Ich bitte Dich, Philipp, hör' jetzt auf, mir meine Mängel vorzuhalten. Ich weiß längst, daß ich nicht die Frau nach Deinem Herzen bin; aber da Du mich einmal hast und behalten willst, so würden wir beide besser fahren, wenn Du Dich entschließen wolltest, mich so zu nehmen, wie ich bin.“

Er war gekränkt.

„Ich möchte wissen, was ich anderes tue!“

* * *

Sie saßen wieder im Wagen.

Zu Dietas Verwunderung nahm Abel nicht den Weg nach dem Dorf, sondern lenkte in einen sumpfigen, von Wasserlachen unterbrochenen Waldweg ein, der beim äußersten Ende des Parks mündete.

„Warum fährt er hier?“

„Wir wollen beim Mausoleum aussteigen.“

„Jetzt ins Mausoleum?! — Wir werden uns erkälten in der Kellerluft da innen.“

Er deutete auf Plaids, die im Verschlag der Kutsche lagen.

„Dafür habe ich Sorge getragen.“

„Ich mag aber nicht.“

„Dieta!“

„Wenn Du an den Särgen Deiner Ahnen beten willst, tu' es; aber mich laß außen. Euer finsteres Grab-

gewölbe erweckt keine Andacht in mir. Ich kann dort nicht beten. Ich werde unter den Linden warten."

„Wenn Du wüßtest, wie unglücklich Du mich machst, Dieta!"

Sie unterhielten sich in gedämpftem, stimmlosen Halbton wegen Diener und Kutscher.

„Es hilft nun doch nicht mehr. Wir wissen beide ja längst, daß wir nicht harmonieren, und ich bat Dich um die Scheidung als es dazu noch Zeit war. Nun müssen wir schon zusammenbleiben, um unserer Kinder willen."

Er wurde auf einmal ganz nachgiebig, denn er dachte daran, daß man Frauen in ihrem Zustand schonen und mit weitgehender Rücksicht behandeln müsse.

Am liebsten wäre er nun selbst nicht in die Gruft gegangen, aber das glaubte er sich doch nicht erlauben zu sollen.

So ließ er den Wagen warten.

Aber er kam heute nicht in andächtige Stimmung. Es war, als zwänge ihn etwas, mit Dietas Augen zu sehen. Sie hatte einmal gesagt: „Diese angemoderten Särge sehen so vergessen aus. Sie sehen aus, als sehnten sie sich unter die Erde." Daran mußte er denken. Die Kellerluft, die Düsterkeit, die Spinnweben und Asseln, das alles bedrückte ihn heute.

Er wollte niederknien, bemerkte aber, daß der Boden nicht sauber war. Seine neuen schwarzen Beinkleider taten ihm leid, so sprach er sein Vaterunser stehend.

Ihm wurde plötzlich kalt trotz des umgeworfenen Plaids. „Ich war zu sehr in Transpiration", dachte er. „Am Ende gibt das doch eine Erkältung, aber jedenfalls gebe ich nicht zu, daß ich sie mir hier geholt habe, sonst fühlt sich Dieta wieder im Recht."

Seine Lippen murmelten: „Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Amen."

Als er sich dem Ausgang zuwandte, stand Dieta in der offenen Tür, von grünem Licht umgeben.

„Da bist Du ja?!"

„Philipp, ich bitte Dich um eins: wenn ich vor Dir sterbe, laß mich nicht in diese Gruft bringen!"

Er wollte sie nicht erregen und fragte darum in leichtem Unterhaltungston: „Wo möchtest Du denn am liebsten hin?"

„Nach Gnadendorf", sagte sie leise.

Er schloß das Kapellenpförtchen zu und antwortete nicht.

Donarsbrunn hatte Trauer angelegt.

Die fünf Damen steckten von Kopf zu Fuß in tiefem Schwarz. Die Herren trugen breite Trauerflore um den Ärmel. Alle sahen verweint aus, die Prinzessin und ihre Töchter blaß und sanft, die Tante Ninette resolut ergeben, die Ashwyn undurchdringlich, korrekt. Auch die gesamte Dienerschaft war in Schwarz. Alle Bilder, die von dem Verstorbenen herumstanden oder hingen, waren mit Immergrün umkränzt und mit einer schwarzen Florschleife versehen.

Es war hier nicht möglich, nicht immerfort an den Trauerfall zu denken, denn alles erinnerte daran. Die Trauer wurde zum Kultus.

Die Prinzessin sprach nur von dem Verstorbenen. Sie lächelte unter Tränen. „Unser teurer Vorangegangener", sagte sie immer.

Alle sprachen noch leiser als sonst, noch sanfter. Alle schlossen Dieta tief bewegt in die Arme. Diese feierliche Begräbnisstimmung fiel Dieta auf die Nerven, so daß sie zu weinen anfing. Damit war jedermann zufrieden. Es war das Gegebene.

Graf Kuno blickte aus seinen strengen Augen die Schwiegertochter scharf an. Er schien gealtert, die Falten auf seiner schmalen Stirn hatten sich vertieft.

Der Hausbesuch war beim Eintreffen der Todesnachricht auseinandergestoben. Ihrem heiligen Schmerz wollte die Familie allein leben.

Philipp hatte in Berlin Trauerkleider, -Hüte, -Hand-

schuhe usw. für die Damen bestellt. Nun kamen die Kartons, und es gab zu tun mit Auspacken, Probieren, Ändern. Das gab ein paar Tage Beschäftigung.

Eines Vormittags erschien Graf Kuno in Dietas und Philipps Salon, — eine hohe Ehre.

Dieta saß im Schaukelstuhl. Philipp las ihr aus alten Briefen seines Bruders vor.

So fand sie der Graf.

„Hast Du einige Minuten Zeit für mich, liebe Tochter?" fragte er sehr höflich und wandte sich dann, ohne die Antwort abzuwarten, an Philipp: „Der Grubenbauer ist in der Leutestube und hat allerlei auf dem Herzen. Sag' ihm doch, ich käme in einer kleinen Viertelstunde hinunter."

Philipp ging sogleich.

Dieta stand neben ihrem Stuhl. Sie trug ein feines schwarzes Wollenmusselinkleid, das in weichen Falten lose vom Hals niederfloß zur Erde. Tiefschwarzer englischer Krepp umschloß Hals und Handgelenke. Sie sah blaß und vornehm aus.

Der Graf bat sie mit einer Handbewegung, ihren Platz zu behalten und setzte sich zu ihr.

„Während wir in Venedig waren, ist Dir ein altes Bündel Briefe in die Hände gekommen", begann er.

„Philipp gab es mir", sagte Dieta und wurde rot, als sei sie auf einem Unrecht ertappt worden.

„Ich weiß. Hast Du wohl zu irgend einem Menschen von den Briefen gesprochen?"

„Nein", versicherte Dieta, „zu keinem."

Seine herrische Art schüchterte sie so leicht ein. Sie konnte ein Gefühl der Beengung in seiner Gegenwart nicht los werden.

Wenn er ihr jetzt nicht glaubte? Er traute ihr wenig, das wußte sie. Und sie suchte doch immer die Wahrheit!

Seine lange, weiße Hand mit dem Siegelring am

Mittelfinger spielte nervös am Kinnbart. Er schien nach Worten zu suchen.

„Das ist mir sehr lieb“, sagte er dann, „denn das Ganze beruht auf einer Mystifikation. Jene Briefe sind gefälscht.“

Dieta sah ihn aus großen Augen ungläubig an.

„Wie ist denn das möglich, und welchen Zweck sollte es gehabt haben?“

Er sah, daß sie nicht glaubte.

„Der Zweck, den die Fälscherin damit verfolgt hat, geht uns heute nichts mehr an. Genug für uns, zu wissen, daß die Briefe nicht von Frau von Aldringen stammen.“

In seinem Ton, in seiner Miene lag: „Ich dekretiere, daß es so ist, und Du hast es zu glauben.“

Er nahm das schwarzgeränderte, seidene Taschentuch aus der Tasche und putzte sich umständlich die Nase, denn trotz Venedig und trotz Hochsommers wollte der Schnupfen nicht weichen.

Dieta dachte: so haben sie es immer gemacht, die Herrschenden: Wahrheiten, die zum Greifen deutlich sind, beugen und knebeln sie nach ihrem Belieben!

Sie war empört und erregt. Wollte er sie zwingen, etwas zu glauben, was sie nicht glaubte? Es war so überflüssig! Warum ließ er sich nicht einfach von ihr versprechen, über den Fund zu schweigen? Das hätte sie ohnedies getan; sie hätte ihm auch ein feierliches Versprechen gegeben. Aber er hatte kein Vertrauen zu ihr, sondern meinte, sie durch Furcht regieren zu müssen.

Sie hob den Kopf und sagte: „Dann kann ich ja auch ruhig davon sprechen, wenn es keine aus unserem Hause kompromittiert.“

Der Einfall kam ihr ganz plötzlich.

„Ich bitte Dich auch so, zu schweigen. Es gibt so vieles, was am besten ewiger Verschwiegenheit verfällt. Frage nicht viel, mein Kind, laß Dir an meiner väterlichen Autorität genügen.“

„Ich denke ...."

Er schnitt ihr das Wort ab. „Was Du denkst, ist von durchaus keinem Belang, liebe Dieta. Was ich von Dir fordere ist nicht Deine Ansicht, sondern Vertrauen und Gehorsam."

„Aber ich kann nicht glauben!" rief Dieta.

„An was nicht glauben?"

„An eine Fälschung der Briefe. Ich bin felsenfest überzeugt, daß sie echt sind. Das fühlt man. Und man gewinnt die arme Dietlinde Aldringen lieb trotz ihrer Sünde."

Dieta hatte vor Erregung glühende Backen, leuchtende Augen. Sie sah so schön aus in dieser Belebtheit, daß sie den alten Herrn beinahe verwirrte. „Die Verkörperung der verführerischen Sünde!" dachte er. Er haßte sie beinahe, denn er sah in ihr das Prinzip der Auflehnung, der Wurzel alles Unheils. „Was für ein Geist ist das, der die Ehrfurcht vor der väterlichen Autorität, Pietät und Gehorsam verleugnet!" rief er. „Wahrlich, ein Geist der Finsternis, der in ewige Ketten gehört!"

Dieta hatte plötzlich die Empfindung, als habe sie diesen Moment schon einmal früher ganz so durchlebt, schon einmal in fernvergessenen Zeiten dies strenge Gesicht vor sich gesehen mit seiner Drohung, dieselben Worte vernommen und dieselbe dumpfe Bangigkeit gefühlt. War der alte Mann nicht Inquisitor und sie als Hexe verklagt? War es ein aufblitzendes Erinnern an ein früheres Leben, oder vibrierte ein Nervchen, in dessen Substanz etwas von einer Ahnfrau hineingekommen war? —

Wie endete es? Wurde sie gefoltert? Verbrannt? — Das konnte sie nicht heraufbeschwören. Ein Pünktchen war durch irgend einen Reiz in den Lichtschein des Bewußtseins geraten, alles Vor- und Hernach lag abgrundtief in Dunkel und Schweigen. — Ihr gedankenvoller, träumerischer Blick verriet dem Grafen, daß seine Worte den erwarteten Eindruck nicht gemacht hatten.

„Sie weiß nur zu gut, daß sie unantastbar ist in ihrem Zustand“, sagte er seufzend zu sich selbst. „Wir müssen sie schonen, denn wir bedürfen ihrer. O, was für eine Gewalt ist den Frauen gegeben durch die Mutterschaft! Welche grauenvolle Verwirrung würden sie anrichten, wenn wir die Zügel nicht fest, sehr fest in der Hand behielten.“

„Wenn Frauen zu denken anfangen!“ sagte er, „da liegt die Gefahr.“

„Du kannst auch sagen: Wenn Kinder zu gehen anfangen: da liegt die Gefahr. Was Gott in uns gelegt hat, kommt heraus, muß heraus oder wir verkrüppeln. Anfangs geht's ungeschickt, an Stühlen und Leinen, nach und nach lernt's jedes.“ In heiterem herzlichem Ton setzte sie hinzu: „Freust Du Dich nicht auf die Gehversuche des ersten Veßra-Enkelchens?“

Die Hexe wußte gut, wie sie ihn betören konnte!

„Ja, das gebe Gott, daß das meine Augen sehen!“

Er lächelte mild, stand auf, küßte die Rebellin auf die Stirn.

Sie hatte sich mit ihm erhoben. Beide Hände auf ihre Schultern legend, ihr fest in die Augen sehend, sagte er noch einmal mit eigentümlichem Nachdruck:

„Also: Frau von Aldringen hat jene Briefe nicht geschrieben.“

Dieta senkte den Blick. Sie schwieg.

„Und kein Wort weiter über diese Sache. Zu keinem.“

In stummem Bejahen neigte sie den Kopf.

So endete die Unterredung.

* * *

In der Leute- oder Bauernstube des Schlosses, die zu ebener Erde lag, fanden fast täglich Konferenzen zwischen dem Schloßherrn und seinen Bauern statt. Die Donarsbrunner Bauern waren von ihren Vätern und Großvätern her gewöhnt, mit ihren Beschwerden zu dem

Herrn Grafen zu kommen, mochte es sich um Streitigkeiten mit dem Nachbarn, um Geldsorgen oder Familienangelegenheiten handeln.

Ein paar Tage nach der Unterredung über die Briefe der Frau von Aldringen ging Dieta mit Philipp spazieren und zwar, da es regnete, in den Kolonnaden des Schloßhofs, als Graf Kuno und ein älterer Bauer von dem Flügel aus, in dem die „Leutestube" war, den Hof betraten.

Der Graf begleitete den Bauern bis an das Burgtor. Dieta war ihnen mit den Blicken gefolgt.

„Das ist der Hofbesitzer vom Mühlgrund, Abel Krumm", sagte Philipp.

„Er sieht ganz wie Moltke aus."

„Es ist ein echter Donarsbrunner Bauerntypus", bemerkte Philipp. „Der Papa geht mal wieder ohne Hut und Schirm durch den Regen! Er denkt nie an sich selbst."

Graf Kuno bemerkte Dieta und Philipp und kam zu ihnen.

„Denke Dir, jetzt will der Krumm auch verkaufen!"

„Den Mühlengrundhof?!" rief Philipp.

„Ja. Er behauptet, er könne nicht mehr. Seit die Leute, wie vom bösen Geist besessen, in die Fabriken laufen, ist es für den kleinen Landwirt beinahe unmöglich, Knechte zu bekommen! Es ist eine schwere Zeit!"

Der Graf seufzte. Philipp seufzte ebenfalls.

„Sie müssen Maschinen benutzen", bemerkte Dieta.

„Willst Du ihnen vielleicht die Heizer und Maschinisten stellen, mein superkluges Töchterchen?"

„Ein Maschinist für das ganze Dorf", meinte Dieta. „Und die Maschinen gehen von einem Hof zum andern."

Der Graf machte eine abwehrende Handbewegung und wandte sich wieder an Philipp.

„Ich habe dem Krumm sein Unrecht vorgestellt. Mit einer Anleihe auf zwei, drei Jahre hinaus kann er den

Hof seiner Väter schon halten, wenn er ernstlich will. Und er hat eingesehen, daß er wollen muß."

„Willst Du ihm das Geld geben, Papa?"

„Ja."

Philipp machte ein bedenkliches Gesicht. „Ohne Zinsen?"

„Bin ich ein Wucherer?"

Philipp seufzte ein wenig. „Es ist der fünfte solche Fall in drei Jahren. Es belastet uns enorm."

„Es muß aber sein. Die Zeiten sind zu schlecht für den kleinen Landwirt."

„Leider auch für den großen."

„Um so notwendiger, daß wir fest zusammenhalten und einer dem andern hilft."

„Der Mühlgrundhof hätte uns nach der Flußseite hin hübsch arrondiert", meinte Philipp. „Was verlangte der Krumm für das Gütchen?"

„Du weißt, die Leute fordern nicht, wenn sie mit mir zu tun haben. Sie überlassen es ruhig mir, den Preis zu bestimmen, und können es auch. Wenn ich es aber machen wollte, wie unser Nachbar, der Eichelstädter Schlauffen, und Hauspolitik treiben, alles zusammenkaufen, was meine lieben Bauern in momentaner Bedrängnis zu Geld machen wollen, dann zöge auch von uns das halbe Dorf in die Stadt, um dort das elende Fabrikproletariat zu vermehren. Aber mit meiner Einwilligung verläßt kein Donarsbrunner den Heimatboden. Wenn man ihnen ein bißchen über die Not hilft, dann findet noch immer jeder auf der Scholle sein rechtschaffenes Auskommen. Das habe ich immer so gehalten, und Du wirst es auch so halten, Philipp, und, so Gott will, Dein Sohn nach Dir."

Philipp dachte sorgenvoll an den Ausfall in seiner Verwaltungskasse.

„Wir werden Eichen schlagen müssen", seufzte er.

„Das ist unnötig. Die liebe Maman verzichtet auf

die Winterreise. Wir bleiben alle hier. Das erspart genug, um den Krumm durchzuhalten."

„Es ist doch viel Größe in diesen Menschen!" fühlte Dieta.



Dieta merkte deutlich, daß sie an Boden gewonnen in Donarsbrunn, wenn nicht in den Herzen, so doch in der bewußten Schätzung der Familie.

Sie blieb auch jetzt innerlich ganz einsam, aber diese Einsamkeit hatte keinen Stachel mehr: sie hatte in Gnadendorf sich selbst gefunden, das gab ihr Sicherheit, Ruhe und innere Freiheit.

Weil sie nicht mehr ihr Glück von außen erwartete, kam ihr eine neue Art Glück auf neuen Wegen. Eines Nachmittags saß sie mit den beiden Schwägerinnen und Miß Ashwyn im Park. Die Komtessen stickten, Miß Ashwyn las einen sehr gottseligen und sentimentalen englischen Roman vor.

Dieta, die nicht viel gebückt sitzen sollte, ruhte in halb liegender Stellung in einem amerikanischen Klappstuhl, die Hände müßig.

Sie hatte nicht lange der langatmigen Schilderung englischer Wohltätigkeits-Meetings und Sonntagsschulfeste, die in dem Roman breiten Raum einnahmen, folgen können.

Aber ihre Augen ruhten mit immer größerem Gefallen auf den schlanken Gestalten, den feinen, stillen, über ihre Arbeit geneigten Köpfchen Wilhelminens und Anettens.

Kein heftiger Wunsch, kein Sehnen, kein Zwiespalt schien in den Seelen dieser Mädchen zu wohnen. Was sie sollten, wollten sie. Alles an ihnen schien vollkommen harmonisch.

Früher hätte Dieta gedacht: wie tot sind sie! Heute dachte sie: wie blumengleich sind sie! Gleich den Pflan-

zen so still und schön und mühelos zu ihrer Bestimmung tüchtig. Warum sollte ich mich nicht an ihnen wunschlos freuen, wie ich mich an den Blumen freue? Und sie fing an, sich wirklich an ihnen zu freuen, wie sie sich an Blumen freute.

Dann begab sich etwas seltsam Schönes: ihr stilles Freuen hatte eine Kraft, die wie Sonnenstrahlen auf Blütenknospen wirkte. Ganz leise, ganz wenig, aber doch bemerkbar erschlossen sich ihr die Blumenseelen der Schwestern.

Das war das eine Glück, ein ganz zartes, mimosenhaftes Glück! Ein anderes fand sie in dem Briefwechsel mit Matthies.

Sie hatte ihrem Mann von dieser Freundschaft erzählt und stellte ihm frei, jeden ihrer Briefe an Matthies und jede seiner Antworten zu lesen.

Er verzichtete aus Stolz. Er wollte nicht eifersüchtig oder argwöhnisch scheinen. In dem Maße freilich, als er Dieta durch die Briefe des jungen Gnadendorfers beglückt sah, litt er daran. Eifersucht im gewöhnlichen Sinn war es keineswegs, was ihn quälte, aber nagender Neid. Daß einem anderen mit so wenig Mühe gelang, was ihm selbst unmöglich war: ihr zu imponieren!

Er machte gelegentlich seinem heimlichen Zorn in bissigen, herabsetzenden Bemerkungen über Matthies' „häßliche" und „lächerliche" Erscheinung Luft. Aber Dieta fühlte den Ursprung dieser Giftigkeit und ließ ihn ruhig reden.

Eine andere Erquickung waren Spaziergänge durch Feld und Wald, besonders wenn sie nur von Ralf begleitet war.

Die Natur lebte ihr ganz anders als früher, alles redete zu ihr. Das Erntefeld sprach ihr von redlichem Menschenmühen und von des Ackerbodens Dankbarkeit; die reifenden Früchte erzählten von Gottessegen und Fülle, später, im Herbst, die Blätter, die golden und

rot wurden, oder beim Windeshauch sacht zur Erde niederschwebten, von glorreichem Sterben.

Oft wieder war ihr: sie müsse sehen und gehen lernen wie ein kleines Kind und das Leben erst zu leben anfangen, sie müsse die Wunderdinge um sie her, — auch die Menschen, — erst entdecken.

Ahnungen von dem tiefsten Sinn alles Seienden zogen zuweilen in ganz stillen Stunden am Horizont ihres Geistes auf, daß sie atemlos der Erleuchtung entgegenschaute, aber sie kamen nicht ganz bis über die Schwelle des wachen Bewußtseins.

Dann tröstete sie sich: „Mein Sohn wird wissen."

Sie wollte diesen Sohn. Sie wollte ihn stark, gesund, begabt, und sie meinte, durch andauernde Konzentration von Willen und Gedanken dies Ziel zu erreichen.

Sie versäumte nichts, was sie selbst widerstandsfähiger machen konnte, nur konnte sie kein Vertrauen zu manchen Verordnungen des alten Donarsbrunner Hausarztes fassen. Der Hofrat ließ sie Mengen von Eiern und Beefsteaks essen und täglich starke Weine trinken. Mohrenthal dagegen, den sie brieflich gefragt hatte, empfahl ihr leichte, reizlose Kost und verneinte die kräftigende Wirkung des Weines schlechthin. Sie wußte, daß Mohrenthal auf der Höhe des fortgeschrittenen ärztlichen Wissens stand, während der alte Hofrat seit Menschengedenken aus seinem hinterfränkischen Winkelresidenzchen nicht herausgekommen war. Der Hofrat war ein „prächtiger" alter Herr, der mit kleinen Regenten und hohem Adel umzugehen verstand, und die Donarsbrunner glaubten an ihn.

Wenn Dieta dem alten Herrn einmal eine eigene Ansicht, eins ihrer Bedenken kund gab, so ging er scheinbar darauf ein, sagte jawohl, jawohl, zwinkerte aber dem hinter ihr stehenden Philipp oder der Prinzessin zu mit dem Ausdruck von: „Laßt sie nur reden. Junge Frauchen sind mal so."

Sie bemerkte es sehr gut.

Einmal schlug sie ihrem Mann vor, einen Berliner Arzt zu Rate zu ziehen.

„Ist Dir der Hofrat nicht genug? Wir haben nie einen anderen Arzt gehabt. Onkel Eberhard ist doch wohl der beste Beweis für seine Methode. Einen alten Herrn in den neunzigern von dieser Frische kannst Du weit und breit suchen."

Sie lachte.

„Ja, weil Onkel Eberhard, wie er so gern erzählt, die ‚Doktors' immer gefoppt hat. Die Medikamente hat er weggeschüttet, statt sie zu nehmen!"

Das konnte nun Philipp nicht leugnen.

Er versprach ihr, mit dem Vater über ihren Wunsch zu sprechen und tat es auch, aber wie er nicht anders erwartet hatte, verhielt sich Graf Kuno ablehnend.

„Der alte Hofrat ist eine Autorität und bewährte Kraft", sagte er; „wer steht uns aber für die Tüchtigkeit so eines mit neumodischem Bazillenunsinn vollgepfropften Grünschnabels aus Berlin? Experimente wollen wir doch lieber nicht machen, — dazu ist die Sache zu wichtig. Dieta soll sich ganz ruhig darauf verlassen, daß alles für sie Notwendige geschieht. Vor allen Dingen soll sie aber dem lieben Gott vertrauen; der hat immer noch mehr gekonnt als alle Menschenkunst."

Etwas kleinlaut kam Philipp mit diesem Bescheid zu seiner Frau.

„Du, der Papa will von einem zweiten Arzt nichts wissen."

Er befürchtete einen Ausbruch der Erbitterung, doch nichts dergleichen kam.

Dieta hatte sich einen wundervollen großen Strauß Herbstlaub zusammengesucht. Sie war im Begriff, ihn in einen irdenen Wasserkrug zu stellen, während er zu ihr sprach.

Da sie keine Antwort gab, fragte Philipp sanft:

„Warum stellst Du den Strauß nicht lieber in eine von den vielen Vasen?“

„Dies ist das allerschönste“, erklärte sie, auf die schillernde Tonkruke weisend. „Ihr wißt gar nicht, wie prächtig die Lasur von Euren einfachen irdenen Gefäßen ist. Sieh doch: dieser pfauenblaue Glanz und der Purpur dieser Zweige dazu, das ist doch ein Entzücken!“ Philipp dachte unbehaglich: „Ob sie mich überhaupt gehört hat? Ich glaube, sie hört oft gar nicht hin, wenn ich etwas sage, weil sie von vornherein überzeugt ist, daß es sie langweilen wird.“

Diese Frau war in einer beständigen Wandlung begriffen! Man wußte nie: Kannte man sie nun, oder kannte man sie nicht? Man glaubte, sie zu fassen, und siehe, schon wieder war sie ganz wo anders!

Philipp war nicht mehr imstande, sie vor sich selbst schlecht zu machen, aber ihr Wesen befremdete und bedrückte ihn. Es war ihm, als käme er neben ihr nie zu seinem Recht. Sie erschien ihm jetzt oft so unheimlich hoheitsvoll; allein er hätte lieber eine weniger hoheitsvolle Frau gehabt, die liebend und in Demut zu ihm aufgeschaut hätte, wie die Mutter zu seinem Vater aufschaute.

* * *

Es war am heiligen Abend. Die Weihnachtsglocken läuteten friedvoll über das verschneite Land, aber im Schloß Donarsbrunn herrschte Erregung und Angst.

Seit vielen Stunden lag Dieta in Geburtswehen. Der alte Hofrat hatte Donarsbrunn seit dem Morgen nicht mehr verlassen. Alles harrte in ängstlicher Spannung von Stunde zu Stunde auf das Erscheinen des heiß ersehnten Erben. Jeder suchte in den Augen des ihm Begegnenden stumm fragend eine Nachricht.

Philipp saß gewöhnlich irgendwo mit der Hand vor den Augen und seufzte. Manchmal weinte er sogar.

Aber auch der Graf Kuno war hochgradig nervös. Für ihn stand mehr auf dem Spiel als Leben und Sterben einer einzelnen Frau, eines Kindes. Wenn das Kind diesmal wieder nicht leben konnte, mußte er die Hoffnung auf den Fortbestand seines Hauses wahrscheinlich für immer begraben. Dann war die unselige Frau, die jetzt so schwer litt, eben für ihren Beruf, Kinder zu gebären, nicht tauglich!

Alle Kinder hatten sich zu diesem Weihnachtsfest um die Eltern versammelt, die Gräfin Egge mit Mann und Kindern und die Wiesensteiner.

Um 5 Uhr nachmittags wurde nach althergebrachter Haussitte der große Weihnachtsbaum für die Dorfkinder angezündet. Die vier lieblichen Töchter bemühten sich um die etwas scheue Schar.

Um Lilli Egge krabbelte es immer von ihrem eigenen kleinen Volk, das Jüngste trug ihr die Kinderfrau nach, ein sechstes stand wieder in Aussicht. Dabei blühte und strahlte die glückliche Mutter, als sei sie eigentlich selbst noch ein Kind.

Auf ihr und ihren Küchlein ruhte des Vaters Auge mit innigem Wohlgefallen. Lilli, die ganz in ihrer Kinderstube aufging und dabei selbst ein glückliches, vertrauendes Kind blieb, war die Frau nach seinem Herzen.

Aber auch diese helle blonde Nichte Marie aus Wiesenstein gefiel ihm ausnehmend. Die war wie geschaffen zur Mutter eines tüchtigen Geschlechts. Wie sie eben den kleinen drallen Bauernbengel in die Höhe hob, um ihn in Erreichweite eines begehrten Zuckersterns am Christbaum zu bringen, — ein Rasse-Geschöpf, so recht aus einem Guß. Daß Philipp an der hatte vorbeisehen können! Es war ewig schade.

Auch jetzt, während der Dorfkinderbescherung, huschte immer eine oder die andere der Damen fort, und wenn sie wieder eintrat, begegneten ihr angstvolle Blicke aus ernsten, blassen Gesichtern.

Alle sangen: „Stille Nacht, heilige Nacht."

Luitgart spielte Harmonium, denn Philipp hatte sich unfähig dazu erklärt. Der mehrstimmige süße Gesang ging ihm so an die Nerven, daß er den Saal verlassen mußte, weil er schluchzte.

Sein ältester Schwager, der dicke Egge, ein gutmütiger Koloß, folgte ihm, um ihn zu beschwichtigen. Er erzählte, wie wundervoll die Wochenbetten allemal seiner Frau bekämen. Philipp fand die Redeweise des Schwagers etwas derb natürlich und nicht so zart verschleiert, wie er es liebte, erkannte aber die wohlgemeinte Absicht dankbar an.

Der Dorfkinderbescherung folgte die des Hausgesindes und der Familie.

Endlich hatten alle ihre Weihnachtsgeschenke in Empfang genommen.

Lilli brachte ihre Kleinen zu Bett. Cousine Marie und die Schwestern durften diesem reizvollen Vorgang beiwohnen. Die Kinder als „Nackefröschchen" in der Badewanne zappeln zu sehen, dem Krähen und Kreischen zu lauschen, war höchstes Entzücken. Endlich saßen sie in ihren weißen Nachtkittelchen in den Bettchen, wie fromme, unschuldige Engelchen, und sprachen ihr Abendgebetchen.

Luitgart, Aribert Veßras Frau, die immer noch keine Aussicht auf Mutterfreuden hatte, flüsterte ihrer Schwester Lilli zu: „Ich beneide Dieta heute — trotz alledem."

Aber auch das nahm sein Ende und die heißersehnte Kunde wollte nicht kommen. Man fragte nur noch stumm. Man antwortete nur noch mit Kopfschütteln und Seufzen.

Einsilbig saß die Familie um die Abendtafel. Da wurde der Graf Kuno herausgerufen.

Der alte Hofrat erwartete ihn im Flur. Er schüttelte bedenklich den Kopf.

„Es geht leider nicht besonders", sagte er leise. „Das

Kind hat nicht die richtige Lage und ist ungewöhnlich groß."

„Dann ist es jedenfalls doch ein Junge?!"

„Ja. Aber um es zur Welt zu bringen, ist ein Eingriff nötig, der nicht ohne Gefahr ist."

„Für Mutter oder Kind?"

„Besonders wohl für das Kind."

Der Graf wurde sehr blaß und so erregt, daß er die Hand des Arztes packte und wie in einen Schraubstock klemmte.

„Hofrat!" sagte er heiser, „Sie wissen, was auf dem Spiel steht! Das Leben dieses Kindes ist s e h r wichtig! — es m u ß erhalten werden." — Dann, sich beherrschend, fügte er ruhiger hinzu: „Tun Sie, was Sie können. Das übrige steht in Gottes Hand."

Als er in den Eßsaal zurückkam, glaubten alle, das Schlimmste sei eingetroffen, so versteinert sah sein Gesicht aus, so scharf die Linien. Aller Blicke hingen an ihm in banger Frage; er hatte aber keine Mitteilung zu machen.

Um elf Uhr ordnete der Graf einen Hausgottesdienst an.

Man sang das alte Weihnachtslied:

„Es ist ein Ros' entsprungen
aus einer Wurzel zart."

Die Stimmen waren auffallend unsicher, versagten vielfach.

Dann las der Graf ein Kapitel aus dem Jesaias und das Weihnachts-Evangelium des Lukas.

Er war mitten im Lukas, als die Tür aufgerissen wurde. Auf der Schwelle stand der alte Hofrat und rief rücksichtslos mitten in die Andacht hinein: „Der Junge ist da!"

„Und lebt?!" rief Graf Kuno über seine offene Bibel weg.

„Ein Prachtkerl."

„Lasset uns Gott danken!" sagte der Graf und fiel auf die Knie, worauf alle anderen das ebenfalls taten. Laut und aus überströmendem Herzen sprach er einige Dankesworte und pries Gottes unerschöpfliche Gnade, die sich abermals über dem Hause Veßra bewährt habe.

„Der echte Patriarch!" dachte der Hofrat.

Bei den Damen löste sich die qualvolle Spannung in Tränen. Außer der Tante Ninette weinten alle, sogar die Ashwyn.

Philipp und sein Vater stürzten zur Tür, sobald das „Amen" verklungen, um den Neugebornen und Dieta zu sehen. Der Hofrat vertrat ihnen den Weg. Das Kind sei in ein anderes Zimmer gebracht, es könnten sie sehen; die Mutter lieber noch nicht.

Dieta hatte zweimal nacheinander narkotisiert werden müssen; das zweitemal hatte es ziemlich lange gedauert, weil über der schweren Geburt entstandene innere Verletzungen vernäht werden mußten. Die große Menge Chloroform und der starke Blutverlust hatten das Herz angegriffen. Ihr Zustand war ernst. —

Das berichtete der Hofrat den beiden Grafen und begab sich eilig zu der Wöchnerin zurück.

„Ist es hier so kalt?" fragte der Graf Kuno den Trinius, der eben die Lichter im Musikzimmer auslöschte. Ihm schlugen die Zähne gegeneinander.

Philipp weinte.

* * *

Der jüngste Veßra war ein großes gut gebautes Kind ohne Fehl und Tadel. Er befand sich in der Pflege einer gesunden jungen Amme, die man eilig aus dem Dorf hatte kommen lassen.

Die ganze Familie schlich sich, eins nach dem anderen, auf leisen Sohlen an die alte Vetzra-Wiege, in welcher der Stammhalter, umhüllt von spinnwebfeinen alten Erb-Linnen, jetzt lag und seine kleinen roten Fäustchen an das Kinnlein hielt.

Man lächelte ihm voll Rührung und Entzücken zu, und das Entzücken steigerte sich noch, als er mit winzigem Stimmlein zu quäken begann.

In der Wochenstube aber herrschte starker Karbol-Geruch, in den sich der süßliche Duft des Chloroforms mischte.

Dieta lag mit geschlossenen Augen in ihrem großen weißen Bett und war selbst so weiß wie ihre Kissen. Ihr braunes Haar fiel in zwei starken Zöpfen über ihre Schultern und zwischen diesen Zöpfen sah das schmale Gesicht besonders kindlich aus. Aber sie atmete schwach und regte sich nicht.

Der Hofrat, die alte Dorf-Hebamme und die Tante Ninette waren leise um sie beschäftigt.

Aber obwohl sie unablässig Reizmittel anwendeten, Kampfer- und Äther-Injektionen, wollte der Puls nicht kräftiger werden. Er wurde klein und unregelmäßig.

„Es geht zu Ende", sagte der Hofrat.

Nun wurde die ganze Familie im Zimmer versammelt. In Donarsbrunn gehörte das Sterben zu den Vorgängen, welchen sämtliche Familienangehörige beizuwohnen hatten.

Philipp kniete fassungslos am Bett, die anderen umstanden es schweigend. Nur die alten Herrschaften saßen.

Graf Kuno las beim trüben Licht einer beschirmten Öl-Lampe mit halblauter, monotoner Stimme Sterbegebete.

Die Damen weinten und brauchten die Taschentücher.

Der Hofrat saß mit der Uhr am Bett, umfaßte Dietas Handgelenk und überwachte die Pulsschläge.

Als die Morgenröte durch die Eisblumen an den Fenstern schimmerte, ließ er die kleine weiße Hand los und sagte: „Es ist vorbei."

Keiner der das Sterbebett Umstehenden hatte eine Veränderung wahrgenommen. Noch immer lag Dieta wie eine Schlummernde.

* * *

Philipp war von der Toten kaum fortzubringen. Ganz gebrochen war er. Und mit Wollust wühlte er in seinem Schmerz.

Er fühlte jetzt nur noch, daß er diese Frau geliebt hatte, daß sie seine erste Liebe war und die einzige bleiben würde, — trotz alledem. Was er an Liebesleidenschaft in sich gehabt, war ausgegeben. Ihm war, als werde mit Dieta seine Jugend eingesargt.

An der Leiche kam es zwischen Vater und Sohn zum ersten Kampf, und in diesem ersten Kampf siegte der Sohn.

Graf Kuno wollte den Sarg im Mausoleum beigesetzt haben; aber Philipp widersetzte sich dem.

„Sie hat mich einmal gebeten, sie nicht in der Gruft, sondern auf dem Friedhof von Gnadendorf bestatten zu lassen."

„Das ist nicht mehr als ein Einfall gewesen", entgegnete der Vater.

„Es ist der Wunsch meiner heißgeliebten Toten; er ist mir heilig."

„Heiliger sollte Dir die Überlieferung unserer Väter sein."

„Ihr graute so vor der Gruft! Nach Gnadendorf will ich sie bringen."

„Versprachst Du es ihr?"

„Ich versprach nichts, aber ich will ihren Wunsch erfüllen. Ich kann nicht anders."

Dabei blieb er.

Widersetzlichkeit gegen die väterliche Autorität war dem Grafen Kuno noch nie bei einem seiner Kinder vorgekommen. Darum erschütterte ihn die Hartnäckigkeit Philipps.

„Sollte diese dämonische Frau das Gift der Auflehnung schon unter meine Kinder und Hausgenossen getropft haben?" dachte er mit Entsetzen.

Und da Philipp in diesem einen Punkt nicht zu beugen war, mußte der Graf nachgeben.

* * *

Im zweiten Sommer, der auf Dietas Tod folgte, zog die Freiin Marie Vetzra von Wiesenstein als Philipps Frau in Donarsbrunn ein.

An diesem Tage legte Donarsbrunn die Trauer ab. Gräfin Marie gelobte, den Schwiegereltern eine gehorsame Tochter, ihrem Philipp die liebevollste Gattin und dem Sohn Dietas eine treue Mutter zu sein.

Alle waren von dieser Heirat beglückt. Es herrschte Dank und Freude hinter den dicken Burgmauern von Donarsbrunn.

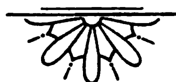
Nur Philipp blieb etwas melancholisch. Alles war ja nun gut und gerade so, wie es sein sollte; aber er fühlte, daß mit Dieta zwar Erregung und Schmerz aus seinem Leben geschieden war, — aber auch die Möglichkeit höchster Lust. Er hatte so viel über Dieta zu seufzen gehabt, als sie lebte, nun seufzte er, daß sie tot war. Er trauerte ostentativ um sie, aber freilich: dieses Trauern war ihm ein Genuß.

Auf dem grünen stillen Gottesacker hinter dem Bet-

saal der Gnadendorfer lag jetzt über Dietas Grab ein flacher Marmorstein.

Und am Abend, wenn die Gemeinde in der Versammlung saß und sang und das Orgelspiel dunkel tönte, schlich sich ein etwas gebeugt gehender junger Mann zu diesem Grab.

Und das Leben ging weiter.



kann man dagegen seine Freude haben. Besonders in ersterer, in der wundervollen Ausschöpfung des Milieus, gipfelt Frieda von Bülows Begabung. Da ist sie Meisterin, der man sich mit gebundenen Händen, in einem Gefühl des Vertrauens ausliefert, ob sie nun, wie hier, in die kleine Residenz, ob sie in Pfarrhäuser, oder in die Schlösser des deutschen Adels führt, ob sie das Treiben in unseren afrikanischen Kolonien oder italienisches Landleben von heute vor uns aufrollt. Sie hat einen merkwürdig scharfen Blick, weniger noch für den Seelenzustand des Einzelnen, als für die Eigentümlichkeiten ganzer Lebenskreise.

Aus einer Besprechung der **Kreuzzeitung**:

. . . wir lassen uns gefangen nehmen von der Energie des Geistes, der in klarer Linienführung, frei vom Gesetz moderner Lebensanschauung, das literarisch einen Zwang auszuüben sich gewöhnt hat, grade Wege zu hohem, edlem Ziel geht. Damit wird keineswegs die Realität des Lebens verleugnet, die Probleme machen sich mit Notwendigkeit und mit berückender Kraft geltend, aber ihre Lösung endet nicht in Willkür und Elend, sondern führt auf die Höhe. Und der unvergleichliche Wert sittlich gefestigter Ordnung bricht sich überzeugend Bahn, ohne daß steifleinene Formen dem verdienten Spott entgehen. . . . .
Wir machen jeden Schritt der innerlichen Entwickelung mit und freuen uns, daß die Atmosphäre immer heller und reiner erglänzt. Auch gefällt uns der zarte Zug, der Skandalsucht vorzubeugen, obgleich sonst die tragischen Momente stark genug herausgearbeitet sind. Die Nebenfiguren sind in interessanter Mannigfaltigkeit und trefflicher Schärfe angegliedert, so daß das Ganze voll befriedigt.

Allein ich will.

Roman.

2. Auflage.

Geh. 6 Mark; geb. 7 Mark.

Mit diesem Pfarrersroman hätte sich die welt- und seelenkundige Verfasserin einen Platz in der Literaturgeschichte erobert, wenn sie ihn nicht schon besäße.

Die Christliche Welt. G. Gerok.

„Allein ich will" ist eins der seltenen Frauenbücher, die bei aller weiblichen Liebe zum Einzelnen einen mannhaften Zug zum Ganzen, einen freien Lebensüberblick bekunden . . .

Rein menschlich genommen trägt die Gestalt Vachas alle Züge des Genies, das dem Grundsatz lebt: alles oder nichts. Alle übrigen stellen ihm gegenüber Typen der Durchschnittsmenschheit vor, die am Ende immer der rechthabende, überlebende Teil ist. Die Charakteristik des genialen Mannes, die den künstlerischen Kern des Werkes ausmacht, ist eine bedeutende, nicht nur für eine Frau ungewöhnliche Leistung. **Tägliche Rundschau.**

So sind es denn zwei groß angelegte Charaktere, die Frieda von Bülow ihren Lesern vorführt, deren Gedanken, Fühlen und Wünschen sie meisterlich Ausdruck verleiht, und deren Sichfinden und Voneinandergehen sie ausgezeichnet motiviert. „Ich will“ ist ein Kunstwerk, das man mit Genuß und Gewinn liest.

Eliza Ichenhaeuser in der **Breslauer Zeitung.**

Im Zeichen der Ernte.

Italienisches Landleben von heute.

Geh. 5 Mark; geb. 6 Mark.

Professor Dr. Maximilian Claar in Rom urteilt über das Buch in der **„Zeit“**:

Die Verfasserin hat ihrem neuesten Werke, das der reinsten Liebe für Italien entsprungen ist, einen Untertitel gegeben; sie nennt den Roman: „Italienisches Landleben von heute“. Sie hat recht daran getan, diesen Wegweiser aufzustellen, denn wenn auch der italienkundige Leser ihn nicht nötig hat, um zum Genuß zu gelangen, so wird dafür der dem Lande und seinem Leben Fremde von vornherein darauf hingewiesen, daß er nicht nur eine Romanhandlung sich entwickeln sieht, sondern daß die Schilderung des Milieus und des Zuständlichen in allem, was uns das Buch vor Augen führt, einen eignen Platz im Eindruck des Lesers beanspruchen soll und kann. Diese Schilderungen aber sind meisterhaft, sind zum Teil das Beste, was seit langen, langen Jahren in dieser Richtung geschrieben worden ist. Wahre Kabinettstücke sind darunter, wie z. B. die Abfahrt eines Pilgerzuges auf dem Bahnhof von Pescara, die Erklimmung der kleinen Bischhofsstadt Lermo in der Mittagsglut eines italienischen Sommertages, die Erntefeste der Bauern auf dem gräflichen Gut usw. Wie plastisch ist das alles, wie ein-

fach, ohne überflüssige Beiworte nur mit wenigen Strichen gezeichnet und doch so unendlich farbenprächtig. Wer je in Sonnenglut eine hochgelegene italienische Kleinstadt betrat, durch die glühenden Straßen bergan endlich den Marktplatz erreichte und im Schatten der alten Steinpaläste Kühlung suchte, der wird die analoge Schilderung in dem Bülowschen Buch als etwas unerhört Lebensvolles und Treffendes empfinden und, wie gesagt, in allem, was Schilderung dieses herrlichen Teiles von Italien, den die adriatische Küste bildet, betrifft, eine der besten Veröffentlichungen auf diesem Gebiet sehen. Seit fast einem Jahrzehnt verfolge ich von Rom aus die sogenannte Reiseliteratur über das Wunderland, das meine zweite Heimat geworden ist, aber man kann nur von Jahr zu Jahr die stetig sinkende Qualität dieser Publikationen konstatieren, und was Deutsche speziell an Italien mit sogenannten Reiseschilderungen verbrochen haben, wird durch die ihren Büchern innewohnende ehrliche Begeisterung kaum zum Teil gesühnt. Frieda v. Bülow aber ist unstreitig die deutsche Feder, der man die Aufgabe zuweisen mußte, durch die Schilderung der weniger bekannten Teile des Landes eine Prophetin für die deutschen Landsleute zu werden, die sich noch immer mit dem Herden-Rundreisebillet begnügen. — Es mag sein, daß dem Leser außerhalb Italiens die wirkliche Handlung des Romans mehr bedeutet als die Schilderung des Milieus. Trennen läßt sich aber beides nicht voneinander in diesem Buche, denn es wird von einem überaus starken Erdgeruch durchströmt.

Wundervoll sind fast ohne Ausnahme die italienischen Typen: (folgt Charakteristik einzelner) dann die ganzen Figuren der Kleinstadt, die Diener der Adelsfamilien, die Glanz und Sturz erlebt, die Bauern mit ihren Freuden und ihren Sorgen, sie stehen in diesem Buch vor uns, wie wir hier im Lande sie im Leben vor uns sehen. Das Buch muß jedem hohen Genuß bieten.

Anna Stern.

Roman.

Preis 5 Mark; elegant gebunden 6 Mark.

Dieses warme Buch ist weiblich im besten Sinne des Wortes: in der süßen Herbigkeit seiner Grundstimmung, der Reinheit seiner Gefühle, der Gesundheit und Heiterkeit seiner Weltanschauung, der Einfachheit seiner Geschehnisse,

der Schlichtheit seines Vortrags. Auch der unbeirrbare Konservatismus darf als ein Charakteristikum der besten Frauen unseres Zeitalters gelten. Sind doch die Ebner und die Egidy, die Grazie, die Frapan und die Ricarda Huch konservativ in dem Sinne einer ruhigen, gesetzmäßigen Entwicklung auf der gesunden Basis des Vorhandenen. Sie sind keine Stürmer, keine Neuentdecker, keine Rebellierer und Kritiker; sie suchen zu versöhnen, auszubauen, sie lehren, sich in die Welt mit einem Lächeln zu finden und ein schweres Los mit Würde zu tragen. Doch predigen diese Frauen nicht etwa das Thema der Entsagung, sie streben das ruhige Gleichgewicht der Seele, die Harmonisierung des Menschen an. Suche Dein Herz zu stärken, Deinen Geist zu gestalten, Deine Fähigkeiten zu bilden, Dein Selbst zu vertiefen, dann wirst Du über das Leid herrschen und der Herr der Welt sein! scheint Frieda von Bülow in ihrem schönen Buche zu sagen. Diese Anna Stern ist in der Tat eine Siegerin des Lebens. Die Liebe hat ihr nichts anhaben können, sie geht geläutert aus ihr hervor. Demütigung, Feindschaft, Verachtung haben sie nicht beirren können. Sie liebt ihre Feinde, aber sie gibt ihnen keinen Einfluß auf ihre Entschließungen, sie anerkennt ihre Mutter, aber nicht bei Bestimmung ihres eigenen Tuns. Stolz und aufrecht geht sie den ihr gemäßen Weg und hat nicht zu klagen. Ihre Kraft schafft sich Bahn, die ruhige Sicherheit ihres Wesens zwingt Widersacher und Schicksal. Daß diese Anna Stern außerdem Doktorin der Medizin, Anhängerin moderner Ideen ist, das ist ganz nebensächlich, daß dieses Buch eine Tendenz hat, ganz irrelevant. Die hier dargestellte Frau ist mehr als Frauenkämpferin, als inkarnierte Idee, sie ist die Verkörperung des vollendetsten Typus Weib, den wir heute kennen. Das treffliche Buch ist mehr und anderes als ein Kämpferbuch. Es ist ein Kunstwerk.

Frankfurter Zeitung.

Wir von heute.

Zwei Erzählungen.

Preis 3 Mark; elegant gebunden 4 Mark.

Ich weiß nichts näheres von der Verfasserin; aber ich möchte wetten, daß sie eine überaus sympathische, harmonische Frau ist mit großer, klarer, vornehmer Hand. Denn so wirkt ihr Buch. Es ist ein Tendenzbuch im besten Sinn; wir be-

kommen keinerlei Theorien zu hören. Die Tatsachen predigen: Das Evangelium von der neuen Frau. „Wir Männer", meint Hugo, „sind halt Spätlinge einer überlebten Kultur, während Ihr Weiber erst anfangt, Euch freier zu bewegen und Eure verbrauchten Kräfte zu erproben. An Euch ist alles jetzt Drängen und Werden. Aber wo soll's hinaus? Entbehren können wir ja einander doch nicht." „Nein, wir können und wollen einander gewiß nicht entbehren. Aber wir Frauen müssen verlernen, uns als Eure Kinder fühlen zu wollen, weil Ihr uns kein Vater mehr sein könnt. Es kommt jetzt die Zeit unsrer Mündigkeit. An Stelle des Kindschaftsverhältnisses wird das geschwisterliche, das freundschaftliche treten." „Wird das schöner sein?" „Danach fragen Sie nicht mich. Fragen Sie die Geschichte, die so viel Wunderschönes begräbt, um Neues zu bringen. Fragen Sie die rastlos ummodelnde, rastlos weiterschreitende Natur, nicht mich! Ich kann Ihnen nur sagen, daß es kommt!" So klingt die erste, bedeutendere der beiden Geschichten aus. Der Wert aller Erziehung beruht auf dem Beispiel. Dieses Buch ist geschaffen, erzieherisch zu wirken, indem es Frauen zeigt, die unser aller Ziel erreicht haben: Reichste Entwickelung der Persönlichkeit.

Neue Badische Landeszeitung.

Im Lande der Verheißung.

Ein deutscher Kolonialroman.

2. Auflage.

Preis 5 Mark; elegant gebunden 6 Mark.

Frieda von Bülow hat mit diesem Kolonialroman ein sehr aktuelles und ein interessantes Buch gegeben. Sie selbst hat in einer für sie schweren Zeit unsere afrikanischen Kolonien kennen gelernt, ihre genaue Kenntnis und ihr temperamentvolles Lieben sind diesem Romane zugute gekommen. Sehr klar, sehr anschaulich, vielfach auch sehr stimmungsvoll ist das Leben in diesem Neuland geschildert, und Frieda von Bülow hat mit großer Unparteilichkeit die verschiedenen dort wirksamen Interessensphären in ihren Vertretern charakterisiert.

Litterarisches Echo.

Auch dieser Roman darf auf dem Felde der Unterhaltungsliteratur als eine patriotische Tat zählen. Er ist dem Andenken des Bruders der Verfasserin, der als Kompagnieführer der Schutztruppe am Kilima-Ndjaro den Heldentod starb, geweiht, und macht der pietätvollen Wid-

mung Ehre. Denn auch er stellt sich in den Dienst der deutschen Kolonialsache und unschwer wird man in ihm bestimmte Vorgänge der Episode Peters und dessen eigene Gestalt wiedererkennen. Aber Wahrheit und Dichtung sind hier von geschickter Hand verwoben, die die künstlerischen Gefahren des Tendenzromans mit gutem Geschmack vermeidet und dem realen Hintergrunde in unauffällig unterhaltsamer Weise Geltung und Verständnis zu schaffen weiß. Freiin von Bülow kennt Land und Leute in Ostafrika durch längeren Aufenthalt aus eigener Anschauung und war dank ihrer guten Beziehungen in der Lage, auch die Verwaltung aus der Nähe zu studieren. So erhebt sich ihr Roman zu dem Werte eines wahrheitstreuen Kulturbildes, das schon um der guten Sache willen Empfehlung verdient.

Johanniter Wochenblatt.

Abendkinder.

Roman.

Preis 5 Mark; elegant gebunden 6 Mark.

Wir haben es mit einem tüchtigen Roman zu tun, weil uns ein Stück Leben aus guter Beobachtung und in sinnvoller innerer Verbindung geboten wird, was in Deutschland weit über den Durchschnitt hinausgeht. Frieda von Bülow hat eine kluge, gewandte, feine Art zu erzählen, ganz ohne die Aufdringlichkeit anderer Schriftstellerinnen, deren anspruchsvollere Persönlichkeiten uns immer mehr interessieren sollen als sie verdienen. **Neue Deutsche Rundschau.**

Die Verfasserin hat sich durch ihre deutschen Kolonialromane Ruf verschafft; doch sie ist auch heimisch im Mutterlande, nicht bloß auf dem Gebiete der Weltpolitik, für welche sie allerdings Spezialkenntnisse mitbringt, die anderen Romanschriftstellern fehlen. Ihr neuer Roman „Abendkinder" zeigt ihre genaue Kenntnis des deutschen Landlebens, des Verkehrs auf den deutschen Rittergütern; er enthält treffliche Charakterzeichnungen und vor allem ein anziehendes Seelengemälde, dasjenige der Heldin Juliane. Auf Sensationen ist er nicht berechnet und selbst der Traualtar, der für viele Leser und Leserinnen am Schluß eines Romans erst die ersehnte Befriedigung gewährt, wird nicht für alle Helden und Heldinnen errichtet, im Gegenteil, zwei „Abendkinder" scheiden von uns mit einer wehmütigen Resignation auf das Glück. Eine Fülle geistvoller, meist

origineller Betrachtungen über Welt und Leben hat Verfasserin ihrer Heldin Juliane mit auf den Weg den Roman gegeben; es ist jedenfalls ein interes Frauencharakter, doch auch die anderen Personen sind umrissene Charaktere, welche dem Talent der Verfasseri günstiges Zeugnis ausstellen.

Leipziger Zeitung.

Die stilisierte Frau.

Sie und Er.

Zwei Novellen.

Preis 2.50 Mark; gebunden 3 Mark.

In den beiden Novellen liest die sonst so liebenswürdi Verfasserin dem starken Geschlecht ganz gehörig den Te jenen Männern, die sich erst spät, nach des Lebens Re und rasch verbrauchter Schaffensfreudigkeit dem unberührt Weibe zuwenden, um bei ihm, gleich den Unholden d alten Volksmärchen, Erneuerung ihrer Lebenskraft zu finde Minder tragisch, oder besser tragikomisch als die erste Nove klingt die zweite aus, in der schließlich das etwas maskul gezeichnete Erwerbsweib dem haltlosen dekadenten Dichte ling Stütze und Stab wird, und beide ineinander die E gänzung eigener Wesensdefekte finden. Stärker retouchie erscheinen die Personen der ersten Novelle, so namentli der physisch bankerotte Genußmensch, der nur noch in re ästhetischem Empfinden seelische Schwingungen auszulös vermag, und die gleich einer Gestalt von Rosetti od Burne-Jones in aller Reinheit und Unschuld aufgewachse Komtesse, der bis weit ins erste Jahre der Ehe hinein animalische Genese ein Buch mit sieben Siegeln geblie ist. Mit bewundernswertem, feinfühligem Realismus ist v allem die Wandlung gezeichnet, die sich in dieser durch jahr lange Abgeschlossenheit von der Welt wahrem Leben fe erstarrten Frauenseele während der Lektüre des Bibelbuch vollzieht. Es weht etwas von dem scharfen kaustisch Humor der besten französischen Novellistik durch die beide jüngsten Schöpfungen der Freiin von Bülow, die man b näherem Hinsehen ernster als auf den ersten Blick zu nehm gestimmt wird. Manche Partie wird Eltern und Erzieh sogar recht nachdenklich stimmen und vielleicht Anlaß gebe dieses oder jenes Vorurteil zu beseitigen.

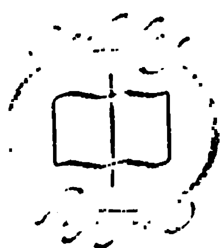
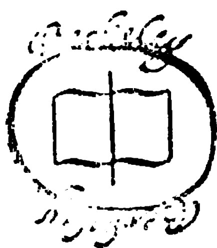
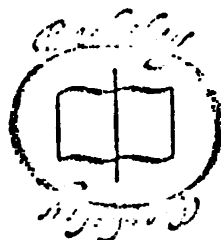
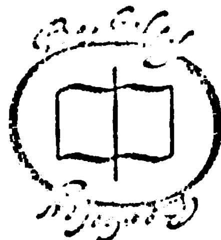
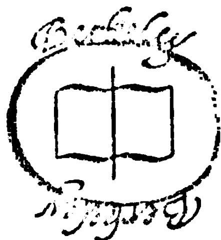
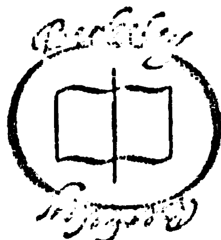
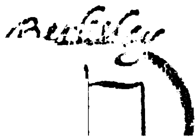
Leipziger Zeitung.

---

hat
Beg
terei
ind f
ssern.
ettung.

nswür
den
ens R
berüh
olden
zu fin
te Nov
masku
Dicht
die
etouchie
mentli
in me
szulös
etti od
wachse
ineir
geblie
aß ist
rch ja
Leben
ibelhe
auin
die
man
zu neh
Gr
laß

eitun

Berkeley

